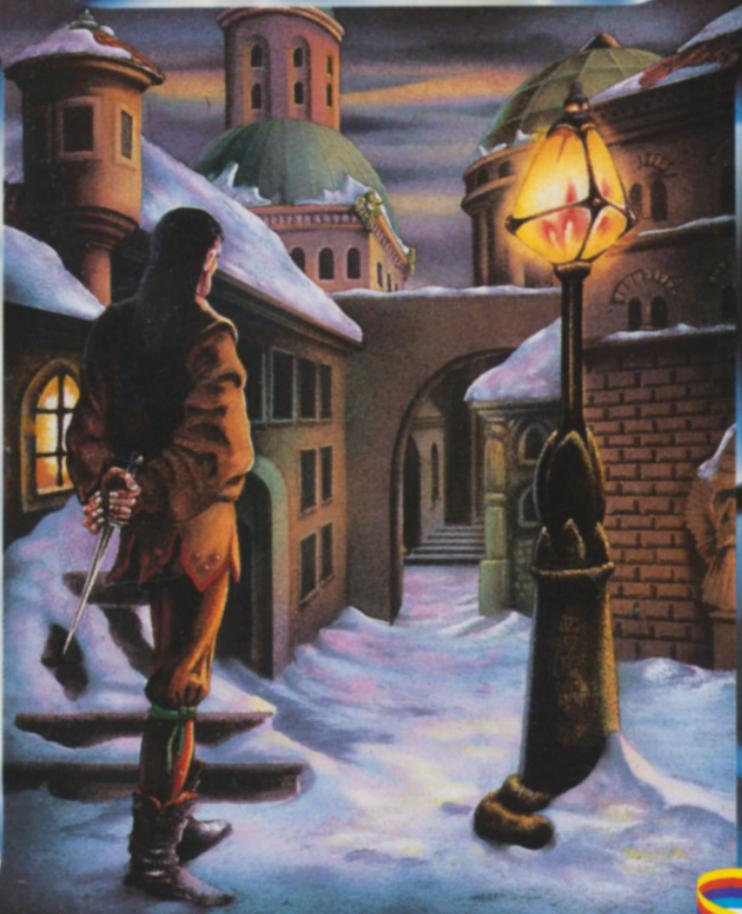


HEYNE
BÜCHER

Das Schwarze Auge

SPUREN IM SCHNEE

KARL-HEINZ WITZKO



ROMAN

Schmidt
Spiele

Aventurien heißt die phantastische Spielwelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler. Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels Das Schwarze Auge. Die Romane der gleichnamige Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

»Die übliche Verfahrensweise besteht darin, daß der Auftraggeber an die Bruderschaft herantritt. Heißt der Zweite Finger sein Anliegen gut, so bestimmt er einen von uns, sich der Sache anzunehmen, worauf der oder die Erwählte für einen stillen oder spektakulären Tod des Opfers sorgt. Bei der Erledigung unserer Arbeit kommen wir meist den Wünschen des Auftraggebers nach – aber nicht immer. Schließlich sind wir keine Unmenschen. Doch nun zu dir, Bruderschwester ...«



1. Band: Ulrich Kiesow, *Der Scharlatan* · 06/6001
2. Band: Uschi Zietsch, *Túan der Wanderer* · 06/6002
3. Band: Björn Jagnow, *Die Zeit der Gräber* · 06/6003
4. Band: Ina Kramer, *Die Löwin von Neetha* · 06/6004
5. Band: Ina Kramer, *Thalionmels Opfer* · 06/6005
6. Band: Pamela Rumpel, *Feuerodem* · 06/6006
7. Band: Christel Scheja, *Katzenspuren* · 06/6007
8. Band: Uschi Zietsch, *Der Drachenkönig* · 06/6008
9. Band: Ulrich Kiesow (Hrsg.), *Der Göttergleiche* · 06/6009
10. Band: Jörg Raddatz, *Die Legende von Assarbad* · 06/6010
11. Band: Karl-Heinz Witzko, *Treibgut* · 06/6011
12. Band: Bernhard Hennen, *Der Tanz der Rose* · 06/6012
13. Band: Bernhard Hennen, *Die Ränke des Raben* · 06/6013
14. Band: Bernhard Hennen, *Das Reich der Rache* · 06/6014
15. Band: Hans Joachim Alpers, *Hinter der eisernen Maske* · 06/6015
16. Band: Ina Kramer, *Im Farindelwald* · 06/6016
17. Band: Ina Kramer, *Die Suche* · 06/6017
18. Band: Ulrich Kiesow, *Die Gabe der Amazonen* · 06/6018
19. Band: Hans Joachim Alpers, *Flucht aus Ghurenia* · 06/6019
20. Band: Karl-Heinz Witzko, *Spuren im Schnee* · 06/6020
21. Band: Lena Falkenhagen, *Schlange und Schwert* · 06/6021
22. Band: Christian Jentzsch, *Der Spieler* · 06/6022
23. Band: Hans Joachim Alpers, *Das letzte Duell* · 06/6023
24. Band: Bernhard Hennen, *Das Gesicht am Fenster* · 06/6024
25. Band: Niels Gaul, *Steppenwind* · 06/6025



KARL-HEINZ WITZKO

SPUREN IM SCHNEE

*Zwanzigster Roman
aus der
aventurischen Spielewelt*

herausgegeben
von
ULRICH KIESOW

Originalausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6020

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem
Papier gedruckt.

Redaktion: F. Stanya

Copyright © 1996

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München,
und Schmidt Spiele + Freizeit GmbH, Eching

Printed in Germany 1996

Umschlagbild: Krzysztof Włodkowski

Kartenentwurf (Seite 8/9): Ralf Hlawatsch

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-11933-9

Inhalt

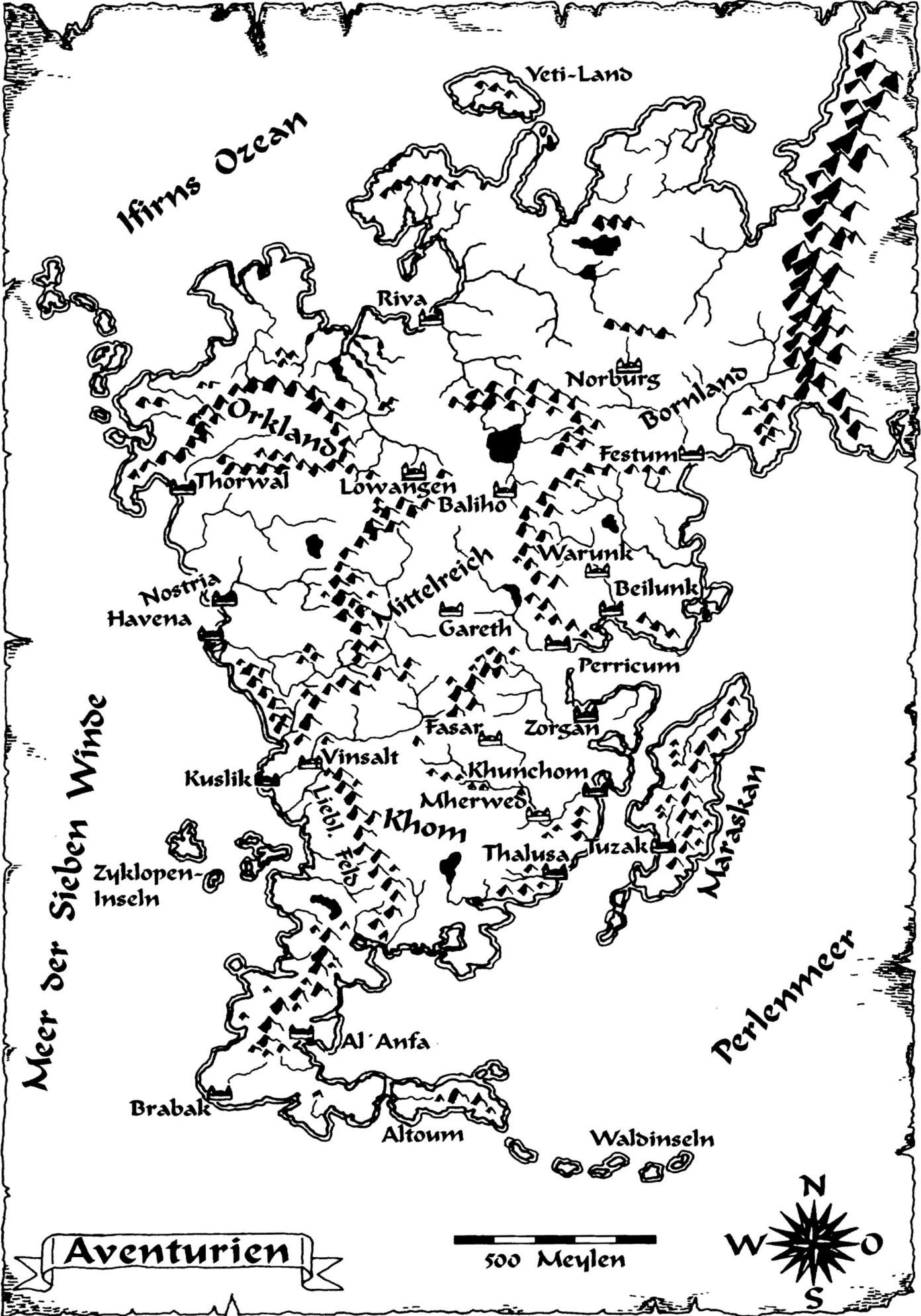
Güter und Schlächter	11
Der Totengott und andere Verwandte	24
Der gewöhnliche Mord	57
Vögel, Geister und andere mörderische Kreaturen	81
... im	131
Von guten Zeiten	132
... im	158
Im Haus der toten Käfer	159
... im	194
Die Gebeinfelder toter Helden	195
... im	211
Aus dem fruchtbaren Schoß furchtbarer Wälder	213
... im	230
Auf der Lauer	231
... im	248
Mörderisches Wetter	249
... im	273
Das Wollnashorn	274
... im	297
Von Türen	298
... im	308
Kahle Bäume	309
... im	324

Ein Ausflug	325
... im	351
Die übliche Vorgehensweise	352
... im	375
Eingehandelt, ausgehandelt	376
... im	391
Der klassische Liebhaber	392
... im	412
Aus Vogelsicht	413
... im	429
Blutspur	430
... im	450
Von Hasen und Eiern	451
Von Türen und stillen Häusern	484
Des Feldschers Haus	500
Asboran	538

ANHANG

Zeittafel	549
Erklärung aventurischer Begriffe	553

Meer der Sieben Winde



Der Autor bedankt sich für magiekundliche Beratung bei:

A'Sar al'Abastra, einer Magistra mit bewegter Vergangenheit,

Doctor Drinji Barn, einem alternden Magier mit Schuppenproblemen,

und bei Hofmagus Melwyn Stoerrebrandt, dem scharfäugigen Diener seines Kaisers,

im wirklichen Leben auch als Lena, Lars und Stefan bekannt.

Es gab keine Indizien, aber das mußte nicht heißen,
daß keine Verbrechen begangen wurden.

– HANIF KUREISHI



Güter und Schlächter

Das Gute, das Schlechte, das Lichte, die Düsternis und eine Frage: Kann das Gute das Schlechte gebären?

Die Erfahrung, daß die Folgen des Guten nicht zwangsläufig gut sind, ist uns auf unheilschwangere Weise vertraut. Dennoch beharren wir darauf, daß das Gute immer zum Guten führen wird und daß, falls einmal Gegenteiliges geschieht, sich irgendein unverständlicher Unfall zugetragen haben muß. Denn anders kann es nicht sein. Also sagen wir etwa: Die Ansätze und Absichten waren gut, oder: Hier wurde des Guten zuviel getan. Es klingt wie eine Ausrede, als steigere man gut so: gut, besser, am besten, zuviel. Ja sogar wie eine Warnung, wie eine Mahnung, daß es eine Grenze geben könnte, deren Überschreiten die Götter nicht dulden, deren Überqueren sie als Hochmut und Hoffart bestrafen.

Sind die Götter gut?

Ein Geweihter der Zwölfgötter, so man ihn danach fragte und so er nicht sogleich nach der Heiligen Inquisition riefe, die dann alsbald mit guß- und

schmiedeeisernem Gerät erschiene und begänne, statt seiner die fällige Antwort zu geben, würde die Frage vielleicht so beantworten: Sie sind gerecht. Und was das Gute anbelange, so wisse ein jeder, daß es ständig verteidigt werden müsse gegen die Schergen des Namenlosen und die dämonischen Kreaturen aus den Verliesen der Niederhöllen.

Er würde es weder sagen noch denken, aber es käme dennoch über seine Lippen: Daß das Gute schwächlich sei und ohne eigene Kraft, daß es ständig gepflegt und gehätschelt werden müsse, um nicht zu verdorren. Daß es ihm sonst nicht anders erginge als einem Reisfeld auf der schwülen Insel von Maraskan, das – nicht mehr bestellt von den Händen seiner Bauern, seiner Leibeigenen oder der zur Zwangsarbeit verurteilten Sträflinge – rasch wieder zu dem wird, was es ursprünglich war, nämlich ein Teil des natürlichen Dschungels.

Das Gute, das Schlechte, das Lichte, die Düsternis und eine weitere Frage: Kann das Schlechte das Gute zeugen?

Die Vorstellung, daß aus etwas Schlechtem etwas Gutes entstehen könnte, ist unheimlich. Sie klingt wie eine Einflüsterung des Namenlosen Gottes, wie eine Ausdünstung des lügnerischen Amazeroths, des Dämonenfürsten und ewigen Gegenspielers der weisen Hesinde. Sie ist wie ein Hämmern an den Grundfe-

sten der Welt, ja gar Alverans, der Heimstatt der Götter. Denn wenn das Schlechte sich so wider seine Natur verhalten kann, daß es Elternteil des Guten wird, woher wollen wir dann noch wissen, was das Gute vom Schlechten trennt, was das eine ist, was andere, und ob das, was wir immer als gut erachteten, nicht jederzeit Schlechtes gebären kann? Also klammern wir uns, falls wir derlei Ungemach beobachten, in weißknöcheliger Verzweiflung an die Hoffnung, daß etwas Gutes in jenem Schlechten war, daß es einen guten Kern gab, der letztendlich obsiegte. Wir werden uns davor hüten zur Kenntnis zu nehmen, daß wir jetzt anders argumentieren als zuvor, daß wir nicht von Unfällen sprechen, die dem Schlechten widerfuhren, und von keinem Zuviel an Schlechtem. Täten wir es nicht, so wäre das Leben Willkür.

Doch wie wollen wir eine Zeit beurteilen, in der etwas Schlechtes die Ursache von etwas Gutem ist? Sagen wir: Wie schrecklich sind diese Zeiten, wenn schon das Schlechte Gutes gebären muß? Oder: Wie glücklich sind diese Zeiten, wenn selbst das Schlechte Gutes zeugt?

Das Gute, das Schlechte, das Lichte, die Düsternis und – vorerst – eine letzte Frage: Kann Licht aus Düsternis, kann Düsternis aus Licht entstehen? Die Antwort ist banal, es geschieht jeden Tag, morgens und abends.

Für die Bewohner des rebellischen Maraskans, der Insel, die auch nach dreißig Jahren Besatzung durch das Heer aus dem fernen Gareth nicht zur Ruhe gekommen ist, sind solche Überlegungen eher unbedeutend. Ihre Götter sind Rur und Gror, die Göttlichen Zwillinge, die gleichzeitig Brüder und Schwestern sind. Als Rur vor mehr denn fünftausend Jahren den Weltendiskus als Geschenk für seinen Bruder oder ihre Schwester erschuf und er und sie ihm und ihr dieses Geschenk über die Abgründe der Zeit zuwarf, schuf Rur die Welt symmetrisch und – was kann man von dem Geschenk eines Schöpfergottwesens an seine Geschwistergottheit auch anderes erwarten – vollkommen!

Sicher werden sich auch die Gläubigen der Zwillingsgötter bisweilen die Frage nach der Trennbarkeit von gut und schlecht stellen, schließlich sind sie Menschen, aber sie werden sie auf ihre Art beantworten. Sie werden sagen: Wenn wir das eine beobachten, dann muß es auch ein Gegenstück dazu geben. Alles andere wäre beunruhigend! Denn so hat Rur die Welt geschaffen.

Doch was war das für eine Zeit, in der sich die nachfolgende Geschichte zutrug, dieses Jahr 25 Hal, gezählt nach der Regierungszeit eines Kaisers, der bereits seit zweimal vier Jahren als verschollen galt, vielleicht sogar tot war? Dessen Sohn Brin sich nicht

dazu entschließen konnte, sich anders zu sehen, als nur als Stellvertreter seines Vaters, und der darum zögerte, eine neue Jahreszählung unter seinem eigenen Namen zu beginnen? Der zauderte, das Jahr 1 Brin auszurufen und sich selbst Kaiser zu nennen, und statt dessen vorzog, Reichsbehüter zu heißen. War es eine gute Zeit oder eine schlechte Zeit?

Für die meisten Menschen – und vermutlich auch Elfen und Zwerge – war das Jahr 24 nicht viel anders als die Jahre zuvor, nämlich bestimmt von Arbeit und Muße, von alltäglichem Glück und Leid. Doch einige wenige hatten endlich erkannt, daß eine durch und durch schlechte Zeit gekommen war, daß ein Abend über die Welt hereinbrach, der nicht der Abschluß eines Nachmittags war und der nicht sanft überleitete zur Nacht, der vielmehr völlig isoliert aus dem Nichts kam.

In Tuzak, die einst Hauptstadt des Königreiches von Maraskan und nun nur noch Regierungssitz eines tyrannischen Fürsten von Gareths Gnaden war, hatte die Priesterschaft der Zwillinge gerade drei Jahre zuvor aus ihren Heiligen Rollen erfahren, daß schon bald die Wesen aus der Sphäre der Dämonen die Welt betreten würden. Sie hatte deshalb unverzüglich und insgeheim begonnen, einen Ort zu suchen, von dem sie hoffte, daß er Schutz vor den kommenden Wirren bieten möge, und als die Priester

meinten, diesen Ort gefunden zu haben, führten sie zweitausend Maraskaner, mithin einen von fünfzig Bewohnern der Insel, weg von dem Eiland Maraskan, dorthin, wo sie gedachten, ihre neue Stadt Asboran, die Verschwiegene, zu erbauen.

Dieser Auszug der Zweitausend erfolgte weder friedlich noch mit dem Einverständnis ihrer weltlichen Herren. Dabei spielte es keine Rolle, daß die Flüchtlinge angaben, eine der vielen Sekten des Rur- und-Gror-Glaubens zu sein – was eine Lüge war – und nur nach den Geboten ihres Glaubens zu handeln, denn ein Fünfzigstel weniger Untertanen ist ein Fünfzigstel weniger Abgaben, die als Dukaten die Schatullen eines Herrschers füllen. Allein, niemand konnte die Flüchtenden an ihrem Auszug hindern.

Doch angekommen auf dem tulamidischen Festland, behauptete diese vielköpfige Schar nicht länger, eine Glaubenssekte zu sein. Vielmehr gaben sich die Neuankömmlinge mit einemmal als Nachfahren einer Prinzessin dieses Landes aus, das sie eben erreicht hatten; einer Prinzessin, die einer Sage nach zu einer Zeit, als Maraskan noch nicht einmal von Menschen besiedelt war, an den Gestaden der östlichen Insel gestrandet sein sollte und nie wieder heimgekehrt war. Diese rührende Geschichte, und nicht zuletzt eine größere Menge Goldes, das in gut ausgewählte, offene Hände gelegt wurde, bewog manche der Berate-

rinnen der Herrscherin des Landes, ein Wort für diese langvermißte Anverwandtschaft zu verwenden. Diese Höflinge taten gut daran, genauso wie sie nicht schlecht daran getan hatten, das fremde Gold in ihren Händen in ihre Taschen gleiten zu lassen. Denn in dem Menschenstrom, der gegen die Küste Araniens gebrandet war, schwammen Hechte, die die Heiligen Rollen der Priesterschaft Rurs und Grors als Verbündete zugewiesen hatten. Diese Hechte hätten keinen Augenblick gezögert, jeden, der ihrer Unternehmung im Wege gestanden hätte – wie sie es selbst ausdrückten –, auf den Weg zu seiner Wiedergeburt zu schicken – ohne jegliches Gefühl von Schuld oder Reue, ohne auch nur einen flüchtigen Gedanken an *gut* oder *schlecht* zu verschwenden. Denn auch so hatte Rur die Welt geschaffen.

Bei so vielen Fürsprechern konnte Königin Sybia von Aranien schließlich nicht anders handeln, als die *Kinder Shilas* als ihre Kusinen, Neffen und Nichten willkommen zu heißen, zumal das Ziel dieser bescheidenen Verwandtschaft nicht die wohlhabenden Städte des aranischen Reiches waren, sondern ein garstiger Landstrich, dafür verschrien, daß er dem Menschen feindlich sei. Das geschah ein halbes Jahr vor Beginn des unruhigen Jahres 25.

Nach einer gängigen, aber leider völlig falschen Theorie war der Exodus der Kinder Shilas einer der

Gründe für die sich verschärfenden Repressalien der neureichischen Besatzer Maraskans. Ein anderer Grund war der Verdacht, daß während der alljährlichen Diskusstafette Waffen in das immer noch belagerte Boran geschmuggelt würden, die einzige Stadt Maraskans, die sich nie dem Joch Gareths gebeugt hatte.

Mit der Diskusstafette beginnt das maraskanische Neue Jahr. Sie ist einer der feierlichsten Gebräuche, die der Rur-und-Gror-Glaube kennt. Während ihres Verlaufs wird ein Diskus von der alten Königsstadt Tuzak quer über die gesamte Insel nach der heiligen Stadt Boran geschleudert, symbolisierend den Flug des Weltendiskus von Rur zu Gror. Dieser Brauch wurde im Jahre 25 von Herdin, Fürst von Maraskan und Vasall des Kaisers des Neuen Reiches, verboten. Einher damit ging eine Welle von Verhaftungen von Männern und Frauen, die der Komplizenschaft mit den Rebellen im unwegsamen Innern der Insel verdächtigt wurden, aber auch von Männern und Frauen, von denen nie jemand solche Sympathien angenommen hätte. Doch wie erwähnt, trifft die zitierte Theorie sowieso nicht zu, denn diese Ereignisse waren nur Teil des einzigartigen geschwisterlosen Abends, der über Maraskan und die Welt hereingebrochen war.

Nach der Meinung der meisten religiösen Lehrer Maraskans ist es nahezu unmöglich, die Götter zu be-

leidigen. Eine Frage der Größe, sagen sie. Gror, da selbst Gott, könnte vielleicht Rur beleidigen, aber warum sollte er und sie seiner geliebten Bruderschwester das antun, und warum sollte Rur eine solche Beleidigung überhaupt als Beleidigung akzeptieren? Und könnte ein Mensch die Götter beleidigen, dann könnte das wohl auch eine Katze, eine Ziege oder eine Kakerlake, die sich ihrerseits wiederum nicht darauf beschränken müßten, nur Götter zu verhöhnen. Nun ist die maraskanische Kakerlake zwar ein Tier von erstaunlicher Beharrlichkeit und beeindruckender Größe, doch hat man noch nie gehört, daß ein Mensch einem Käfer wegen einer Frechheit Rache und Vergeltung geschworen hätte.

Andererseits ist es nicht nur nach der Meinung der Bewahrer des Rur-Gror-Glaubens durchaus möglich – und dazu wesentlich leichter –, statt der Götter die Gläubigen zu beleidigen. Und da dies so ist, blieb das Verbot der Diskusstafette nicht ungeahndet.

Zwar konnte die schwerbewaffnete Macht Gareths auf Maraskan selbst einigermaßen dafür sorgen, daß auch weiterhin die schwüle, unzuverlässige Ruhe im Lande herrschte, nicht so aber in den Städten der Ostküste des aventurischen Kontinents. Denn dort hin, unter den Schutz tulamidischer Herrscher, aber auch den des weit nördlich gelegenen schweigsamen Bornlandes, hatten sich viele Maraskaner geflüchtet,

als Reto ihnen vor dreißig Jahren ihr Land gestohlen hatte. Jener Kaiser Reto, der das Mittelreich, was nur ein anderer Name für das Neue Reich ist, wieder zu Stärke und Größe geführt hatte, der der Vater Kaiser Hals war, dessen Herrschaft alles in allem als eine gute und friedliche Zeit galt, und der damit der Großvater des derzeitigen Regenten Brin war. Den sein Volk nach der Abwehr der Orkenhorden als jungen und draufgängerischen Helden verehrte, von dem sich jedoch niemand recht vorstellen konnte, daß er jemals altern würde, war es doch leichter, ihn als den tapferen Recken zu sehen, der an der Spitze einer kleinen Schar und mit einem entschlossenen ›Für die Götter, Recht und Reich!‹ auf den Lippen sich ohne Zögern jedweder Übermacht stellte und vielleicht auch dabei stürbe, anstatt sich auszumalen, daß er dereinsten grauhaarig und altersgefurcht auf dem Thron zu Gareth säße, bedachtsame Entscheidungen fällend.

In diesen Städten der Ostküste, wo kein Kaiser aus Gareth etwas zu sagen hatte, entzündete sich die märsakanische Wut und sprang wie ein brausender Funkenflug von Norden nach Süden, von Stadt zu Stadt, loderte in gewalttätigem Protest auf und verwandelte nicht nur bildlich gesprochen einige Gesandtschaften der mittelreichischen Besatzungsmacht in rußgeschwärzte Ruinen.

Doch nach einigen Wochen, in denen der Griff des

Greifen, der das Wappentier des Neuen Reiches ist, um etliches fester um Maraskan geworden war, schien auch diese schlechte Zeit ausgestanden zu sein.

Was hat das alles mit dieser Geschichte zu tun? Wenig, außer daß es die Zeit war, in der Luca lebte, und daß er ihre Hintergründe genausowenig begriff wie die meisten seiner Mitmenschen – und vielleicht auch die Elfen und Zwerge. Allenfalls so viel, daß mittlerweile der Herbst 25 schon fast vorüber war und Luca an diesem Nachmittag, an dem wir seine Bekanntschaft machten, kurz bevor er den Tempel der Zwillinge zu Jergan verließ, seine viele Jahre zurückliegende erste Predigt als Priester Rurs und Grors in Erinnerung gekommen war. Er hatte sie in Jergangrund gehalten, ein Stück außerhalb der Hafenstadt, und über seine Freude über das gelungene Zusammenspiel seiner Sätze, das er nie erwartet hatte, hatte er den sicheren Pferch des tagelang Einstudierten verlassen und sich dazu hinreißen lassen, Dinge zu sagen, deren Sinn er sich nie überlegt hatte, von denen er damals glaubte, daß sie gut, würdig und fromm klängen, Worte, die er als Kind von einem Praiospriester aufgeschnappt hatte: »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Genauso, wie ein guter Baum gute Früchte trägt und ein schlechter Baum schlechte.«

Ein dickes kleines Mädchen, an dessen Schielen sich Luca noch nach Jahren erinnern sollte, hatte ihn

damals in seinem Redefluß unterbrochen: »Was ist mit dem Kurin?«

Luca hatte sie unverständlich angeschaut, worauf das Kind erklärte: »Ein gesunder Kurin hat fürchterlich giftige Früchte!«

Und ein anderer Anwesender, einer der beiden Greise, hatte eingewandt: »Aber man kann gute Möbel aus seinem Holz machen. Da traut sich nicht einmal ein Aldec-Käfer ran. Gutes Holz, der Kurin.«

»Aber nur wenn er nicht harzt, das kann bös ausgeln!« hatte daraufhin der zweite Alte mit ernster Miene zu bedenken gegeben, worauf beide in dieses schicksalsschwere, einverständige Nicken verfielen, das vermutlich nur alten Männern zu eigen ist.

Noch während Luca überlegte, wie er sich aus dieser selbstgestellten Falle befreien könne, verwandelte sich seine Zuhörerschaft, die er für so geeignet gehalten hatte für die erste Predigt eines unerfahrenen und überaus unsicheren jungen Priesters, nämlich sieben Kinder und zwei zahnlose Großväter, in das Ungeheuer, vor dem er sich seit Tagen gefürchtet hatte, indem es ihn mit Namen überschüttete, Namen von Pflanzen und Tieren, die er nicht kannte und deren jeweilige Eigenheiten man ihm boshaft ausführlich schilderte. Schlagartig hatte Luca damals begriffen, was es bedeutete, auf Maraskan zu sein. Der Insel, deren Menschen sie fast als ein gelobtes Land be-

trachten, doch in deren Dschungel es myriadenfach kriecht, hüpfst, schlängelt, krabbelt, schwirrt und springt und dessen Bewohner im besten Fall nur lästig, für gewöhnlich aber tödlich gefährlich sind.

Auf dem Heimweg zum Tempel in Jergan, währenddessen er sich wie ein geschlagener Heerführer gefühlt hatte, war Luca eine Bemerkung seiner Mutter in den Sinn gekommen, die sie kurz nach seiner ersten Begegnung mit ihr hatte fallen lassen, nachdem Luca ihr vorgelogen hatte, daß er das verhaßte Jergan verlassen werde, um im Landesinnern einen Platz zu suchen, wo er den Wald roden und einen Acker bestellen könne und wo alles endlich wieder gut werde.

»Hüte dich vor dem Nemezijn. Er ist rachsüchtig, und wenn er glaubt, daß du ihm ein Leid angetan hast, wird er dich unerbittlich deiner Lebtag lang jagen.«

»Ich werde seine Gesellschaft meiden«, hatte Luca geantwortet. »Wer ist dieser Nemezijn?«

»Ein Baum«, hatte seine Mutter erklärt.

»Ein Baum, nur ein einfacher Baum?« hatte Luca überrascht ausgerufen.

»Ja. Ein Baum«, hatte sie bekräftigt. »Und das ist das einzige Gute, das man über ihn sagen kann.«





Der Totengott und andere Verwandte

Der Raum lag im Halbdunkel. Die einzigen Geräusche darin rührten von dem leisen Knistern von Pergament und dem tiefen Brummen einer fetten, schwarzen Fliege. Planlos erforschte sie das Dachzimmer, ließ sich einmal auf dieser Wand nieder, einmal auf jener, erhob sich dann wieder und flog weiter, umkreiste den einzelnen Menschen in der Mitte des Raumes, so lange, bis jener sie mit einer ungeduldigen Handbewegung kurzfristig verscheuchte. Obwohl der Herbst seinen Zenith bereits überschritten hatte und schon in wenigen Tagen fast über Nacht die Urwälder der Insel ihr saftiges Grün gegen ein leuchtendes Rot austauschen würden – nicht braun, nicht gelb, sondern rot, ein Wunder, an das sich Luca nie hatte gewöhnen können –, war es warm, zu warm, wie es immer zu warm war auf Maraskan. »Selbst im Norden dieser Insel ist es noch wärmer als in Khunchom!« hatte Luca einmal jemanden sagen hören. Das mochte stimmen oder auch nicht, Luca konnte es nicht beurteilen, er war nie in Khunchom Stadt gewesen.

Wie spät mochte es sein? Rasch stand Luca auf und ging über die knarrenden Holzdielen zu einem der schmalen Fensterschlitzte. Von der Höhe des Tempelturmes blickte er in den engen Talkessel, den der Hira seit dem Anbeginn der Welt in den Untergrund gefräst hatte. An den Wänden des Tals klebten auf einer Vielzahl von Terrassen die Häuser der Stadt, hohe Türme aus Stein und Holz mit geschwungenen Dächern, die wie zu große Hauben wirkten.

Diese Terrassen waren im Laufe der Jahrhunderte dem Tal abgetrotzt worden. Man hatte sie aus seinen Wänden herausgehauen und aufgeschüttet. Denn der wilde Hira hatte nicht daran gedacht, für etwas anderes außer sich selbst Platz zu schaffen auf seinem Weg bis zum nur noch wenige hundert Schritt entfernten Meer.

Den kurzen, frühnachmittäglichen Schatten nach zu urteilen, war es höchste Zeit für Luca aufzubrechen. Tatsächlich war er schon etwas spät dran. Schnell streifte er sich sein Priestergewand über und schnürte es mit hastigen Fingern zu, bereits auf dem Weg zur Tür. Er schob sie auf, schlüpfte hindurch, schob sie wieder zu und eilte die vielfach gewundene Wendeltreppe hinab. Erst kurz vor Erreichen des Tempelraumes verlangsamte Luca seinen Schritt. So, als habe er es überhaupt nicht eilig, als habe er nur eine wenig dringliche Pflicht zu verrichten, ging er

durch die gutbesuchte Halle von Ebene, hinab zum Ausgang. Dort angekommen, blickte Luca verstohlen zurück, vorbei an der Alabasterstatue Rurs bis hinauf zu der Grors, am Ende der großen Treppe, als die Arethin das Tempelinnere von seinen Baumeistern hatte anlegen lassen. Das war Arethins Art gewesen, dem Land Respekt zu zollen, indem er es nicht seinem einzigen Tempelbau anpaßte, sondern diesen nach den Gegebenheiten des Geländes erbauen ließ. Ein Respekt, den er keinem seiner Mitmenschen je erwies. Denn auch wenn Fürst Arethin ein kunstsinniger Despot gewesen war, so war er doch ein Despot, einer der schlimmsten, der je über Maraskan geherrscht hatte. Daß er nicht als der allerschlimmste galt, lag nur daran, daß er eine Dynastie begründet hatte und es schwer zu sagen war, welchem der Arethiniden der Rang des Widerwärtigsten gebührte.

Luca ging weiter zum Ausgang. Niemand hatte ihn beachtet, dennoch wurde er das Gefühl nicht los, als ruhten heimliche Augen auf ihm, als müsse alle Welt wissen, wohin er ginge und warum. Wenn auch nicht ganz abwegig im schwatzhaften Maraskan, hatten die Hohen Schwestern des Tempels, die ganz gewiß Geheimnisse zu wahren wußten, ihn erst vor wenigen Stunden über seine Aufgabe unterrichtet. Sie hatten ihm gesagt, daß sich einige Rebellen in der Stadtträ-

fen und daß diese um die Anwesenheit eines Priesters der Zwillinge gebeten hatten. Was der Grund dafür war, konnten die Hochgeschwister Luca nicht sagen, denn der Abgesandte der Rebellen hatte ihn für sich behalten, möglicherweise selbst nicht gewußt. Jedoch argwöhnte Luca, daß sich die Hochgeschwister durchaus ihre Gedanken dazu gemacht hatten.

Warum wollten die Freischärler wohl, daß ein Mitglied des Tempels bei ihrem Treffen dabei sei? Vielleicht wollten sie ein Bündnis schließen oder eine Fehde beilegen, doch das war kein ausreichender Grund für ihre ungewöhnliche Bitte. Schließlich wurden in den unzugänglichen Wäldern und Bergen andauernd Bündnisse geschlossen und wieder gebrochen, und wer gestern miteinander verfeindet war, der war vielleicht schon morgen der zuverlässigste Freund. Wie man sagte, kämpften die zahlreichen Rebellengruppen der Insel fast genauso begeistert gegeneinander wie gegen die kaiserlichen Soldaten. Was also konnte der Grund dieses Treffens sein? Luca war im Laufe der letzten Stunde zu dem Schluß gekommen, daß offenbar wieder – wie im Sommer, als eine überraschende Allianz dreier Freischärlergruppen die Hafenstadt Sinoda für einige Tage besetzt hatte – etwas Großes im Schwange war, eine gemeinsame Unternehmung, bei der jene, die den

Plan erdacht hatten, unter allen Umständen verhindern wollten, daß die Verbündeten der nächsten Tage oder Wochen schon an diesem Nachmittag die Schwerter gegeneinander zögen. Dem Priester, als allgemein respektiertem Unparteiischem, käme demnach die Rolle eines Schlichters und Vermittlers zu.

Luca wunderte sich nicht, daß die Hochgeschwister ihn für diese Aufgabe ausgewählt hatten, da er als besonnener und guter Zuhörer galt. Seiner Meinung nach ein Ruf, den er zu unrecht genoß. Denn Luca hielt sich selbst nicht für einen bedächtigen und tiefsinngigen Menschen, ihm fiel nur meistens nichts zu sagen ein.

Draußen standen wie immer Söldlinge im Greifengrock. Das ging schon seit Mitte des Sommers so, und wie Luca gehört hatte, standen solche Posten nicht nur vor den Eingängen des Jerganer Tempels. Im ganzen Land wachten die Bewaffneten des Kaisers und des Fürsten vor jedem größeren Tempel und an den Orten, wo viele Leute sich trafen oder auch nur vorbeikamen. Luca erschien diese Vorgehensweise lächerlich. Was erwarteten die Soldaten? Daß der narbengesichtige Mujiabor von den Fren'Chira Marustazzim am helllichten Tag bei ihnen vorbeispazierte, oder gar der Anführer des Haranydas, den manche für den wiedergeborenen Dajin hielten, von dem aber niemand wußte, wie er überhaupt aussah? Glaubten

sie das wirklich? Und selbst wenn es sich zutrüge, daß einer der bedeutenderen Anführer oder Anführerrinnen der Rebellen gerade hier vorbeikäme, hofften die Soldaten wirklich, daß diese alleine kämen oder nur mit so wenigen Getreuen, daß ein paar Wachen sie gefangensetzen könnten oder auch nur Gelegenheit hätten, Verstärkung herbeizurufen, bevor man sie niedermachte?

Lucas Weg führte direkt an den Wachen vorbei. Hätte er die Wahl gehabt, dann hätte er einen anderen Weg gewählt, aber er mußte diesen nehmen, da blieb ihm nichts anderes übrig. Er dachte fest daran, daß er nicht zu schnell gehen dürfe, aber auch nicht zu zögerlich. Ganz entspannt sollte sein Gang erscheinen, daher zählte Luca seine Schritte. Eins, zwei, drei, vier ...

Auf Höhe der Wachen erkannte der Priester eine von ihnen, eine junge, stämmige Frau, die er vor etwa einem Jahr kennengelernt und mit der er schon öfter Worte gewechselt hatte. Sie starrte fest zu Boden, tat so, als bemerke sie ihn nicht. Im Vorübergehen warf Luca ihr einen Gruß zu, kein ›Preise die Schönheit, Schwester!‹ nach der Art der Maraskaner, sondern ein ›Rondra zum Gruße, Elea!‹, wie sie es gewohnt war. Laut genug, daß sie seine Worte nicht überhören konnte. Ohne aufzublicken, nuschelte die Frau etwas zurück und spuckte dann vor sich auf den Boden.

Luca entging nicht, daß ihre Ohren sich bei seinem Gruß gerötet hatten und daß ihr sonst so offenes Gesicht eine verkrampte Maske war. O ja, Luca verstand sehr gut, wie peinlich Elea dieses Zusammentreffen war, wie sehr sie dieses Geschick verabscheute, das aus ihr eine Wache gegen ihn, einen potentiellen Feind, gemacht hatte. »Irgendwann wirst du dich entscheiden müssen, Schwester«, dachte Luca. »Wir müssen uns alle für das eine oder andere entscheiden in diesen schwierigen Zeiten!« Er nahm das sorgfältige Zählen seiner entspanntem Schritte wieder auf.

Ein Treppchen führte Luca hinab zur darunterliegenden Terrasse, die er entlangging bis zum nächsten Treppchen, immer weiter hinunter, zum Fluß hin. Sein Ziel war die Brücke zur Imana'cha, der Insel im Hira, die das räumliche Zentrum Jergans ist. Ein guter Ort, wenn man eine billige Taverne sucht, ein schlechter Ort, wenn man gezwungen ist, dort zu leben, inmitten der ewigfeuchten Wolke des Sprühregens, die der Fluß verursacht.

Luca wußte sehr genau, wie es war, auf der Imana'cha leben zu müssen, den säuerlichen Geruch der Armut in den schäbigen Wohntürmen zu riechen, sich an das Husten der alten Leute zu gewöhnen und ihr ewiges Klagen über das Reißen in den Gliedern. Im Gegensatz zu den dort schon immer Einheimi-

schen, die trotz ihres Elends in dem – wie Luca früher meinte – *maraskanischen Wahn* verfangen waren, daß die Welt trotz allem schön sei und man jeden Tag Rur für dieses wunderbare Geschenk preisen müsse, hatte Luca damals, als er selbst auf der Imana'cha hauste, gelernt, wie es war, sich selbst gleichgültig zu sein, ohne Stolz, ohne Würde, ohne Freude, allenfalls mit der, einigen angetrunkenen Seesoldaten einige Kreuzer abgebettelt zu haben, die dann entweder in billigen Fusel oder in Rauschgurken umgesetzt wurden, die für einige Stunden die klamme Feuchtigkeit in seinem Innern vertrieben und wohlige Wärme brachten.

Luca hatte lange nicht verstanden, warum die Einheimischen die Nase rümpften, wenn er die bittersüßen Früchte aß. Ihm schien es wie Heuchelei, wurden sie doch auf dem Markt gehandelt wie Shatakknollen oder Reis. Erst seine Mutter hatte für nötig befunden, diesem dummen jungen Garethja zu erklären, was so anstößig an seinem Verhalten war. Sie hatte ihm Dutzende von Möglichkeiten aufgezählt, Rauschgurken zuzubereiten. Sie hatte ihm von den jeweils unterschiedlichen Auswirkungen auf Geist und Körper erzählt, davon, daß die Frucht Krankheiten heilen könne oder Gebrechen lindern, daß sie Ruhe brächte oder Zorn, Willensstärke oder Freude. Daß die Rauschgurke nur eine Pflanze sei, die Kraft habe und sie be-

reitwillig abgebe, und sei es nur als Gewürz. Er aber, Luca, wie alle Fremden, gleiche jemandem, der auf den Markt ginge, um etwa die Zutaten für Brig-Lo'ner Trippen zu kaufen – ein Gericht, das zu kochen Luca ihr beigebracht hatte.

Er, Luca, belehrte ihn seine Mutter, benähme sich wie jemand, der vom Markt nach Hause ginge und den eben gekauften Kuhmagen nicht in feine Streifen schnitte, in Wein oder Essig aufkochte, mit Rosinen oder Bauschblüten würze, sondern statt dessen zuerst den ungewaschenen, grünen Pansen in sich hineinfräße, dann den Wein tränke, nachher den Essig, schließlich die Rosinen in sich hineinstopfe, zuletzt die ganze Bauschpflanze samt Stengel, Blatt und Wurzelwerk. Also wie jemand bar jeder Sitte und jedes Benimm.

Luca hatte sich darüber beschwert, daß ihm das niemand zuvor gesagt habe. Seine Mutter hatte zuerst geschwiegen und dann fast widerwillig erklärt: »Das ist die Art, nach der ihr Garethjas lebt. Ihr seid blind für die vielen kleinen Rätsel, die Rur in der Welt versteckt hat. Warum sollte man euch eines davon zeigen? Das ist müßig, denn ihr werdet deswegen nicht die Augen öffnen und fröhlich darüber lachen, wie gut dieses eine Rätsel zu Rurs nächstem paßt.«

Zwar sah sich Luca heutzutage als Maraskaner, aber seine Wiege hatte nicht auf Maraskan gestanden,

sondern weit weg, auf der anderen Seite des Kontinents, in Schlehen, im Herzen Almadas, der südwestlichsten Provinz des Neuen Reiches. Dieses Schlehen war einer von vielen kleinen Winzerörtchen. Das etwas eintönige Leben dort drehte sich den größten Teil des Jahres über um Wein und Reben und erfuhr nur durch zwei Dinge Abwechslung und Würze, nämlich im Herbst, nach der Lese, wenn die Zeit der Weinfeeste kam und Rahja, die Stute, einige Wochen über den schweigsamen Boron und die muntere Tsa triumphierte, oder dann, wenn die jungen Burschen und Mädchen des Dorfes der Hafer stach und sie sich zusammentaten, um heimlich über die unsichtbaren Grenzen in die Nachbarbaronien Bitterbusch oder Cres zu schleichen, um dort ein paar Hasen zu wildern oder gar ein Wildschwein.

Für Luca, dessen erste Mutter bei der Geburt ihres einzigen Kindes gestorben war, hatte nie ein Zweifel bestanden, daß er eines Tages den Hof seines Vaters übernehmen würde, daß gleich diesem sein Leben dem Weinanbau gewidmet sei, daß er seiner Lebtag nicht viel weiter käme als nach Cres, der gleichnamigen Hauptstadt der Nachbarbaronie, wo man neuerdings ein Immanstadium gebaut hatte und wo es einen Medicus gab, dem man zwar nachsagte, ein Kurpfuscher zu sein, dem statt Frau Peraine nur allzuoft der – selbstverständlich! – wesentlich schlechtere

Creser Landwein die Hand führe, zu dem die braven Leute aus dem Süden der Baronie Valpokrug aber dennoch gingen, wenn sie ein Weh plagte, das nicht von selbst weichen wollte, wobei sie sich auf dem Weg nach Cres vorsagten, daß der Medicus diesem oder jenem ja auch wirklich geholfen habe, schaden könne es ja nicht.

Allenfalls, hatte Luca gedacht, käme er noch nach Ragath, das als eine richtige Stadt galt, da sie von Mauern umgeben war. Sogar eine Garnison gab es dort, mit Reitern in eisernen Rüstungen, die auf den prächtigsten Pferden Almadas ritten.

Als Luca zehn oder elf Jahre zählte, war ein Kesselflicker nach Schlehen gekommen, der behauptete, aus Punin zu kommen, der Hauptstadt Almadas. Natürlich glaubte ihm Luca kein Wort, schließlich wußte man ja, was von Kesselflickern zu halten war. Punin! Die Stadt war mindestens so groß wie Gareth, wenn nicht sogar doppelt so groß, sicherlich dreimal so prächtig! Und wie bei allen guten Göttern sollte ein Kesselflicker dorthin gelangen, ausgerechnet ein Kesselflicker!

Rondirai war nicht Lucas erste Liebe gewesen, aber sie war diejenige, die sein Leben veränderte. Als er sie zum ersten Mal sah, zählte er nur wenige Monde mehr als siebzehn Lenze und war eifrig dabei, mit einigen seiner Altersgefährten an der Dorfstraße von

Schlehen eine Partie Pelura zu spielen. Eben war Luca an der Reihe, die leicht rübenförmige Kugel zu werfen, als Pferdegetrappel die Reiter ankündigte. Fünf an der Zahl, Panzerreiter aus Ragath, Rondirai war die Jüngste im Troß, drei oder vier Jahre älter als Luca. »I-e-ja!«, rief sie fröhlich, als sie an den Bauernjungen vorbeiritt, die Straße hinunter, in Richtung Süden. Ihr Anblick ließ Luca das Spiel vergessen, das gerade noch so wichtig gewesen war, und statt den Urinstinkten der Bauern zu folgen – hütet euch, wenn die Soldaten kommen! –, rannte er den Reitern hinterher, bis zum Ende des Dorfes, blieb stehen und starrte ihnen nach, solange, bis seine Kameraden ihn eingeholt hatten und fragten: »Lucara, was ist?«

»Sie ist wunderschön!« hatte Luca geantwortet.

Wahrscheinlich wäre es bei einigen schlaflosen Nächten oder den gelegentlichen Fluchten zu einem verschwiegenen Weiher in der Nähe des Hofes der Sbarris geblieben, wo der junge Luca oft stundenlang im Gras lag, in den blauen Himmel Almadas schaute, dem Zug der weißen Wölkchen folgte, dem Gesang der Grillen lauschte und vor sich hinräumte, hätte nicht die Krankheit, deren Opfer Lucas Vater noch binnen Jahresfrist werden sollte, schon heimlich begonnen, an dessen Leben zu zehren. So kam es, daß zwei Monde später statt des alten Sbarra der junge sich auf den stundenlangen Fußmarsch nach Ragath

machte. Was er damals dort zu besorgen hatte, das hatte Luca schon nach wenigen Wochen vergessen, denn für ihn war nur wichtig, daß er dort Rondirai zum zweiten Mal traf.

Daß er sie traf, sah Luca als Fügung der Göttin Rahja, weshalb er sich in den Kopf setzte, daß er für Rondirai bestimmt sei und sie für ihn. Er dachte, daß es nur noch darum ginge, daß sie das Zeichen verstünde. Also wandte er in diesen wenigen Stunden in Ragath, mit dem Wissen, daß die Göttin auf seiner Seite war, den ganzen Charme auf, den ein almadanischer Junge besitzt, und seine ganze Überzeugungskraft – was nicht wenig war, den von beidem besitzen die Menschen des Yaquirlands viel.

Vielleicht weil Rahja wirklich mit Luca gewesen war, vielleicht auch nur, weil Rondirai nicht aus dem Yaquirland stammte, hatte Lucas Werben Erfolg. Nun begann eine glückliche Zeit für Luca, die sich aber bald in eine zwiespältige verwandelte. Zwar fühlte sich ein Teil von ihm wie der Herr von Schloß Rosen-teich, der jeden Morgen auf seinen Balkon tritt und hinunterblickt auf die kleinen Seen, wo die rosafarbenen und weißen Blüten schwimmen, doch der andere Teil sah mit an, wie sein Vater langsam dahinsiechte. Oft sagte Luca zu ihm: »Mein Vater, erlaube mir, dich zu dem Medicus nach Cres zu bringen, oder gestatte mir wenigstens, daß ich selbst dorthin gehe

und ihn hole. Ich werde auch dafür sorgen, daß er auf dem Weg hierher nicht säuft.« Aber der – gar nicht so alte – alte Sbarra, der ein sehr götterfürchtiger Mann war, antwortete darauf stets: »Mein Leben ist in der Hand der Zwölfe, Luca. Wenn es ihnen gefällt, so werden sie's wieder richten, wenn nicht, so ist auch das ihr Wille.«

Es war nicht der Wille der Götter, die Gesundheit von Lucas Vater wieder herzurichten. Doch bis das unmöglich ersichtlich war, verstrichen Wochen und Monde, in denen sich Luca zusehends als Verräter fühlte, wenn er das väterliche Heim verließ, um nach Ragath zu marschieren. Denn war es nicht Verrat, einfach fortzugehen, um Rondirai und das schier unendlich große Glück bei ihr zu treffen, während sich zu Hause Schmerz und Unglück eingenistet hatten? Das waren Gedanken, die Luca quälten, die er aber anfänglich spätestens bei Erreichen der Reichsstraße vergaß.

Anfänglich.

»Rondirai, der Weg ist immer so lange bis Ragath, und ich wage meinen Vater kaum noch allein zu lassen. Aber du, du hast ein Roß! Für dich wäre der Weg weniger beschwerlich! Warum kommst du nicht nach Schlehen, anstatt ich zu dir nach Ragath?«

»Das ist nicht mein Roß, Luculu. Was glaubst du, was ich hier tue, mein kleiner Bauern-Schatz? Ich bin

eine Soldatin des Kaisers, ich habe einen Weibel, der mir befiehlt, ich kann nicht gehen, wie's mir gefällt.«

»Dann belüge ihn. Sage ihm, du hast eine Muhme in Schlehen, die deiner bedarf!«

»Ich kann nicht, Luculu!«

Es war eine Liebe mit Hindernissen.

Wäre Luca ein kühler Nordmärker gewesen oder ein nüchterner Koscher, dann hätte er sich vielleicht noch etwas anderes gedacht, doch Luca war Almada-ner.

Lucas Vater starb nicht von einem Augenblick auf den nächsten, sein Todeskampf dauerte zwei Wochen. Als der Verblichene seine letzte Heimstatt auf dem Boronsanger zu Schlehen gefunden hatte und auch sonst alles geregelt war, konnte Luca endlich wieder einmal nach Ragath. Vier bittere und sehn-suchtsvolle Wochen waren vergangen, seitdem er Rondirai das letzte Mal gesehen hatte. Doch Luca traf Rondirai nicht mehr an.

»Der Kaiser hat sie zu sich gerufen«, erklärte ihm ein alter Veteran, geheimnisvoll hinzufügend: »Sie ist auf dem Wege nach Markan.«

Erst auf dem staubigen langen Rückweg nach Schlehen verstand Luca, was ihm der Veteran hatte sagen wollen: Der Kaiser führte Krieg!

Das geschah im sechsten Jahr, bevor Hal zum Kai-ser gekrönt wurde, als Reto herrschte und seine

Heerscharen nach Perricum befahl, wo sie samt ihren Rössern in dickbauchige Schiffe stiegen, um auszuführen, was die Feldherrn ihres Gebieters schon seit zwei Jahren geplant hatten. Das geschah in diesem Jahr 6 vor Hal, in dem die arglos im Hafen von Tuzak dümpelnde Flotte des Königreichs Maraskan von feindlichen Galeeren in Brand geschossen wurde, in dem bei Jergan Schar um Schar der in stählerne Rüstungen Gehüllten unter dem Greifenbanner an Land gingen, in dem schließlich Frumold, der glücklose König der Insel, mit einem eilig zusammengestellten Heer nach Hemandu eilte, um sein Königreich zu retten. Denn eine Prophezeiung hatte ihm gesagt, daß dort der beste Ort sei, um gegen die Eindringlinge zu kämpfen. Eine Prophezeiung, die Frumold für unmißverständlich gehalten hatte.

Mittlerweile lebte Luca einsam im Haus seiner Eltern, das nun ganz allein seines war, und trat – so wie er es immer erwartet hatte, wenn auch nicht so bald – in die Fußstapfen derer, die vor ihm darin gewohnt hatten. Es sei dahingestellt, wen er damals mehr betrauerte, den verlorenen Vater oder die verlorene Liebste. Doch jedesmal wenn ein Fremder nach Schlehen kam befragte ihn der Winzer nach Markan. Die wenigsten wußten, wovon er überhaupt sprach.

Etwa drei Monde später gelangte die gute und die schlechte Nachricht an Lucas Ohr. »Der Kaiser hat

mit Rondras Segen gesiegt«, berichtete ihm der Veteran in Ragath.

»Dann wird meine Liebste bald wieder hier sein!« frohlockte Luca und faßte im Herzen schon Pläne, Schlehen zu verlassen, um Ragather zu werden.

»Das kann man so nicht sagen«, bekam er als Antwort.

»Warum? Der Kaiser hat gesiegt, also benötigt er Rondirai nicht mehr in Markan!«

»Ja, der Kaiser hat die Markaner bezwungen. Doch das verfluchte Gesindel will es einfach nicht einsehen!« hatte der Veteran zornig erklärt.

An diesem Tag begleiteten Enttäuschung und Wut Lucas Heimweg, und das unablässige Zirpen der Grillen erschien dem Jungen wie ein Spottgesang. Luca stellte sich vor, wie der lügnerische Fürst der Markonier den Frieden mit Handschlag besiegelte, wie einen Pferdehandel, dabei aber schon heimlich die nächsten Ränke schmiedete. Wie seine Getreuen sich heimlich aus ihren Burgen stahlen, nachts Dörfer überfielen und plünderten, was ihnen in die Finger kam, nur um sich gleich darauf wieder hinter ihren Mauern zu verschanzen. Wie sie eben alles täten, um Rondirai zu hindern, zu Luca zurückzukehren.

Nicht im Traum hätte sich Luca vorgestellt, daß die ersten Flüchtlinge von Maraskan bereits die Häfen von Festum, Khunchom oder Al'Anfa erreicht hatten,

daß diesen ersten in diesem und in den nächsten Jahren noch Tausende folgen würden, daß viele der Noblen der Insel nicht räuberisch, sondern verzweifelt in ihren Festungen verweilten, bis sie sie nicht mehr halten konnten und es vorzogen, in den Wäldern Schutz zu suchen, die ihnen kaum weniger feindlich waren, als den fremden Eroberern, anstatt sich deren Joch zu fügen. Noch weniger hätte Luca sich träumen lassen, daß auch diesen Uneinsichtigen noch andere folgten, die zeitlebens nie von einem herrschaftlichen Teller aßen, die nie mehr besessen hatten als Luca.

Einen weiteren Mond wartete Luca auf Rondirai, dann verkaufte er seine Habe.

»Wohin willst du, Lucara?« fragten ihn Freunde und Verwandte.

»Nach Markan«, antwortete er schlicht.

Zwar hielt man Luca deshalb für verrückt, doch brachte sein Vorhaben eine ganz bestimmte Saite in der Seele der Schlehener zum Schwingen, dieselbe, die bei ihren winterlichen Geschichten von Rahjalieb und Rahjalob in der Spinnstube schwang, oder bei vielen ihrer Lieder von der Liebe und vom Wein. Also wünschte man ihm Glück und Aves' Segen auf seinem weiten Weg.

Luca reiste so, wie er es gewohnt war, nämlich zu Fuß. Er lebte sparsam, verdingte sich bisweilen als Knecht, fragte sich durch, nach Markan, zum anderen

Ende der Welt. Nach etwa einem halben Jahr erreichte er endlich Jergan, im immer noch uneinsichtigen Maraskan.

Es dauerte nicht lange, bis er Rondirai fand.

»Luculu-Schatz, was machst du denn hier!« rief sie erstaunt.

»Ich habe dich endlich gefunden!« antwortete er glücklich. »Nun sind wir wieder vereint.«

Rondirai ließ sich genau erklären, wie Luca nach Maraskan gekommen war, schüttelte bisweilen ungläubig das geliebte Haupt und sagte endlich: »Dir hat wirklich der Yaquirwind den Verstand weggeblasen, Luculu. Komm, geh nach Hause! Verlaß dieses verfluchte Maraskan, das ist kein Platz für dich!«

»Mir egal, ob es ein guter Ort ist oder ein schlechter!« beteuerte Luca. »Ich habe endlich wiedergefunden, wovon ich so lange träumte!«

»Ja, wovon du träumtest!« antwortete Rondirai unwirsch. »Aber hier ist kein Ort zum Träumen! Glaubst du denn, Luculu, die Zeit sei stehengeblieben? Glaubst du denn, nichts habe sich seitdem verändert? Geh nach Hause, Luculu.«

»Für mich hat sich nie etwas verändert«, sagte Luca verzweifelt und fügte dann anklagend hinzu: »Du hast gesagt, du liebst mich.«

»Ja, sicher mochte ich dich gut leiden«, entgegnete Rondirai ungeduldig. »Doch das war vor einem Jahr

in Ragath. Ist das denn so schwer zu verstehen? Wir sind nicht mehr in Ragath, wir sind in Maraskan. Also geh endlich nach Hause, zurück nach Schlehen.«

»Ich weiß nicht, was ich da soll!« sagte Luca weinerlich. »Mein Vater ist tot.«

»Das tut mir leid. Aber ich habe keine Tränen mehr für einen einzelnen Toten. Ich habe mehr als genug für ein ganzes Leben gesehen und nicht nur das.«

Was Rondirai mit diesem ›nicht nur das‹ meinte, erfuhr Luca nie, doch das abgöttisch geliebte und doch so abweisende Gesicht hatte dabei einen Ausdruck angenommen, als habe Rondirai nicht nur einen gehörnten Dämonen gesehen, sondern zahllose.

»Der weite Weg ...«, hatte Luca erschöpft gemurmelt.

»Ich habe dich diese Narretei nicht zu tun geheißen!« fuhr ihn Rondirai an, nun wirklich zornig geworden. Sie packte ihn an den Schultern und drehte ihn rasch so, daß er in Richtung des Hafens blickte. »Geh endlich! Hier ist kein Platz für dich!«

Als Luca wieder durch den Tränenschleier sehen konnte, drehte er sich um. Rondirai war gegangen.

Zweimal versuchte Luca in den nächsten Tagen, Rondirai wiederzutreffen. Beim ersten Mal tat sie zuerst so, als sähe sie ihn nicht, und gönnte ihm dann, als ein Erkennen unvermeidlich war, wenigstens einen finsternen Blick. Beim zweiten Mal verdrehte sie

nur noch die Augen, wie jemand, der von einem Hund belästigt wird, der keine Hündin findet.

Zu diesem Zeitpunkt hätte Luca noch genug Dukaten besessen, um das nächste Schiff nach Perricum zu nehmen, auch für einen weiteren Teil der Reise hätten sie ausgereicht. Doch ihm war, als sei er zu einer Reise aufgebrochen, bei der er nie irgendwo angekommen war, als sei es auch nicht möglich, jemals das Ende dieser Reise zu erreichen. Er war auf einer Landstraße, die sich mit einemmal vor und hinter ihm aufgelöst hatte, die nicht mehr davon berichtete, woher sie kam oder wohin sie führte, die einfach da war, ohne Sinn, ohne Anfang und Ziel.

Und weil es einen Anfang ohne Ende in Lucas Verständnis nicht gab, vor allem weil er sich nicht entscheiden konnte, ob er bleiben oder gehen sollte, blieb Luca. Er suchte sich eine Herberge, betrauerte dieses unverdiente Leid, das über ihn gekommen war, und beschloß nach drei weiteren Tagen, daß nur diese verfluchten Markonier – er nannte sie für sich immer noch so, obwohl er schon vor Wochen gelernt hatte, daß sie Maraskaner hießen – schuld an allem seien. Sie hatten Rondirais Seele vergiftet, aber er, Luca, würde sie wieder heilen! Deshalb ging er am nächsten Tag zuversichtlich ins Heerlager der Kaiserlichen. Verzweifle nicht, meine Liebe, dachte er.

Doch ein zweites Mal kam Luca zu spät, denn

Rondirais Trupp war ins Landesinnere befohlen worden. Trotzdem ließ Luca die Hoffnung nicht fahren. Er wußte, Rondirai würde in wenigen Tagen zurückkommen und dann ...

Aber Rondirai kehrte nicht mehr zurück.

Schuld daran war nicht der Stahl eines Rebellen, auch nicht eine hinterrücks geworfene Wurfscheibe, sondern ein kleines Tier, halb so groß wie ein Männerdaumen und entfernt einer Grille ähnelnd. Ein Tierchen ganz ohne Bosheit, das bloß einen sicheren Ort für seine Brut gesucht hatte und deshalb seinen Legestachel in Rondirais weiche Haut stach. Die Folge davon war ein täglich wachsendes Geschwulst, das endlich ein Feldscher aufschnitt. Er beherrschte seine Kunst noch viel schlechter als weiland der Medicus in Cres selbst in voller Trunkenheit. Der Feldscher und das Grillentier brachten Rondirai den Tod.

Doch auch das erfuhr Luca nie. Für ihn begann eine Zeit lähmender Trauer, während der er irgendwann zu der Einsicht kam, daß Rondirai nie mehr zu ihm zurückkommen werde, daß sie sich um ihn noch weniger scherte als der Himmel um die Wolken des vergangenen Jahres. Ihr Verschwinden aus seinem Leben stellte sich für Luca so dar, daß sie eines Tages einfach gegangen war, ohne Gruß, ohne Abschied, kurz bevor wieder alles gut geworden wäre.

Bis Luca sich dieses aber eingestand, hatte er den

Ort seines Strandens gründlich zu verabscheuen gelernt. Er mochte diese fremde Stadt nicht. In ihrem Tal war sie ähnlich eingesperrt wie er in seiner Not, und von ihren Turmhäusern, die dort, wo sie enger zusammenstanden, die Gassen in dauerhafte Dunkelheit tauchten, erwartete er, daß sie jederzeit über ihm zusammenstürzten. Er befürchtete das nicht, er erwartete das nur, an manchen Tagen sogar mit einer beinahe freudigen Entschlossenheit, falls das Wort ›freudig‹ für ihn noch einen Sinn gehabt hätte. Auch die Menschen der Stadt waren Luca ein Greuel, teilweise deshalb weil sie ihm und überhaupt allen Garethjas wenig freundlich gesonnen waren, vor allem aber deswegen, weil er nichts Nettes an ihnen sah. Angefangen bei ihrem kaum verständlichen Ge- schnatter, dem Maraskani, von dem sie steif und fest behaupteten, es sei ebenfalls Garethi, bis hin zu ihren Speisen, die so scharf gewürzt waren, daß es kaum schlimmer hätte sein können, hätte man ihm gleich den Mund mit Lauge ausgespült, und die zu allem Überdruß auf geradezu würdelose Weise die Geschäftigkeiten des Gedärms förderten.

Dann sahen diese Fremden auch noch auf geradezu verdächtige Weise aus wie die ungläubigen Novadis vom Südufer des Yaquirs, jedenfalls was ihre Hautfarbe anbelangte! Denn ernst und verschwiegen konnte man dieses laute, lärmende Volk, dem das

Wort ›Geheimnis‹ völlig unbekannt zu sein schien, kaum nennen. Außerdem verehrten auch sie einen falschen Götzen, nur daß er eben nicht Rastullah hieß, sondern Rur. So groß konnte der Unterschied also nicht sein. Was Luca aber am meisten verabscheute, war seine Verlorenheit, war seine Hilflosigkeit, war, daß es in dieser Stadt nichts gab, das ihm ein bißchen vertraut gewesen wäre, war, daß er sich vorkam wie ein Tor, der nichts wußte und nie etwas gelernt hatte.

Nachdem Luca seinen letzten Silbertaler in Heller gewechselt hatte, schließt er auf der Straße und zog bald darauf auf die immerfeuchte Imana'cha. Dort wurde er Teil der großen Gleichgültigkeit, die kein Morgen kennt und auch den Augenblick nur selten bemerkt. Ein neuer Weg schien Luca vorgezeichnet, nicht mehr der des Winzers, sondern der eines Bettlers, der ein Leben im Schmutz führt, der – solange er noch jung und ansehnlich ist – vielleicht das Glück hat, sich für ein paar Münzen und eine halbe Stunde an einen Seemann oder eine Matrosin verkaufen zu können, und der im Alter an seinen faulenden Geschwüren stirbt.

In einigen seltenen, nicht ganz unbeachtet verstrichenen Augenblicken, diesen winzigen Splittern der Gegenwart, dachte Luca: Ich muß hier weg! Und dann wieder: Wenn ich gehe, dann war alles umsonst.

Dutzendmal nahm Luca sich vor, gleich am nächsten Tag zu einem der Werber zu gehen, die Tagelöhner für die frisch entstandenen Großgrundbesitze und Holzplantagen suchten. Denn die neuen Herren und Herrinnen hatten Bedarf an Arbeitskräften, da sie zuvor zur Schaffung ihrer Besitze die ansässigen Bauern vertrieben hatten. Nachdem Luca den Einarmigen getroffen hatte, gab er dieses Vorhaben auf. Denn der Einarmige erzählte ihm, was ihn als einer dieser Waldarbeiter erwartete.

Man fragte die Tagelöhner nicht, ob sie jemals einen Baum gefällt hätten, sondern drückte ihnen Äxte und Sägen in die Hände und ließ sie von Waffenknechten der Herrschaften dorthin führen, wo die edlen Hölzer wuchsen. Am Schlagort angekommen, wies man die Arbeiter an: Das rodet ihr bis heute abend. Unterdessen schwärmt die Bewaffneten aus und bezogen in einem großen Umkreis um die Schlagstelle herum Wache. Den ganzen Tag standen sie da, auf ihre Lanzen gestützt und in ihren Waffenröcken erbärmlich vor sich hinschwitzend. Worüber sie wachten, das wußte man nicht so genau, ob über die Tagelöhner oder darauf, daß nicht unversehens eine Rebellenbande die Waldarbeiter überfiele.

Den großen Bäumen rückten die Tagelöhner zu fünft oder sechst zu Leibe. Sie hackten so lange auf die dicken Stämme ein, bis sie endlich nachgaben und

fielen. unkundig wie diese Waldarbeiter waren, war es immer ein Glücksspiel, in welche Richtung der Baum stürzte und welche anderen Bäume er mit sich riß. Sobald also Geschrei anhub, schaute man nicht lange, sondern begann zu rennen und zu beten, daß der Stamm nicht gerade dorthin fiele, wo man sich aufhielt, und einen unter sich begrub. Das gelang nicht immer, versicherte der Einarmige Luca glaubhaft. Und dann war da natürlich noch der Wald selbst, mit seinen wehrhaften Bewohnern.

Eines Tages, nachdem Luca schon etliche Monde auf der Imana'cha verbracht hatte, Monde, in denen er weniger gelebt hatte, als vielmehr zufällig anwesend gewesen war, bettelte er eine Frau um ein Almosen an, die er zwar schon öfter gesehen hatte, aber die er bei seinem täglichen Streben nach ein paar Kupferstücken nicht gleich erkannte. Die Frau war etwas über fünfzig, und ihr gehörte ein Stand auf dem Markt, an dem Luca nicht nur einmal eingekauft hatte. Sie blieb stehen, sah den Bettler ernst an und sagte: »Was wirst du tun, wenn du einst vor Gror stehst und sie darauf wartet, daß du ihr die Vierundsechzig Fragen des Seins stellst?«

Die Frage kam so überraschend für Luca, daß er zuerst nicht wußte, was er darauf antworten sollte. Die Frau ließ ihm auch keine Zeit für eine Antwort, sondern sprach weiter: »Was wirst du tun, wenn Gror

dann sagt: Über achttausend Jahre habe ich auf dieses Geschenk meiner Bruderschwester gewartet. Über achttausend Jahre habe ich begierig gewünscht, deine Fragen beantworten zu können. Gibt es denn nichts, was einer Frage würdig wäre, hat meine Bruderschwester mir nur billigen Tand geschickt?«

Auch wenn Luca Rur und Gror für Götzen hielt, so verstand er doch, worauf die Frau mit ihren Fragen hinauswollte. Die Vorstellung, vor einem Wesen zu stehen, das mächtig genug war, um die ganze Welt als Geschenk zu erhalten, und gefragt zu werden: »Womit hast du eigentlich dein ganzes Leben vertrödelt, Sterblicher?« bereitete ihm ein klammes Gefühl. Rasch hatte Luca geantwortet: »Ich glaube nicht an deinen Gror.«

»Du bist ein Garethja, was, Kleiner?« fragte die Frau. »Ich bin nicht sehr bewandert in eurem Glauben, aber was wirst du sagen, wenn du einst vor Bruder Praios stehst und er darauf wartet, daß du ihm erzählst, was du die ganze Zeit getrieben hast? Weiterhin Maulaffen feilhalten, bis Schwester Hesinde hinzutritt und sagt: Nun, ein wenig Verstand habe ich dir doch gegeben, zumindest genug, um zu reden? Willst du sie beschämen, ebenso wie den Kleinen Bruder Phex, wenn er eingestehen muß: Ich dachte immer, ich hätte ein wenig Beharrlichkeit und Neugier in ihre Herzen gepflanzt, doch das war eine eitle Einbildung von mir!«

Ein Wimmern kam aus Lucas Mund. Die Vorstellung, dem gestrengen Praios, dem allgewaltigen Götterfürsten, gegenüberstehen zu müssen, war schlimm genug, noch schlimmer aber war die Art und Weise, wie die Frau sprach. Man sagte nicht *Bruder* zum HERRN Praios, auch nicht *Schwester* zur HERRIN Hesinde, nicht einmal den Götterdieb Phex bezeichnete man schnöde als klein! Man sprach nicht über die Zwölfe, als seien sie Verwandte oder Bekannte von ... nun, vom Markt von Jergan eben! Luca war sich sicher, das sein Schicksal besiegelt sei und die ewige Verdammnis ihn erwarte. Nicht weil er selbst einen Frevel begangen hatte, sondern weil er die Frau nicht sofort am Weitersprechen gehindert hatte und eben in der Nähe war, wenn Praios einen alles verzehrenden Flammenstrahl vom Himmel schickte, was jeden Augenblick der Fall sein mußte. Luca zitterte am ganzen Leib, und Tränen des Selbstmitleids rannten ihm über die Wangen. Als nach einiger Zeit immer noch nicht Verderben und Vernichtung über ihn gekommen waren, wagte Luca wieder aufzusehen. Die Frau war nicht mehr da, offenbar gerade noch rechtzeitig gegangen. Statt dessen lagen ein paar Kupferstücke bei ihm. Luca rang den halben Tag mit sich, was er mit dieser Gabe aus lästerlicher Hand anfangen solle, ob er die Münzen einfach in den Fluß werfen oder behalten sollte. Schließlich ging er zum

Tempel Efferds auf der Imana'cha und spendete dort die Hälfte der zweifelhaften Gabe, den Rest behielt er für sich. Den Herrn Efferd hatte die Frau nicht gelästert, und wenigstens mit einem der Zwölfe wollte sich Luca gutstellen.

Am nächsten Tag wurde Luca abermals an den Rand der ewigen Verdammnis geführt, denn wieder erschien die Frau. »Entschuldige, Bruder, daß ich dich gestern so erschreckt habe«, sagte sie. »Doch ich vergesse immer wieder, daß ihr Garethjas *Bruder* Praios für einen Tyrannen haltet. Ich verstehe nicht, wie man den Peniblen so sehen mag! Denn wie kann einer ein unbeherrschter Wüterich sein, wenn er doch jeden Tag Licht und Wärme bringt? Vor allem Wärme!« Sie seufzte und wischte sich den Schweiß von der Stirn: »Allerdings übertreibt er sein Geschäft heute mal wieder.«

Statt einer Antwort quiekte Luca nur kurz. Die Zwölfe führten keine *Geschäfte*, und bestimmt redete ihnen auch kein Sterblicher darin hinein, schon gar nicht dem Herrn Praios! Das war Anmaßung.

Den Tag darauf bettelte Luca an einer anderen Stelle, doch schon am übernächsten hatte ihn die Frau wieder ausfindig gemacht. In dem Versuch, sein Seelenheil zu retten, begann Luca ein Versteckspiel mit ihr. Mal hielt er sich am östlichen Ende der Imana'cha auf, mal am westlichen, doch wohin er auch ging, die

Frau spürte ihn auf, gab ihm einige Münzen und führte dabei ihre lästerlichen Reden. Traf sie ihn auf dem Markt, so begrüßte sie ihn schon von weitem wie einen alten Freund. Nach ein paar Wochen hörte Luca auf, vor ihr zu flüchten. Er hatte sich gefragt, ob die Frau vielleicht eine Prüfung der Götter sein könnte, sich dann aber besonnen, nie gehört zu haben, daß die Versuchung der Gläubigen in der Gestalt einer spindeldürren Frau erschien, die einem Bettler ein paar Münzen gab und etwas respektlos über die Götter sprach. Vielmehr hatte er daheim von den Geweihten gelernt, daß die Versuchung entweder von verwerflicher Schönheit sei, was man bei dieser Frau wirklich nicht sagen konnte, oder eingehüllt in Schwefelgestank und Grauen, was ebenfalls nicht stimmte.

Mit der Zeit gewöhnte sich Luca an seine Besucherin, freute sich sogar darauf, mit ihr plauschen zu können. Meist hörte er ihr nur zu, denn sie neigte etwas zur Geschwätzigkeit. Eines Tages sagte sie zu Luca, er könne mit zu ihr kommen. Nun verstand der junge Mann, warum die Frau immer so freundlich zu ihm gewesen war. Offenbar hatte sie Gefallen an ihm gefunden und wollte sich ihn zu ihrem jungen Geliebten nehmen. Luca überlegte nur kurz. Die Frau war älter, als seine Mutter gewesen wäre, lebte sie noch. Sie war freundlich, und ihr Galan zu sein war

allelmal besser, als in der Hoffnungslosigkeit dieses Bettlerdaseins zu verbleiben. Also folgte ihr Luca. Er war einigermaßen überrascht, als sie ihm auf dem Weg zu ihrem Zuhause sagte, daß sie schon lange mit dem Gedanken gespielt habe, sich einen Gehilfen zu nehmen. Luca wußte nicht, ob er ihr glauben sollte, ob es ihr wirklich nur darum ging, oder ob ihr ihre wahren Beweggründe im letzten Augenblick peinlich geworden waren.

Für vier Monde war Luca der Gehilfe der Marktfrau. Er lebte in ihrem Haus, und Tag für Tag ging er mit ihr auf den Basar, wo er wog, feilschte und verkaufte und nach und nach wieder zu sich selbst fand. Eines Abends, als Luca seinen Verdacht schon fast vergessen hatte, war es dann soweit. Dem jungen Mann war aufgefallen, daß die Frau schon den ganzen Tag über mit etwas beschäftigt gewesen war. Abends sagte sie mit einem Ausdruck außerordentlicher Wärme und Zuneigung in den Augen: »Lucajian, ich muß etwas mit dir bereden. Du hast keine Anverwandtschaft auf Hunderte von Meilen. Auch ich bin allein, denn wie du weißt, ist mein Gefährte schon vor Jahren gestorben, und mir war nicht vergönnt, Kinder zu haben.«

Luca bereiteten diese Worte Unbehagen. Inzwischen war ihm nicht mehr gleichgültig, was er tat und was mit ihm geschah. Jedoch hatte er der Frau so

viel zu verdanken und wollte nicht Grund eines Leids für sie sein. Er wünschte sich weit fort.

»Lucajian, hörst du zu?« fragte die Frau.

»Ja«, antwortete Luca mit einem Kloß im Hals.

»Lucajian, willst du mein Sohn sein?«

Luca war sprachlos. Deshalb erklärte ihm die Frau, daß es unter Maraskanern nicht unüblich sei, jemanden an Kindes Statt anzunehmen, der keine Verwandtschaft mehr habe, selbst wenn das Kind schon lange kein Kind mehr sei. Luca überlegte bis zum nächsten Morgen, dann ging er mit der Marktfrau zum Tempel der Zwillinge, wo dieser neue Bund in das *Buch der Anwesenden* eingetragen wurde, so als sei Luca eben erst geboren worden.

Sechs Jahre lang lebte Luca im Hause seiner Mutter. Die Arbeit auf dem Markt machte ihm Freude, und als er zum ersten Mal ›wir‹ sagte und Jergan und Maraskan meinte, bemerkte er es nicht einmal. Selbst an die bisweilen lose Zunge seiner Mutter gewöhnte er sich, nachdem er sich zurechtgelegt hatte, daß sie nichts Lästerliches im Sinne hatte, wenn sie von den Zwölfgöttern als Dienern Rurs sprach, daß sie damit keine gewöhnlichen Knechte und Mägde meinte, sondern Fürsten und Königinnen, die Vasallen eines wohlwollenden Kaisers waren.

Am Tage nach dem Tode seiner Mutter ging Luca zum Tempel Rurs und Grors. »Ich weiß nicht viel über

euren Glauben«, sagte er zu den dortigen Priestern, »außer dem wenigen, das ich von meiner Mutter mitbekommen habe. Deshalb wünsche ich, daß ihr mich lehrt, denn ich habe beschlossen, einer der Priester der Zweie zu werden.« Luca gönnte seiner verstorbenen Mutter diesen Triumph seiner Konversion, den sie zu Lebzeiten nie gehabt hatte, war sich aber gleichzeitig sicher, daß sie das nicht als Triumph angesehen hätte, sondern als etwas völlig Naheliegendes. Nach einem halben Jahr im Tempel verschenkte Luca den Marktstand an zwei Schwestern, die er einige Tage vorher auf der Imana'cha ausgewählt hatte. Auch wenn ihm das Pathetische seiner Tat bewußt war, so erschien sie ihm doch von zwangsläufiger Richtigkeit.

Das war jetzt drei Jahrzehnte her. Bisweilen erinnerte sich Luca, wie oft er sich in der Zeit seiner Strandung gewünscht hatte, daß alles wieder gut werde. Im Rückblick wußte er, daß tatsächlich alles gut geworden war, nur auf eine Weise, die er sich nie vorgestellt hatte. Ja sogar besser, denn alles in allem hatte er gute Jahre in Jergan verbracht, weshalb Luca sich sicher war, stürbe er heute, so geschähe es mit einem Ausdruck glückseliger Ausgeglichenheit.





Der gewöhnliche Mord

Die Straßen auf der Imana'cha waren wie immer voll und laut, und die Luft war feucht. Vor einem Haus, dessen Steine mit einem grün-gelben Moos bewachsen waren, das abzukratzen niemand für nötig hielt, blieb Luca stehen und klopfte an die Tür, so wie man ihn geheißen hatte: viermal schnell hintereinander, dann zweimal in Abständen.

Eine Frau mit einem Säugling auf dem Arm öffnete. Bevor sie noch irgend etwas sagen konnte, platzte Luca schon mit der vereinbarten Lösung heraus: »Ich bringe dir Grüße von Garalor, aber keine von Arethin!«

Die Frau trat zur Seite, ließ Luca eintreten und führte ihn durch ein Treppenhaus mit ausgetretenen Stiegen, an dessen Wänden grauer Schimmel wuchs, in einen fast leeren Raum in der ersten Etage. Dort warteten bereits zwei Männer und eine brünette Frau. Einer der Männer, ein hagerer Fünfziger, dessen blonde Krause einen seltsamen Kontrast zu seiner recht dunklen Hautfarbe bildete, unterhielt sich mit der Frau, während der zweite, ein breitschultriger

Kerl mit kurzem Stoppelhaar, abweisend dreinblickend, etwas abseits stand. Dieser zweite Mann mochte etwa dreißig sein. Wie alt die Frau war, wagte Luca nicht einzuschätzen, irgendwo zwischen zwanzig und vierzig. Ihr Gesicht hatte früh seine Unschuld verloren, war gezeichnet von den Narben, die die Zeit hinterläßt. Luca bezweifelte, daß sie oft lachte.

»Preiset die Schönheit, Bruderschwester!« begrüßte ihn der Ältere mit einem Kopfnicken. »Ich bin Garamold von den Fren'Chira Marustazzim. Ihr müßt entschuldigen, Bruder, aber wir sind noch nicht vollzählig.«

»Ich hoffe, du täuschst dich darin nicht, Garamold«, warf die Frau ein und wandte sich an Luca: »Sumujida von den Sira Jerganak. Da wir in Jergan sind, wäre wohl eher mir die Rolle zugekommen, die Gastgeberin zu sein, jedoch haben Garamolds Leute zu diesem Treffen geladen.«

Sira Jerganak und Fren'Chira Marustazzim – zwei der drei Rebellengruppen, die im Sommer Sinoda besetzt hatten! Also mußte der dritte dem Haranydad angehören, dachte Luca. Doch er wurde anderweitig belehrt.

»Elgoran von den Sira Roabanak«, schnauzte der jüngere Mann grob. Offenbar waren seine Worte unhöflicher herausgekommen, als er beabsichtigt hatte, denn er setzte ein verschämtes ›Bruder‹ hinterher.

»Ich hätte Euch schon nicht vergessen!« sagte Garamold mit einem spöttischen Lächeln. Der jüngere Mann antwortete nicht, sondern setzte statt dessen wieder seine säuerliche Miene auf.

Die Männer trugen die übliche Bauernkleidung: weitärmelige Jacken, dazu bunte Pluderhosen, die unter dem Knie gamaschenartig umwickelt waren. Die Frau trug zusätzlich noch einen Halbrock darüber. Im Gegensatz zu den beiden anderen, die Schnitter mit sich führten – zwar als Waffen gebraucht, aber kein ungewöhnliches Beiwerk, wenn ihre Träger vorgaben, aus einem Dschungeldorf zu kommen –, konnte Luca bei Garamold die lange Klinge eines Tuzakmessers ausmachen. Luca fragte sich, wie der Krauskopf damit an den Stadtwachen vorbeigekommen war. Dieses Schwert konnte man schwerlich mit dem Buschmesser eines Bauern verwechseln.

Während Garamold und Sumujida ihre Unterhaltung wieder aufnahmen, dachte Luca über deren offensichtlich gespanntes Verhältnis zu dem dritten Anwesenden nach. Schließlich fiel ihm ein Gerücht ein, demzufolge die *Helden vom Roab* tödlich beleidigt gewesen seien, weil sie nicht zu dem Überfall auf Sionoda eingeladen worden waren. Wie das Gerücht voll Spott weiter behauptete, weil sie schlichtweg vergessen worden waren. Aber das war nichts, was

man – zumal in dieser Runde – laut ausgesprochen hätte. Luca fühlte sich unsicher in dieser Umgebung. Es war eine Sache, von den Rebellen zu hören, eine andere, mit dreien von ihnen in einem Raum zu sein. Und solange nicht alle hier waren, die erwartet wurden, wußte er ohnehin nicht, was er tun sollte. Er richtete den Blick zu Boden und ließ ihn der Maserung der schwärzlichen Dielenbretter folgen. Was wurde von ihm erwartet, das er täte, sollte während dieser Verhandlung plötzlich ein Streit unter den Rebellen ausbrechen? Was, wenn sie hitzig zu ihren Waffen griffen? Luca wußte darauf keine Antwort. Langsam begann er wieder zu zählen.

Von unten hörte man wiederum die Tür, dann Schritte, die die Treppe heraufkamen. Diesmal brachte die junge Mutter mit dem Kind einen Mann Mitte der Zwanzig mit. Er war schwarzhaarig wie viele Maraskaner und von wenig auffälliger Erscheinung. So, wie er sich gab, hätte man ihm noch am ehesten von allen einen schlichten Bauern abgenommen, wäre da nicht seine Kleidung gewesen, die überhaupt nicht in das Bild paßte. Nach dieser zu urteilen, zumal des weibisch wirkenden Hemdes wegen, hätte er nämlich ebensogut ein tulamidischer Teppichhändler sein können. Was in diesem Kreise besonders auffiel, war der Umstand, daß er anscheinend nicht bewaffnet war.

»Ich bin hier als Vertreter der Eukolizana«, sagte er knapp.

»Die Eukolizana?« wiederholte Garamold erstaunt. »Ehrlich gesagt hatte niemand damit gerechnet, daß ...«

»Ihr habt sie eingeladen, nicht wahr?« sagte der Neuankömmling.

»Sicher, aber ...«

»Wenn deine Anführer sie eingeladen haben, Garamold, dann hat er ein Recht hier zu sein!« eilte der Roaber barsch dem Neuen zu Hilfe und setzte – nach einem Blick zu Luca – abermals ein versöhnlich klingendes ›Bruder‹ hintenan.

Luca wunderte sich nicht weniger als Garamold. Die Eukolizana, die Gemeinschaft der Erlerner der Schönheit, war keine Rebellengruppe, sondern ein religiöser Orden. Ein paar alte Männer und Frauen, die ein Felsenkloster in der Nähe Tuzaks bewohnten und – soweit Luca das einordnen konnte – deren Ziel es war, durch Besinnlichkeit die ganze Schönheit der Welt zu ergründen und verstehen zu lernen. Vor drei Jahrzehnten, bei der Schlacht von Hemandu, waren sie ihrem König gegen das kaiserliche Invasionsheer zu Hilfe geeilt. Da eine ihrer meditativen Techniken das Werfen des schweren Kampfdiskus war, hatten sie in der Schlacht auch etlichen Schaden angerichtet, so lange jedenfalls, bis die Kaiserlichen ihre Bogen-

und Armbrustschützen aufmarschieren ließen, die mit ihren weiterreichenden Waffen in wenigen Augenblicken den Orden fast völlig ausgelöscht hatten. Luca hatte die Eukolizana bisher als Überbleibsel aus vergangener Zeit angesehen, das noch zu seinen Lebzeiten völlig von Deres Angesicht verschwände. Er wunderte sich darüber, daß der Orden offenbar wieder neue Schüler aufnahm.

Abermals klangen von unten Geräusche herauf, denen stürmische Schritte folgten, die die Treppe heraufhasteten. Zur Tür herein platzte ein junger Bursche, den noch einige Jahre vom Erreichen der Zwanzig trennten.

»Ich dachte schon, ich fände diesen Ort überhaupt nicht mehr!« sprudelte er los und ging dabei mit wippendem Schritt im Raum auf und ab, ständig in Bewegung. »Ich muß irgendwann eine falsche Terrasse genommen haben. Ich sage euch, nicht einmal im dichtesten Urwald findet man sich so schwer zurecht wie in diesem Irrgarten von einer Stadt! Ich bin bestimmt zweimal um die popelige Insel herumgelaufen, ohne den Zugang zur Brücke zu finden! Wäre da nicht diese hübsche Schwester aus der Schneiderei gewesen, bestimmt irrte ich immer noch durch Jergan! Hübsches Ding übrigens. Wenn ich der letzte bin, dann können wir von mir aus beginnen, denn ich habe heute noch etwas vor.«

Er blieb vielsagend grinsend stehen und rieb sich die Wange, die ein häßlicher Ausschlag verunzierte: zahlreiche kleine Pickelchen, die wie ein Band über die rechte Gesichtshälfte liefen, viel zu regelmäßig, um nur eine Folge des Alters des Burschen zu sein. Luca vermutete, daß der Ausschlag von einem Bewohner der Wälder, einer Pflanze oder einem Getier, verursacht worden sein mußte.

»In der Tat«, sagte Garamold. »Alle, die geladen wurden, sind anwesend!«

»Ich bin Elgoran von den Sira Roabanak«, begann der Grimmige den Vorstellungsreigen. »Ich vertrete die Eukolizana«, setzte der ›Teppichhändler‹ ihn fort.

»Und du?« fragte schließlich Sumujida, nachdem sie als letzte erklärt hatte, wer sie war und wem sie angehörte.

Der Junge zuckte die Schultern: »Alrech. Ich bin von Alfriedijidas Haufen.« Fast entschuldigend fügte er hinzu: »Wir haben uns noch nicht auf einen passenden Namen einigen können. Ich meine ja, wir sollten uns ...«

»Ich denke, das ist jetzt nicht so wichtig, junger Freund«, schnitt ihm Garamold das Wort ab, was den Abgesandten des Klosters zu einem Schmunzeln veranlaßte. Ernst und bedeutungsvoll begann der Hager zu sprechen: »Warum sind wir hier, Bruderschwestern? Ihr habt euch freiwillig für diese Unterneh-

mung gemeldet, obwohl eure Anführer euch gesagt haben, daß vielleicht keiner von uns unser Vorhaben überleben wird.«

»Er soll überhaupt nicht in der Stadt sein«, unterbrach ihn Alrech.

»Wer denn?« fragte Garamold ungehalten.

»Nun der Vogt, der Gouverneur. Der, dessentwegen wir hier sind.«

»Das sollte eigentlich ein Geheimnis sein«, knurrte Garamold giftig.

»Zier dich nicht so, Fren'Chirakanan«, mischte sich die Frau ein. »Der Grund unseres Hierseins ist ein offenes Geheimnis. Jeder von uns weiß doch, daß wir dem Schandbuben Parinor endlich bescheren wollen, was er und die Seinen schon lange verdient haben!«

Lucas Gedanken begannen zu rasen. Er hatte genügend Stichwörter erhalten, um zu wissen, von wem die Rede war: von Parinor von Halbleth, Stadtvogt von Jergan, Freiherr von Sowieso und vor allem: Militärgouverneur von Maraskan. Ein Mann, der nicht dem Fürsten rechenschaftspflichtig war, sondern ausschließlich dem Kaiser. Wenn dieser mächtige Diener seines Herrn es für richtig hielt, konnte er jederzeit – und ohne erst den Fürsten befragen zu müssen – über ganze Landstriche das Kriegsrecht verhängen. In diesen Gegenden hatte Fürst Herdin dann nur noch wenig zu gebieten, denn dort befahl

von nun an das Reichsheer. Es konnte zwar keinen Zehnt erheben, aber Beschlagnahmungen durchführen. Was am schlimmsten war: Jeder unbedeutende Weibel des Heeres wurde durch das Kriegsrecht Ankläger, Richter und Vollstrecker in einer Person.

Luca wunderte sich jetzt nicht mehr, warum sich gleich fünf Gruppen aus unterschiedlichen Regionen der Insel zu einer gemeinsamen Unternehmung zusammengetan hatten. Denn wenn hier wirklich über einen Anschlag auf das Leben des Gouverneurs gesprochen wurde – auch daran hatte Luca keine Zweifel, denn nach dreißig Jahren Besatzungszeit waren die Rebellen nicht gerade für Zimperlichkeit berühmt –, dann wollte keine Gruppe die Tat alleine durchführen. Niemand wollte als einziger von den garethischen Rächern gehetzt werden.

Ein Pusten, dicht an seinem Ohr, riß Luca aus seinen Gedanken. Er wandte den Blick zu dem Querbalken, von dem das Geräusch gekommen war. Dort saß eine Kakerlake und ließ die Fühler spielen, bisweilen gab sie ein schnaubendes Geräusch von sich. Das Tier war nicht sehr groß, gerade wie ein Handteller. Luca machte sich nicht die Mühe, den Käfer zu verscheuchen. Maraskanische Kakerlaken erschlug man entweder mit einem Stein, oder man trug sie weg, wenn sie keine Anstalten machten, von alleine zu verschwinden.

Der Priester besann sich auf seine Rolle. Er war

nicht hier, um das Unterfangen dieser Verschwörer für gut oder schlecht zu befinden, sondern um zu schlichten. Wenn Bruder Boron beschlossen hatte, das derzeitige Leben des Gouverneurs zu beenden, dann konnten Menschen allenfalls noch über die Art seines Endes entscheiden. Und wenn nicht, dann war er gegen jede Verschwörung gefeit.

Beschwichtigend griff Luca in den hitzigen Wortwechsel ein, der sich mittlerweile zwischen Sumujida und Garamold über die Frage entsponnen hatte, wessen Schar Geheimnisse besser zu wahren wisse und wer als schwatzhaft zu gelten habe. Als die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt war, blaffte Elgoran vorwurfsvoll: »Ich scheine wiederum der einzige zu sein, der nicht unterrichtet wurde!«

»Nicht ganz, Bruder«, korrigierte der Schwarzhaarige vom Eukolizana-Orden freundlich. »Außerdem spricht es nicht gegen die Anführer der Roabakanim, wenn sie den Mund zu halten wissen. Auch ich habe eben erst erfahren, daß es um den Gouverneur geht.« Er wandte sich an Garamold: »Der Junge sagte gerade, Parinor sei gar nicht in Jergan?«

»Nein, er ist in Gareth. Er scheint sich vor vielen Jahren bei einem Ausflug in unsere schönen Wälder ein Leiden zugezogen zu haben und hofft nun, daß die Leibheiler seines Kaisers ihm Linderung verschaffen können.«

Alrech trat mit zwei schnellen Schritten vor den Eukolizaner. »Du nennst mich nicht ›der Junge‹! Ich heiße Alrech. Ich mag vielleicht jung an Jahren sein, aber ich bin sicher, daß meine Klinge schon mehr Garethjas aus diesem Leben geschickt hat als die deinige.«

»Das mag sein«, antwortete sein Gegenüber leicht hin.

Die Beiläufigkeit des Zugeständnisses reizte Alrech erst recht. Er maß die Ursache seines Ärgers von oben bis unten: »Und mit einem herausgeputzten Gecken wie dir nehme ich es allemal auf.«

»Auch das mag sein«, gestand der andere zu. »Anraten wollte ich's dir allerdings nicht. Ich habe eine rauhe Rinde, also reibe dich nicht an mir.«

»Bruderschwestern!« mahnte Luca laut.

Ohne seinen Tonfall oder die Sprechgeschwindigkeit zu wechseln, wandte sich der ältere der beiden Streithähne wieder an Garamold: »Wenn dieser Parinor gar nicht in Jergan weilt, könnte es dann sein, daß wir nicht vorhaben, auf seine Rückkehr zu warten?«

Nachdenklich sah der Kraushaarige sein Gegenüber an: »Mir fällt gerade auf, daß Ihr uns bisher Euren Namen verschwiegt. Auch denke ich die ganze Zeit darüber nach, wie seltsam es doch ist, daß die Eukolizana uns einen der Ihren schickte, obwohl das niemand ernsthaft erwartete. Sagt, unbekannter

Freund, täusche ich mich, oder besteht Eure Gemeinschaft nicht nur aus einigen alten Männern und Frauen?«

Aus den Augenwinkeln heraus nahm Luca wahr, wie Sumujidas Hand zum Griff ihres Schnitters glitt und ihn umschloß. Sie wirkte angespannt und bereit, jeden Augenblick ihre Klinge wirbeln zu lassen. Etwas war hier nicht ganz stimmig, dem pflichtete der Priester bei.

Der Befragte wandte den restlichen vieren den Rücken zu und ging gemessenen Schrittes zum anderen Ende des Raumes. Dabei sprach er: »Ein wenig spät, diese Frage, meint Ihr nicht, Garamold von den Fren'Chira Marustazzim? Ihr habt recht: Sie sind alleamt nicht mehr sehr jung. Allerdings habe ich nie behauptet, einer von ihnen zu sein. Ich weiß schließlich, was ich sage, Bruder.«

An der gegenüberliegenden Wand angekommen, drehte sich der Gutgekleidete um. Vier Schritte freien Raums lagen nun zwischen ihm und den anderen. Es sah aus, als habe er sich freien Platz schaffen wollen. Er sprach weiter: »Ich kenne die Beweggründe dieser weisen Alten nicht. Doch vermutlich standen sie vor der Wahl, euch entweder einen der Ihrigen zu schicken, der allenfalls ein Berater hätte sein können, wobei ich nicht weiß, worin er oder sie euch hätte beraten sollen, denn ein Gouverneur wird nicht jeden Tag

ermordet. Oder jemanden zu suchen, der für sie streitet, der eine bessere Chance als einer von ihnen hat, an den Wachen des Garethjas vorbeizukommen. Sie haben übrigens sehr viel für diesen Auftrag bezahlt, weshalb ich ziemlich neugierig auf unser Treffen war.«

»Was bist du also? Ein Söldling?« verlangte Sumujida zu wissen.

»Nein, ich heiße Scheijian. Ich bin ein achtbares Mitglied der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas.«

Die Luft im Raum war mit einemmal von schier unerträglicher Stickigkeit.

»Ein Meuchler!« japste Elgoran und zog den Schnitter. »Ich werde bestimmt nicht mit einem bruderlosen Meuchler diese Queste unternehmen! Jeder weiß, daß sie Feruderan auf dem Gewissen haben!«

»Feruderan!« antworte der Mann, der sich Scheijian nannte, in gespielter Verzweiflung. »Seit vier Jahren ist er tot, doch jedesmal, wenn ich einen der Eurigen treffe, fällt ihm als erstes Feruderan ein! Ihr müßt ihn wirklich geliebt haben. Unglaublich geliebt!« Sein Gesichtsausdruck verwandelte sich in heimtückischen Spott: »Andererseits scheint mir dazu nicht recht zu passen, daß trotz dieser abgöttischen Liebe ...«

Er vollendete den Satz nicht, sondern ließ ihn im Raum schweben, wie eine Feder, eine kleine Feder des Zweifels, die langsam zum Boden hinabschaukel-

te. Elgoran wirkte plötzlich sehr verunsichert. Luca konnte sich gut vorstellen, welche Gedanken in seinem Kopf entstanden sein mochten: Irgend jemand mußte ja den Mordauftrag für diesen Feruderan erteilt haben! Der Priester sah zu den anderen Anwesenden. Sumujidas Gesicht spiegelte nur Desinteresse, die Hand hatte sie bereits wieder vom Griff ihres Schnitters genommen. Garamold wirkte noch nachdenklicher als zuvor, während Alrech mit unverhohler Neugier den Mann musterte, dem er kurz zuvor noch gedroht hatte. Luca sah auch zu diesem. Er hörte ihn sagen: »Im übrigen mag ich es nicht, wenn man mich als *bruderlos* oder als *verdammten Meuchler* bezeichnet. Laß es also, Elgoran!«

Luca stutzte ob der überraschenden Betonung, die der Sprecher in den letzten Satz gelegt hatte. Er klang beinahe wie eine Frage: Laß es, Elgoran – oder etwa doch nicht? Keine Frage sprach allerdings aus den dunklen Augen des Schwarzhaarigen. In denen lag nur eine bedrohliche Arroganz. Er sah nun kein bißchen mehr schlicht oder unscheinbar aus. Im Gegenteil, auf Luca wirkte Scheijian, als habe jemand urplötzlich ein loderndes schwarzes Feuer im Raum entfacht.

Der Priester versuchte in diese dunkle Flamme hineinzusehen, auf die urteilslose Art, die man ihm in den ersten Jahren seiner Studien beigebracht hatte:

Die Welt ist so, wie sie Rur geschaffen hat, nicht wie wir sie sehen wollen. Jedoch ohne Erfolg. Nicht weil es in dieser Flamme nichts zu sehen gab, sondern weil sie für sich behielt und nicht verriet, was sie speiste.

Natürlich hatte Luca früher schon von der mörderischen Bruderschaft gehört; jeder Maraskaner wußte, daß es sie gab, nur sprach man nicht darüber, sondern wechselte lieber das Thema. Der Priester meinte, einmal gehört zu haben, daß diese dingbaren Mörder einst eine Sekte des Rur-Gror-Glaubens gewesen seien, vielleicht auch immer noch waren. Ihr Name sprach jedenfalls dafür, denn Tsa war immerhin die Göttin der Wiedergeburt. Seit zweihundert Jahren trieb diese Gemeinschaft ihr Unwesen. Viele Gerüchte rankten sich um ihr Tun, eines davon lautete, daß die Bruderschaft für das Ableben der Hälfte der mehr als dreißig Könige und Königinnen, die über Maraskan in den kurzen zwei Jahrhunderten seiner Unabhängigkeit geherrscht hatten, verantwortlich sei. Dieses Gerücht glaubte Luca nicht. Denn das Rechnen, das hatte ihm seine Mutter auf dem Markt beigebracht, als er noch nicht ihr Sohn war, sondern nur ihr Gehilfe. Die Hälfte von dreißig war fünfzehn, die Hälfte von zweihundert hundert. Fünfzehn Monarchen in einhundert Jahren, deren Tod andere Ursachen hatte! Luca mochte nicht glauben, daß immer

nur die Ältesten und Gebrechlichsten auf dieser Insel geherrscht hatten. Nicht auf Maraskan. Hier benötigte man nicht für jeden Königswechsel einen gewerblichen Meuchler.

Sumujida trat entschlossen in die Mitte des Raumes und sprach leise und gleichförmig. Nur ein gelegentliches Aufflackern ihrer dunkel umschatteten Augen verriet ihre Gefühle. Ihr Tonfall hingegen klang, als hätten ihre Worte ganz und gar nichts mit ihr selbst zu tun: »Mir ist es völlig gleichgültig, wer mir dabei hilft, den Bruderlosen zu töten. Hauptsache, es geschieht. Er und seine Söldlinge mordeten meine Eltern und Geschwister beim Tuzaker Aufstand. Seine Kreaturen henkten meinen Mann wegen einer Nichtigkeit, und meine Kinder starben, weil ein Obrist der Heilerin des Dorfes, in das wir geflüchtet waren, befohlen hatte, daß seine Soldaten vor allen anderen kurriert werden sollten. Ich sage, der Meu... er da ... soll mitkommen und mir bei meiner Rache helfen. Mir ist es einerlei, ob ich dabei sterbe oder nicht. Ich habe nichts mehr zu verlieren, ich habe bereits alles verloren.«

»Mir ist das keineswegs gleichgültig! ... Schwester!« brummte Elgoran. »Ich habe nämlich eine Familie und sechs ...«

»Mir auch nicht, Bruder«, pflichtete Scheijian freundlich bei, möglicherweise nur, um Elgoran dar-

an zu hindern, seine vollständigen Verwandtschaftsverhältnisse darzulegen. Das war nicht die Unterstützung, die der Roaber sich gewünscht hatte. Er warf Scheijian einen abweisenden Blick zu.

»Was dich anbelangt: Ohne dich wären wir vier. Die Vier ist eine gute Zahl für ein waghalsiges Unternehmen. Sie ist vollkommen, entspricht den vier Richtungen der Welt und sichert uns die Hilfe der Zwölfgeschwister. Aber fünf, das sind vier und eine unselige Eins. Deshalb bin ich dagegen, daß du dabei bist.«

Der Angesprochene sah ihn belustigt an: »Wie seltsam, daß du dir mit gleicher Begründung noch nicht deinen unseligen Daumen abgeschnitten hast! Doch um bei dem Daumen zu bleiben: Zu fünf sind wir wie die fünf Finger einer Hand. Verzeih mir den Scherz, mein lieber Bruder, aber zu dieser Hand paßt ein Zweiter Finger Tsas.«

»Tsa hat nur vier Finger«, beharrte Elgoran trotzig.

»Doch nicht Tsas Hand wird den Parinor töten, sondern eine Menschenhand«, hielt Elgorans Widersacher dagegen. »Und die hat bekanntlich fünf.«

Garamold räusperte sich laut: »Mir sind solche Spitzfindigkeiten zuwider. Scheijian wurde ausgewählt wie jeder andere von uns. Daher ist er dabei. Um jetzt endlich auf die Frage zu antworten: Nein, wir werden nicht warten, bis der Gouverneur zurück in Jergan ist. Er wird in Gareth sterben. So ist es beschlossen.«

»In Gareth!« rief Alrech aus. »Ich weiß nicht einmal, wie man dorthin gelangt.«

»Mit dem Schiff. Ich gebe zu, daß es derzeit wegen der Blockade nicht leicht ist, die Insel zu verlassen, aber ein Freibeuter-Kapitän wurde überredet, uns an den Galeeren vorbei bis nach Perricum zu bringen. Von da ab führt eine Straße bis zur Kaiserstadt der Garethjas.«

»Warum ausgerechnet in Gareth?« verlangte Scheijan zu wissen.

Garamold zögerte kurz: »Mein Hauptmann Mujiabor hatte einen Traum. Nein, weit mehr als einen Traum! Denn so wirklich war das, was er sah, daß es nur eine Erinnerung an ein früheres Leben sein konnte. Kein Zweifel! Da waren Gerüche, Geräusche und Farben, wie sie in dieser Klarheit nie in einem Traum vorkommen. Bestimmt nicht! Und dann erschien ihm Dajin – König Dajin! Er sagte: Mujiabor ... Nun, er nannte ihn nicht wirklich Mujiabor, sondern anders, aber mein Hauptmann erinnert sich nicht mehr an den Namen, den Dajin ihm gab ... Mujiabor, sagte also Dajin: Auch wenn diese Worte jetzt keinen Sinn für dich geben, so merke sie dir genau, denn eines Tages wirst du dich erinnern. Dann sollst du handeln, wie ich dich wies!«

Garamold war während seiner letzten Worte in heftiges Gestikulieren verfallen.

»Mujiabor hat mir das selbst erzählt! Er sagte: Garamold, Ihr wißt, daß ich zu gelegentlichen Übertreibungen neige. Diesmal ist es keine, denn der Fromme König sah überhaupt nicht aus, wie ihn die Legenden schildern! Er trug weder sein güldenes Schuppenhemd noch das Schwert Sarur, auch die Stute Anarijd war nirgends zu sehen. Er sah genauso aus wie ich oder Ihr! Genau daran habe ich ihn erkannt!«

Der Fren'Chirakanan ließ die Hände wieder sinken:
»Deshalb muß die Tat in Gareth begangen werden!
Sie ist ein Zeichen!«

»Ein Traum?« unterbrach Scheijian die Stille. »So, wie du den Traum schilderst, Bruder, möchte man fast glauben, du habest ihn selbst geträumt. Ich will nicht sagen, daß dein Anführer Mujiabor faselt, doch seit ich mich erinnern kann, geht die Mär um, Dajin sei entweder wiedergeboren worden oder jemandem gar selbst erschienen. Alle meine Tanten und Onkel haben mir das hundertmal erzählt oder kennen jemanden, der ihre Worte bezeugen kann.«

Elgoran mischte sich eifrig ein: »Nun, wenn Dajin jetzt zufällig so alt wäre wie du oder ich, dann wäre das kein Wunder ... äh ... Bruder ... daß du zeit deines Lebens von ihm hörst! Der König wird wohl kaum als Erwachsener aus dem Schoß seiner Mutter geschlüpft sein!«

Scheijian schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Immerhin hat Euch die Eukolizana wegen dieses Traums bezahlt«, brachte Garamold in Erinnerung.

Derweilen trat der junge Alrech zu Luca: »Sag, Bruder, heißt es nicht sogar, der König habe sich in Sinoda zu erkennen gegeben? Sagt man nicht, Dajin sei der ›Haran‹?«

Luca warf Sumujida einen hilfeheischenden Blick zu. Sie gab ein trockenes Nichtlachen von sich.

»Der Anführer des Haranydas? Das wäre mir ein schöner König, der schon beim Hinaufsteigen der Treppe zu seinem Thron ins Schnaufen gerät! Nein, der ›Haran‹ ist ganz gewiß nicht Dajin. Jedoch kam die Idee von ihm, im Theater von Sinoda ein Hoch auf den großen König auszubringen. Er ist ein schlauer Fuchs.«

»Wenn er so schlau ist, dann wird er gewußt haben, was er tat!« folgerte Alrech. »Gehen wir nach Gareth und vollbringen wir's. Selbst wenn wir scheitern, werden wir mehr Ruhm erlangen, als wir in einem einzigen Leben verbrauchen können. Denn man wird sagen, daß wir die ersten waren, die für unseren wiedergeborenen Dajin ihr Leben wagten!«

Erstaunt beobachtete Luca den plötzlichen Stimmungsumschwung. Mit einemmal schien vergessen zu sein, daß es vorher noch geheißen hatte, möglicherweise werde keiner dieser Rebellen ihre Tat überleben. Nun erschien ihnen ihr Vorhaben nur noch wie

ein naher Meilenstein auf dem Weg zu unsterblichem Ruhm. Selbst Sumujida hatte eine Spur Frohmut aufgelegt, zumindest an ihren Maßstäben gemessen. Nur der Meuchler übte nach wie vor Zurückhaltung.

Luca hatte schon einmal erlebt, welche Auswirkung die Nennung des Namens des vor Generationen verstorbenen Königs auf die Maraskaner hatte. Dieser Dajin mußte ein ungewöhnlicher Mensch gewesen sein, wenn er nach so langer Zeit noch so sehr verehrt wurde! Der Priester erinnerte sich, daß im fast vergessenen Almada nicht einmal der Name Ru'hallas eine solche Wirkung hervorrief. Denn wenn Ru'halla erwähnt wurde, bekam man keine leuchtenden Augen, sondern versank in feierliches Schweigen. Luca stutzte, schüttelte dann den Kopf. Wie weit er doch von Almada weg war! Nur auf Maraskan nannte man Rohal Ru'halla.

Eine plötzliche herrische Geste Scheijians brachte die Versammelten zum Schweigen.

»Was ist?« fragte Garamold.

»Man hört nichts«, flüsterte der Meuchler, eilte zu einem der schmalen Fensterschlitze, fluchte und raunte: »Man sieht auch nichts von hier aus.«

Alle lauschten. Tatsächlich fehlten die üblichen Straßengeräusche fast völlig. Nach einem Grund dafür mußte man nicht lange rätseln, denn zwar unverständlich, aber dennoch unmißverständlich ertönten

nun draußen eine Kommandostimme, das schnelle Getrappel schwerer Stiefel im Laufschritt und das gelegentliche Klappern eines Rüstungsteils. Die Tür wurde aufgerissen, und die Frau – jetzt ohne Kind – platzte mit aufgelösten Haaren herein. Sie brauchte nichts zu erklären, dann sogleich begann ein allgemeines Gerenne zum Treppenhaus. Luca heftete sich an die Fersen des Erstbesten.

»Im Namen von Kaiser, Reich und Recht, öffnet!« brüllte eine Stimme, die lautes Klopfen gegen die Tür begleitete, das plötzlich abbrach und schweren Stößen, wie von einem Rammbalken, wich.

Erst im dritten Stock wurde Luca bewußt, daß er und der Meuchler die einzigen waren, die zur Spitze des Turmhauses flüchteten, alle anderen waren nach unten gerannt, möglicherweise in Erwartung der Soldaten, vielleicht weil sie noch einen anderen Ausgang kannten. Keuchend blieb Luca stehen. Er wünschte sich, Scheijian täte es auch. Doch von dem war nur das gleichmäßige Trappeln seiner Füße zu hören – er war ungeheuer flink! Als von unten das Bersten der Eingangstür heraufschallte, rannte Luca weiter. Er wollte nicht ganz allein auf der Treppe gefaßt werden, nicht wissend, was er den Soldaten sagen sollte. Inständig hoffte er, daß der, dem er folgte, wußte, was er tat.

Der Raum oben war fast so leer wie der, wo das

Treffen stattgefunden hatte. Luca sah sich um; irgendwo mußte sein Führer doch sein, wenigstens mußte es irgendwo einen Kabuff geben, wo er sich versteckt hatte!

»He-he?« flüsterte der Priester und trat hinaus auf den Rundgang, der wie ein Balkon außen um das Turmhaus herumführte.

»Scheijian? Scheijian? Wo bist du?« raunte Luca besorgt, denn aus dem Treppenhaus waren schon Stiefelschritte zu hören. Luca ging um den Balkon herum, ohne jemanden zu finden, dann rascher noch einmal.

»Wo bist du? Sag endlich, wo du bist! Um der Gnade Rurs, um der Gnade Borons und Tsas willen!« stieß er hervor, flehte und wimmerte er schließlich. Niemand konnte sich einfach in Luft auflösen, irgendwo mußte doch die Luke zu dem geheimen Raum sein, in dem sich der andere versteckt hatte!

Plötzlich hielt Luca inne und bückte sich nach dem Kleiderbündel, das er zuvor übersehen hatte. Achtlos hingeworfen lag es im Schatten des Geländers. Die Hose, das Wams, das Hemd? Wie von einem tulamidschen Teppichhändler. Ja, das war ganz bestimmt die Kleidung, die der Meuchler getragen hatte! Etwas fiel klappernd zu Boden. Luca bückte sich und hob auf, was da geklappert hatte: lang wie ein Unterarm, vierkantig, stählern und spitz. Ein eigenartiger Dolch, fast wie eine dicke Nadel, nichtsdestoweniger ein Dolch.

»Paß auf!« brüllte eine Stimme ganz nah. »Er ist bewaffnet!« Dann traf Luca die stählerne Faust.

Luca schaute in das Gesicht eines Soldaten: rotwangig, rund, nicht einmal ein Bart, nur Flaum. Der Bursche zitterte am ganzen Leibe. Danach blickte Luca an sich hinab auf die breite Klinge, die in seinem Leib stak. Er torkelte zurück, suchte vergeblich Halt an der Brüstung und brach rücklings zusammen. Seine Augen blickten in den leeren Nachmittagshimmel über Maraskan, über den keine Wölkchen zogen. Von weit oben gellte der triumphierende Schrei eines großen rotgefiederten Raubvogels herab. »Ein Roter Maran!« dachte der Priester. »Wie seltsam, sie kommen doch nie in die Stadt!«

Luca starb mit einem Ausdruck völligen Unverständnisses auf dem Gesicht.





Vögel, Geister und andere mörderische Kreaturen

Daß der stolze Herrscher der Lüfte Maraskans, über den man sagt, daß er auch dem Perldrachen nicht weicht, wenn ihn der Zorn treibt, über den Dächern von Jergan kreiste, war noch die geringste seiner Seltsamkeiten. Weiterhin waren die heiseren Schreie, die aus seinem Schnabel kamen, kein Ausdruck des Triumphs.

Der Vogel fluchte.

Es war ein gutes Hemd gewesen, Alryscha hatte es ihm geschenkt, und erst vor wenigen Wochen hatte seine Mutter einen ganzen Abend damit verbracht, es wieder zu flicken. Das heißt, das stimmte nicht ganz, Alryscha wußte nicht, daß sie ihm das Hemd geschenkt hatte. Nicht dem Maran selbstverständlich, sondern dem ehemaligen Zögling der Magierakademie von Tuzak namens Scheijian, der der Vogel noch vor wenigen Augenblicken gewesen war.

Vermutlich erinnerte sich Alryscha nicht einmal daran, daß sie das Kleidungsstück je besessen hatte. Sie hatte ja so viele Gewänder und ließ sich ständig

neue fertigen! Was überhaupt auch die Ursache dafür war, daß Scheijian an das Hemd gekommen war. Denn wie schon oft zuvor hatte ihn Alryscha – wie Scheijian achtbares Mitglied der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas – zu einem Schneider gelotst. »Das geht rasch«, hatte sie behauptet, war hinter einem Wandschirm verschwunden und umgekleidet wieder erschienen. Scheijian hatte pflichtbewußt Interesse und Bewunderung für das neue Kleid geheuchelt. Er kannte dieses Spiel und wußte, daß sich dieser Vorgang des Verschwindens und Wiedererscheinen noch viele Male wiederholen würde.

Zuerst hatte er geduldig gewartet, da er nicht von vornherein ausschließen wollte, daß dieser Einkaufsbummel mit der langjährigen Freundin anders verlaufen könnte als die früheren, später hatte er den Fußboden eingehend betrachtet und versucht, von der Maserung des Holzes auf das Alter der ehemaligen Bäume zu schließen, und zwischendurch ein karges »Ja, nett« von sich gegeben, sich bisweilen fragend, ob dieses hübsche Geschöpf, das ihn hierhergezogen hat, doch nun die meiste Zeit hinter dem Paravent verbrachte und sich ihm nur kurzfristig zeigte, vielleicht unsichtbare Fangzähne und garstige Kralen besaß?

Dieser Gedanke hatte Scheijian die *Summa Mutatio-*
nis in Erinnerung gebracht, eine schwer verständliche

Abhandlung über die Nebenwirkungen magischer Gestaltwandlungen, in deren Besitz er kurz zuvor gekommen war. Beim Memorieren einer besonders unklaren Stelle war Scheijian dann aufgefallen, daß seine Gedanken immer öfter von dem Schriftwerk abschweiften, hin zur Person des Schneiders, um dort endlich dauerhaft zu verweilen. Er dachte nunmehr über Dinge nach, die zu erfahren dem Schneider bestimmt nicht gefallen hätten. Nicht daß es bei ihnen um ein Leid gegangen wäre, das Scheijian dem arglosen Schneider zufügen wollte, mehr darum, was Scheijian mit dessen Leichnam anzustellen gedachte, sollte diese Tortur noch länger anhalten. Immerhin war hellicher Tag, und die Schneiderei lag im Herzen von Tuzak.

Als Alryscha schließlich verkündet hatte, daß der Schneider doch nicht ihren Ansprüchen genüge, hatte Scheijian Rache geschworen und das Hemd bei seinem nächsten Besuch bei Alryschas Eltern von der Wäscheleine als Geschenk angenommen. Scheijian hatte sich ausgedacht, daß er nach ein paar Wochen, wenn Alryscha den Verlust schon fast vergessen hätte, in dieses Hemd gekleidet bei der Freundin vorbeikäme, daß er auf ihre Fragen behaupten wollte, das Hemd sei nicht das ihre, sondern sähe nur recht ähnlich aus, und vor allem, daß er ihr einreden würde, sie müsse nur ein wenig in Truhen und Schränken

suchen, so fände sie ihr Kleidungsstück bestimmt wieder.

Scheijian hatte sich ausgemalt, daß er dieses heimtückische Spiel mit seiner alten Freundin alle paar Monde wiederholen würde. Suchen sollte sie nach diesem verflixten Hemd bis ans Ende dieses Lebens und Scheijian jede Stunde, die er ihretwegen in halbdunklen Schneiderwerkstätten abgesessen hatte, teuer bezahlen!

Doch daraus wurde nun nichts.

Der Mensch in Vogelgestalt kreiste immer noch über dem Haus, wo das Treffen stattgefunden hatte. Die Soldaten hatten die Gasse davor abgesperrt. An ihren beiden Enden hinderten Hellebardenträger die Vorbeikommenden am Betreten, mit dem Erfolg, daß sich vor ihnen ein neugieriger Menschenauflauf bildete. Fast zwei Dutzend weitere Bewaffnete standen vor dem Turmhaus oder in seiner Nähe. Scheijian sah, wie zwei Soldaten, leicht gebückt, einen schlaffen Körper aus dem Haus trugen und neben dem Eingang fallenließen. Sie gingen weiter, doch sofort wurden sie von einem dritten zum Stehen gebracht. Der redete auf sie ein, worauf einer der beiden Söldlinge wieder im Haus verschwand und mit einer Decke zurückkam, unter der er die Leiche verbarg. Schlau, dachte Scheijian, der mit den scharfen Augen

des Marans den Toten erkannt hatte. Kein Volk mochte es, wenn man seine Geweihten tötete, und nach den zurückliegenden Monden mochte der Tod des Rur-und-Gror-Priesters leicht zu neuerlichem Aufruhr führen.

Scheijians spezielle Kenntnisse sagten ihm, daß der Mann nach der Plazierung der Stichwunde zu schließen fast augenblicklich tot gewesen sein mußte. Er fragte sich, ob noch weitere Leichname herausgebracht würden, oder ob die restlichen Teilnehmer des Treffens im Haus gefangengehalten wurden. Er wartete, schraubte sich einige Dutzend Schritt höher und ließ sich dann wieder mit einem grellen Schrei sinken.

Das Haus mußte leer sein!

Wären die Soldaten auf die Rebellen getroffen, so hätte es einen Kampf gegeben, und wenigstens ein paar Verwundete wären aus dem Gebäude herausgebracht worden. Doch nichts da! Die junge Frau mußte also die anderen durch einen geheimen Ausgang nach draußen geführt haben. Bestimmt hielten sich die Rebellen jetzt irgendwo versteckt und warteten darauf, die Stadt verlassen zu können, um an Bord des Freibeuters zu gelangen, der sie nach Perricum brächte. Wie er sie jemals wiederfinden sollte, war Scheijian ein Rätsel, da er nicht wußte, wo und wann das Schiff die Rebellen aufnehmen wollte.

Scheijian dachte nach. Er war zwar von den ande-

ren vieren getrennt, doch die wesentlichen Einzelheiten des Auftrags, mit dem ihn die Bruderschaft betraut hatte, waren ihm bekannt. Garamold hatte zwar recht darin gehabt, daß es seit den Zwangsmaßnahmen des vergangenen Sommers sehr schwierig geworden war, Maraskan zu verlassen, aber für einen einstigen Zögling der Verwandlungsakademie von Tuzak sollte das doch kein allzu großes Problem sein! Scheijian hatte zwar in seiner jetzigen Gestalt noch nie eine so lange Reise unternommen, doch dieser kräftige Vogelkörper trüge ihn bestimmt über den Maraskansund hinweg zum Festland. Hoffte er jedenfalls. Und wenn nicht? Nun, mit der Antwort auf diese Frage konnte er sich immer noch beschäftigen, wenn er sich plötzlich über dem offenen Meer in einen Menschen zurückverwandelte und wie ein Stein nach unten stürzte. Für die Beantwortung einer weiteren Frage wollte sich Scheijian ebenfalls Zeit lassen: Nicht nur sein Handwerkszeug war in dem Gebäude zurückgeblieben, sondern auch seine gesamte Habe. Derzeit besaß er keinen Kreuzer mehr, doch auch das sollte kein unüberwindliches Hindernis darstellen. Der Maran über Jergan zog einen letzten großen Bogen über die Stadt und wandte sich mit kräftigen Flügelschlägen gegen Westen, zum offenen Meer hin. Trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit war es leidlich warm, ein guter Tag für einen weiten Flug, an dem

die lauen Strömungen, die unsichtbaren Pfade der Luft leicht zu finden waren. Scheijian schraubte sich höher und höher. Eine fröhliche Leichtigkeit bemächtigte sich seiner und verdrängte die letzten Zweifel, ob er diesen weiten Flug bis zur aranischen Küste durchhalten könne. Nein, das war keine Frage mehr, dieser grandiose Vogelkörper konnte noch ganz andere Strecken zurücklegen! Scheijian wunderte sich, daß er auch nur einen Augenblick daran hatte zweifeln können. Wie seltsam es doch war, daß er immer wieder vergaß, was die Zauberformel an Veränderungen brachte. Man rezitierte den Spruch, stellte sich vor, wie sich die Finger zu Flügelknochen verlängerten, und hob irgendwann ab. Aber das war nicht alles. Viel schwerer war es, die damit verbundenen Gefühle in Erinnerung zu behalten: das plötzliche Durchströmtwerden von Kraft, Stolz und schier grenzenlosem Selbstvertrauen, die jäh aufschäumende Freude, die spielerische Leichtigkeit, mit der er die Schwere, die ihn zuvor am Boden gehalten hatte, abstreifte. Gefühle, die sich beharrlich jedem Erinnerungsvermögen entzogen, die bei jedem Zauber neu aufwallten und die doch nach Abklingen der Magie ganz und gar verblaßten. Das begrenzte Vorstellungsvermögen des Zweibeiners! dachte Scheijian. Aus reiner Lebensfreude ließ er sich über den rechten Flügel kippen und stürzte in unkontrolliertem Fall,

taumelnd, sich überschlagend, dabei kreischend, krächzend, schrillend und gurrend nach unten! Als ihn nur noch wenige Augenblicke von einem harten Aufprall trennten, spreizte er die großen Schwingen und stemmte sich mit seinen Muskeln gegen den harten Zug in die Tiefe, überwand diesen und eilte leichten Sinns wieder dem Himmel entgegen.

Scheijian blickte hinab auf das weite Blau des Meeres, auf dem winzige Fischerboote schwammen. Klein, wie sie waren, war es schier unverständlich, warum sie sich so weit auf die See hinauswagen durften, ohne von den Wogen verschlungen zu werden. Wahrscheinlich hatte Bruder Efferd alle Hände voll damit zu tun zu verhindern, daß derlei geschah. Andererseits, aus dieser Höhe sah man überhaupt keine Wogen, denn das Meer war eine große glatte Fläche. Scheijian ließ sich hinabtragen, bis er eines der Fischerboote in allen Einzelheiten erkennen konnte. Vier Menschen waren darin und gerade damit beschäftigt, ihr Netz an Bord zu ziehen. Zwei von ihnen hatten sich weit über die Bordwand gebeugt, und so, wie ihre Muskeln angeschwollen waren und ihre Sehnen hervortraten, mußte der Fang wohl sehr ertragreich sein.

Ein stummes Lachen stieg aus der Vogelbrust auf, und sogleich wandelte sich die Flugbahn des Marans in einen lautlosen Sturzflug. Ganz dicht über den

Köpfen der Fischer fing Scheijian seinen Sturz ab. Er stieß einen lauten Schrei aus und stieg schnell wieder hoch. Der Maran/Scheijian schaute hinab. Einer der Fischer war vor Schreck aus dem Boot gefallen, trat nun laut schimpfend Wasser und drohte gleichzeitig mit der Faust, drei Tätigkeiten, die er nicht alle gleichzeitig beherrschte. Wem die Drohungen galten, war schwer zu beurteilen, ob dem Übeltäter oder den anderen drei Fischern, die nicht daran dachten, ihren Kameraden wieder ins Boot zu ziehen, sondern nur nach oben starrten, sich fragend, was denn da über sie gekommen sei. Schließlich fanden sich doch zwei dazu bereit, ihrem Gefährten zu helfen, während der vierte die schwere Aufgabe des Fäusteschüttelns übernahm. Freundchen, dachte Scheijian, wenn ich das nun als Herausforderung sehen wollte? Belustigt stieg er hundert Schritt höher.

Ein wenig Scham stahl sich in Scheijians Gedanken. Weder für einen Magus noch für ein achtbares Mitglied der Bruderschaft ziemte es sich, solche Späße mit den Fischern zu treiben. Schließlich war ihr Leben schon schwer genug. Andererseits: Preiset die Schönheit! Es war ein schöner Tag, und der Spaß war hervorragend gewesen! Viel zu schade, um es bei einem Mal zu belassen! Begierig schaute sich Scheijian/der Maran nach den nächsten Booten um. Alle Fischer an der maraskanischen und tulamidischen Küste sollten

in den Genuß dieses kleinen Scherzes kommen! Sie würden ihn gewißlich zu schätzen lernen, schließlich war ihr Leben schon eintönig genug. Und von dieser Begegnung hätten sie noch lange zu erzählen!

Doch die Götter hatten ein Einsehen und boten dem übermütigen Menschenraubvogel zwei andere Opfer an. Keine kleinen Boote, sondern zwei große Segler mit mehreren Masten, keine zwanzig Meilen entfernt. Scheijian lachte verwundert in sich hinein. Keine zwanzig Meilen! Sehr viel weiter war der Weg von Tuzak bis zu seinem Heimatdorf auch nicht, doch was ihm jetzt so wenig erschien, war sonst ein Fußmarsch von zwei Tagen! Rasch näherte er sich den beiden Segelschiffen.

Das größere Schiff war wegen des aufgemalten Greifenwappens leicht als Kriegsschiff der Kaiserlichen zu erkennen; woher das andere stammte, eine Thalukke, war nicht auszumachen. Das kleinere Schiff hatte beigedreht, worauf das größere ein Beiboot zu Wasser gelassen hatte, in dem sich jetzt sechs Matrosen kräftig in die Riemen legten, während ihre Passagiere – ebenso viele Seekrieger – aufrecht standen und trotz des leichten Geschaukels Würde zeigten. Welch feine Idee, dachte Scheijian/der Maran, gleich ein halbes Dutzend auf einmal aus dem Boot zu kegeln! Er setzte zu einem langen Gleitflug an.

Einer der Seekrieger entdeckte den großen Vogel,

der über den Schiffen schwebte, und machte seinen Nachbarn darauf aufmerksam. Mit etwas weniger Würde starrten bald darauf sechs Seesoldaten zu dem ungewöhnlichen Besucher hoch. Damit war es mit der Überraschung vorbei! Der richtige Augenblick wird schon noch kommen, dachte Scheijian, schlug wenige Male mit den Flügeln und ließ sich auf der höchsten Rah des Kriegsseglers nieder.

Er trippelte die hölzerne Stange entlang und schaute durch das Gewirr der Takelage zum Deck hinunter. Große Katapulte und Rotzen waren dort aufgebaut, neben ihnen standen die Geschützmannschaften, bereit, ihre todbringenden Grüße dem anderen Schiff zu übermitteln, sollte jenes ein ungewöhnliches Verhalten an den Tag legen.

Eine fette, gescheckte Ratte rannte über das Deck und verkroch sich unter den Geschützaufbauten. Mit einem Mal stieg ein schier nicht mehr zu bändigendes Gelüst in Scheijian auf. Nicht nach dieser Ratte, sondern nach einem warmen und blutigen, noch zukgenden Hasen, oder – noch besser – nach einer jungen Tarantel! Er stellte sich vor, wie er über das arglose Geschöpf schösse, die Krallen in dessen Panzer bohrte, es schnell einige Schritte hochlüpfe und wieder fallen ließe, damit es betäubt wurde und nicht seinen lästigen Stachel in ihn bohren konnte. Wie er sodann mit einem kräftigen Schnabelhieb den Leib

des süßen Tierchens aufrisse und die Spinne ausschlürfte! Wie herrlich! Vor Wohne kippte Scheijian schier von der Rah.

Mißmutig schüttelte er den Kopf und spreizte seine Nackenfedern. Keine leckeren Hasen, keine würzigen Spinnen, nicht einmal eine kleine Viper als Imbiß! Nein, hier auf See gab es weit und breit nur Fisch, ekligen, glitschigen Fisch, der nicht einmal genug Anstand hatte, ordentlich zu quieken, wenn man ihn aus dem Wasser zog, sondern nur dümmlich das Maul öffnete und wieder schloß! Wiederum schüttelte der Maran/Scheijian den Kopf.

Der Hauptmast des Schiffes war noch einige Schritt höher, daran war ein Ausguckskorb befestigt, in dem eine Matrosin stand und ihre Pflicht erfüllte. Sie war eine dralle kleine Nußbraune und erschien Scheijian irgendwie lecker, fast schmackhaft. Er trippelte näher zum Hauptmast und krächzte artig.

Die Matrosin sah kurz zu ihm herüber, dann weg, dann sehr erschrocken zu dem, was auf der Rah saß, kaum vier Schritt von ihr entfernt. Offenbar war sie nur langweilige kleine Möwen gewöhnt. Scheijian krächzte stolz und plusterte sich auf.

»Hau ab!« rief die Matrosin, griff in ihren Korb und warf etwas nach dem Maran, ohne ihn zu treffen. »Hau ab, du garstiger Vogel!«

Garstiger Vogel? Was bildete sich die dämliche Pu-

te ein? dachte Scheijian, breitete die Flügel aus und hüpfte zu dem Ausguckskorb, auf dessen Rand seine Krallen mühsam Halt fanden. Der Magier sah der Matrosin ins Gesicht und sagte höflich: »Preiset die Schönheit, Maid. Wißt Ihr, daß Ihr ein bezauberndes Dingelchen seid?«

Für Grundilla, Matrosin Seiner Allerzwölf göttlichsten Majestät Marine, stellte sich diese Begegnung ein wenig anders dar. In ihren Augen war soeben auf dem Rand ihres Korbs ein rotbrauner Riese mit vier Schritt Spannweite, gelbem Brustgefieder und schwarzen Schwungfedern gelandet, der markenschütternde, schrille Schreie ausstieß und der – nicht zu vergessen – bösartige Krallen besaß und einen – für diesen geringen Abstand – viel zu großen Schnabel. Sie beschloß, den schaurigen Anblick nicht länger als nötig zu ertragen, und wurde ohnmächtig.

Scheijian sah auf den schlaffen Körper. Das war eine kurze Romanze gewesen. Was konnte er nun anstellen? Er blickte hinunter zum Deck, wo sich nichts verändert hatte, öffnete den Schnabel, um so laut wie möglich zu kreischen: »Zu Hilfe, der Mastkorb ist in den Händen der Maraskaner!«

Aber kein Schrei kam aus seiner Kehle. Statt dessen stieß er sich von dem Korb ab und flog zügig weiter. Scheijian dachte daran, daß der Verfasser der *Summa Mutationis* offenbar *das* gemeint hatte, als er vor un-

vorhersehbaren Begleiterscheinungen mancher Verwandlungszauber unter gewissen Sternenkonstellationen warnte. Vorsichtshalber beschloß Scheijian, von nun an das Fliegen dem Vogelkörper zu überlassen und den Menschengeist darin mit Dingen zu füllen, die keinen Maran interessierten, so daß sich Menschen- und Vogelnatur nicht erneut vermischten.

Scheijian ließ sich das Treffen in Jergan durch den Kopf gehen. Er fragte sich, wie die Soldaten überhaupt davon erfahren haben konnten? Ein Verräter? Das war bei seinen Landsleuten nicht die naheliegende Antwort. Vermutlich hatte jemand seine Zunge nicht hüten können! Ganz bestimmt, denn daß die Nordmaraskaner und besonders die Jerganer kein Geheimnis behalten konnten, war allgemein bekannt. Jede Fischverkäuferin auf dem Markt von Tuzak stimmte einem da zu! Und die Rebellen, dachte Scheijian, sie waren eben das, was sie waren, Laien nämlich.

Zumindest in diesem Punkt.

Ein Traum! Scheijian klapperte unwillig mit dem Schnabel. Wie konnte man sein Handeln nur auf einem Traum aufbauen! Das war hirnrissig und absurd. Sicherlich sandte Boron bisweilen Botschaften in nächtlichen Träumen, und zweifellos hatte er mitunter seine Gründe, den Vorhang, der ein vergangenes Leben verbarg, ein Stück zu lüften. Doch daß der

Milde diese zweifelhafte Gunst ausgerechnet dem Anführer einer der einflußreicheren, aber eben nicht *der* einflußreichsten Freischärlergruppe erwiesen haben sollte, das mochte Scheijian nicht ganz glauben.

Und dann noch dazu Dajin. Scheijian erinnerte sich, daß in seiner Kindheit von Dajin noch als Legende gesprochen worden war. Einst herrschte ein großer König ... Doch nach mehr als dreißig Jahren Unterdrückung und gelegentlichen gescheiterten Aufständen war aus der Legende ein Versprechen geworden, von dem mittlerweile offenbar allgemein angenommen wurde, daß seine Einlösung kurz bevorstünde. Für Scheijian, der trotz seines Alters schon einiges mehr von der Welt gesehen hatte als nur Maraskan – zumeist im Auftrag der Bruderschaft – war Dajin kein Versprechen, sondern nur Ausdruck der Sehnsucht nach einer besseren Zeit. Scheijian stellte sich die Frage, da er im Augenblick sowieso nichts Besseres zu tun hatte, wie es zu beurteilen war, wenn ein Volk seine Hoffnung an einen Verstorbenen knüpfte?

Der Tod war für Scheijian eine Tür, die man schloß, und Borons Pflicht war es, dafür zu sorgen, daß dieses Tor nicht leichtfertig wieder geöffnet wurde. So mit war die Hoffnung auf Dajin ein Blick zurück, also ein Widerspruch zu den Gesetzen der Welt, die sich vorwärts bewegte, da Rur den Weltendiskus ja so

geworfen hatte. Andererseits wartete hinter dieser Tür, die Scheijian schon so oft verschlossen hatte, Tsa, die Schenkerin der Wiedergeburt. Damit waren die Verstorbenen nicht die Vergangenheit, sondern das Kommende, das Erneuernde und tatsächlich das Hoffnunggebärende.

Scheijian krächzte einen Seufzer. Dajin war seit zwei Jahrhunderten tot. Er war nicht einmal so gestorben, wie große Könige nach Scheijians Verständnis sterben sollten. Große Könige starben nicht einsam. Sie starben in ihren Palästen, umgeben von ihren Dienern, oder im Freien, in der Nähe ihrer Getreuen. Sie ertranken vielleicht auch beim Schwimmen, aber bestimmt wurden ihre Leichen nicht erst nach Tagen fast unkenntlich aus einem Fluß gezogen, wie die Dajins. Doch ein toter oder lebendiger König, ein Kaiser oder Fürst, was spielte das schon für eine Rolle? Die Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas interessierte sich für keinen von ihnen, es sei denn, jemand bezahlte dafür.

Scheijian stieß einen ungeduldigen Schrei aus. Die Natur des Wesens, dessen Gestalt er angenommen hatte, zu unterdrücken, hatte auch Nachteile. Dieser lange Flug wurde ohne den Tanz mit dem Wind, das Aufsteigen und Fallenlassen, das neugierige Kreisen sehr viel eintöniger. Der Magier erwog, für einen Augenblick dem Drängen des Vogelfleisches nach-

zugeben, doch der Gedanke an leckere Maraskantarranteln, der ihn gleichzeitig mit Abscheu und Verlangen erfüllte, ließ ihn davon Abstand nehmen.

Wo mochte er jetzt sein? Den größten Teil des Weges bis zum Festland mußte er zurückgelegt haben, doch wo genau war er?

Scheijian hatte nur eine undeutliche Vorstellung davon, zudem ein unheilvolles Gefühl, weit von seinem ursprünglichen Kurs abgekommen zu sein, der ihn nach Aranien hätte führen sollen.

Da zum Wesen des Verwandlungszaubers, den Scheijian gewirkt hatte, gehörte, daß der Zaubernde nicht nur die Gestalt des Tieres annahm, für das er sich einst entschieden hatte, als er den Spruch zu erlernen begann, sondern auch die Fülle seiner Eigenschaften, hörte Scheijian in sich hinein. Der Maran würde ja wohl wissen, wo er war. Doch so sehr der Mensch auch lauschte, das einzige, was er aus seinem Inneren vernahm, war, daß Marane nie ihre Insel verließen. Schon gar nicht, um nach ihrem Empfinden völlig sinnlos ein- bis zweihundert Meilen offenen Meeres zu überqueren ... (Wo es nur öden, glitschigen Fisch gab, murkte eine leise Stimme.)

Scheijian schlug kräftiger mit den Flügeln und stieg eine Meile höher. Jetzt konnte er die Küste sehen!

Er berichtigte sich: Er konnte *eine* Küste sehen. Irgendeine Küste, die sicher so aussah wie jede andere

Küste für jemanden, der noch nie von Maraskan zum Festland geflogen war. Zumindest schien sie wirklich die Festlandsküste zu sein. Na bitte, das war doch schon etwas, ganz verflogen hatte er sich also nicht, irgendwo zwischen dem kalten Bornland und dem heißen Al'Anfa würde er den Kontinent erreichen!

Dajin.

(Was sonst gab es momentan zu tun, um die Eintönigkeit des Flugs zu unterbrechen?)

Scheijians Gedanken schweiften anderthalb Jahre zurück zu einem Gespräch mit Milhibethjida, der Hohen Schwester des Rur-Gror-Tempels zu Tuzak. Die Unterredung hatte einen völlig anderen Anlaß gehabt, doch in ihrem Verlauf hatte Scheijian nach Dajin gefragt. Nur aus Neugier, denn wenn jemand die Frage nach der Wiedergeburt des Frommen Königs beantworten konnte, dann noch am ehesten die Priesterschaft der Zwillinge. Denn immerhin führte sie das *Buch der Anwesenden*, in dem ein jeder, der das Licht der Welt erblickte oder starb, notiert wurde. Ein Gerücht, von dem Scheijian überzeugt war, daß es stimmte, besagte, daß die Priesterschaft damit versuchte, Wissen über die Zyklen von Leben und Tod zu erlangen. Diese Aufzeichnungen reichten bis in Zeiten zurück, bevor der Stamm der Beni Rurech Maraskan besiedelte, damals, als auf der Insel erst wenige Menschen lebten, möglicherweise noch in Zeiten,

bevor die *Kinder Rurechs* ihre unbekannte Heimat irgendwo am Raschtulswall verlassen hatten.

Scheijian hatte Milhibethjida nach der Rückkehr des siebten Dajins gefragt, doch die kindliche Priesterin – sie mochte damals elf oder zwölf Jahre alt gewesen sein – hatte eine Gegenfrage gestellt: »Was bist du, Scheijian von Tarschoggyn?«

»Das weißt du«, hatte Scheijian geantwortet.

»Was glaubst du, warst du in deinem vorigen Leben?«

»Wer kann das wissen?«

»Mal es dir aus.«

»Nun ja«, hatte Scheijian geantwortet, »die Bruderschaft ist sehr alt. Möglicherweise dasselbe wie jetzt.«

»Auch Magus?«

»Vermutlich auch das.«

»Geh weiter zurück, Scheijian, bevor es die Bruderschaft gab.«

Scheijian fragte sich, worauf dieses beunruhigende Kind hinauswollte. Ohnehin war ihm das Gesprächsthema sehr unangenehm, selbst in Gegenwart einer der höchsten Vertreterinnen seines Glaubens. Widerwillig hatte er geantwortet:

»Du weißt über unsere Herkunft, Hohe Schwester. Wenn es denn sein muß: Ja, möglicherweise war ich einer der Schüler Zaborons, möglicherweise tötete ich in seinem Auftrag jeden, von dem der Besessene be-

hauptete, daß er die Schönheit der Welt vermindere. Und?«

»Wohl kaum«, beschied ihn Milhibethjida. »Zu störrisch.«

Ihr Ton drückte Gewißheit aus. Nicht die Gewißheit eines Menschen, der fest annimmt, daß etwas bestimmt nicht so gewesen sein kann, sondern eine Gewißheit, die *wußte*, daß es so nicht war. Scheijian überhörte die Bemerkung geflissentlich. Er hatte gelernt, daß die Kindpriesterin bisweilen mit einer gewissen Boshaftigkeit den Eindruck zu erwecken versuchte, als wüßte sie Dinge über ihn, die er nicht wußte, als trüge sie Erinnerungen in sich, die sie nicht in diesem Leben gesammelt hatte. Er vermutete stark, daß sie diesen durchaus wirksamen Kniff nicht nur bei ihm anwandte.

»Nein, geh noch weiter zurück, Scheijian von Tar-schoggyn«, war das Mädchen fortgefahren. »Vor Zaboron oder jeden, der dachte wie er. Sagen wir, bis zu Rurech.«

Scheijian mußte lachen: »Was soll ich dir darauf antworten? Ich könnte alles gewesen sein.«

»Denke nach.«

Scheijian war etwas ungeduldig geworden: »Sein Magus werde ich kaum gewesen sein. Diese Nomaden hatten keine Akademien. Vielleicht war ich ja Rurechs Stammeshexe. Woher soll ich das wissen? Vielleicht

habe ich mein Leben damit verbracht, dunkle Flüche über die Feinde seines Volkes zu verhängen!«

»Möglicherweise hast du das, möglicherweise hast du auch an seiner Seite gegen die *Surgh* gekämpft. Woher solltest du das auch wissen, gelehrter Magus?« Auch Milhibethjida war aus irgendeinem Grund ungeduldig geworden, ihre Wangen hatten sich gerötet, und ihre Augen blitzten.

Surgh? Eine schwache Erinnerung an diesen Namen hallte wie ein fernes Echo in Scheijians Gedanken wider. Die Priesterin half ihm mit einem Zitat aus den Heiligen Rollen auf die Sprünge:

»In seinem einundvierzigsten Jahr zweifelte Rurech, denn es war Hunger, und die Surgh waren ein böser Feind.«

Scheijian kannte diese Passage aus den Heiligen Schriften seines Volkes sehr genau. Doch wer oder was diese ›Surgh‹ waren, das hatten die Beni Rurech ihren Nachfahren genausowenig hinterlassen wie einen Hinweis auf den Ort, wo sie ursprünglich gelebt hatten. Sie hatten beides für unwichtig erachtet, da sowieso jeder von ihnen gewußt hatte, wo sie lebten und wer ihre Feinde waren, und angenommen, daß man solche Selbstverständlichkeiten auch noch nach tausend oder mehr Jahren nicht vergessen hätte. Statt dessen hatten sie sich darauf beschränkt, ihren Kindeskindern eine Sammlung vieldeutiger Rätsel und allgemeiner Lehren zu überliefern.

»Ja, möglicherweise habe ich das, möglicherweise habe ich diese Surgh zu Dutzenden vor das Angesicht Tsas geleitet! Schwester, ich weiß wirklich nicht, worauf du hinauswillst«, hatte Scheijian geantwortet. Dieses herablassende ›gelehrter Magus‹ ärgerte ihn.

Milhibethjida war wieder ruhiger geworden. Ihre nächsten Worte klangen wie der letzte Versuch, einem besonders schwerfälligen Schüler etwas beizubringen: »Was unterscheidet die Vergangenheit von der Gegenwart, Magus?«

Scheijian hatte längere Zeit schweigsam nachgedacht und dann geantwortet: »Der jeweilige Ort, an dem sich der Weltendiskus auf seinem Flug von Rur zu Gror befindet.«

Das Mädchen hatte zufrieden genickt: »Wenn sich die ganze Welt weiterbewegt, warum sollten *wir* stehengeblieben sein, Scheijian?« Sie hatte eine kurze Kunstpause gemacht, lange genug, daß ihr Besucher in sich hineinseufzen konnte – Wir! –, und hatte dann weitergesprochen: »Warum sollte Dajin stehengeblieben sein? Ansonsten hattest du recht: Du kannst alles mögliche gewesen sein, ebenso wie du noch alles sein kannst.« Trotz der Allgemeinheit ihrer Aussage vermeinte Scheijian damals, einen Anflug von Spott in Milhibethjidas Stimme zu hören.

Scheijian sah nach unten. Nur noch wenige hundert Schritt trennten ihn von dem unbekannten Ufer. Das war auch gut so, denn zum einen neigte sich der Tag rasch seinem Ende zu, zum anderen fühlte der Magier, daß der mächtige Zauber, den er gewirkt hatte, nicht mehr lange hielt. Allzufern konnte der Augenblick der Rückverwandlung nicht mehr sein.

Das Meer endete an einem steinigen Strand, an den sich eine weite Ebene hohen Grases anschloß, die durch einzelne Bauminseln mit bizarr gezackten Laubkronen aufgelockert wurde. Scheijian peilte eine der Bauminseln an. Dort wollte er landen ...

Wusch!

Wusch!

Was war das? Irgend jemand schoß nach ihm! Irgend jemand schoß nach ihm? Die Vogelaugen suchten den Grund ab. Dort! Ein Menschling! schrillte die Stimme in Scheijians Kopf. Sie war gleichzeitig erstaunt, empört und zutiefst beleidigt. Wie konnte dieses Wesen, das nie auf dem Rücken des Windes geritten war, das dazu verdammt war, im Staub zu leben, es wagen, ihn herauszufordern? Ihn, den Maran, den Haran der Winde, der nichts und niemanden fürchte, nicht einmal die plumpen Drachen! Lehren wollte er dieses dreiste Geschöpf, was es bedeutete, sich mit ihm anzulegen. Zerraufen würde er ihm das Gefieder, aufreißen die Haut und ihm mit Schnabel und

Fersensporn so lange zusetzen, bis es um Gnade wimmerte! Kreischend stürzte sich der Vogel auf seinen Widersacher, die plötzlich ertönende panische Menschenstimme in seinem Innern, die nach Vernunft schrie, völlig überhörend.

So hatte sich Fatimah das nicht vorgestellt. Sie hatte gedacht, daß sie diesen großen Vogel mit einem guten Schuß und etwas Glück vom Himmel holen würde, damit sie seinen Balg auf dem Markt verkaufen könnte und die Innereien und Krallen an den Alchimisten. Und wenn ihr Pfeil den Vogel nicht träfe, dann wäre es wenigstens einen Versuch wert gewesen. Ganz und gar nicht hatte sie daran gedacht, daß diese wohlfeile Beute in Frage stellen könnte, wer hier als Beute oder als Jäger anzusehen sei! Fatimah starrte erschrocken zum Himmel, aus dem mit einem Wimmern und Kreischen, das einem Geschöpf der Niederhölle gut angestanden hätte, dieses fliegende Ungeheuer in einem eigenartig taumelnden Sturzflug, der einen Hauch von Zögerlichkeit, gar Unentschlossenheit hatte, auf sie zuschoß. Hastig legte sie den nächsten Pfeil auf, spannte die Sehne und riß den Bogen hoch. Pläng! machte es, als der Pfeil unbeabsichtigt von der Sehne sprang und die harte Schnur schmerhaft gegen Fatimahs Handgelenk schnalzte.

Sie warf einen kurzen Blick zu dem rotgefiederten

Racheorkan und gab Fersengeld. In großen Sprüngen rannte sie auf die nächste Baumgruppe zu, stolperte, fiel hin und bedeckte schnell ihren Nacken und ihr Haupt mit den Armen.

Ganz in der Nähe krachte es scheußlich.

Als der erwartete Schmerz nicht eintrat, sprang Fatimah schreiend und mit den Armen wedelnd auf. Vielleicht konnte sie damit das Ungeheuer vertreiben und erhielt Zeit, ihre Zuflucht zu erreichen! Sie sprang, schrie, bewegte die Arme wie Windmühlenflügel, und blieb unversehens still stehen. Wo war das Mistvieh?

Wachsam sah Fatimah zum leeren Himmel, dann über das umliegende sanftgewellte Grasland. Den großen Vogel konnte sie nirgends entdecken. Er konnte sich doch nicht mir nichts, dir nichts in Luft aufgelöst haben! Vorsichtshalber schlug Fatimah ein Schutzzeichen gegen üble Geister und Kobolde.

Ihr Blick fiel auf die Baumgruppe, zu der sie hatte flüchten wollen. Eine Wolke abgerissener Blätter schwebte darüber. Langsam bückte sich Fatimah und griff mit ihrer immer noch etwas tauben Hand, die just jetzt beschloß, sich auf schmerzhafte Weise zurückzumelden, nach dem Bogen. Unbeholfen legte sie einen weiteren Pfeil auf die Sehne und bewegte sich vorsichtig zur Baumgruppe hin.

Die Zweige eines Strauches, der dort wuchs, wur-

den zur Seite gebogen, und ein Mann trat unter den Bäumen hervor. Er war etwa so alt wie Fatimah, zwar groß, doch von schmaler Statur, fast zartgliedrig gebaut. Er trug am ganzen Körper frische Kratzer und Schrammen. Fatimah starrte ihn mit trockenem Mund von oben bis unten an. Der Fremde war völlig nackt.

»Könntest du endlich deinen verfluchten Flitzebogen auf ein anderes Ziel richten!« ertönte eine zornige Stimme. Fatimah umfaßte ihren Bogen fester und hob ihn einige Grad an. Nun zielte die Spitze des Pfeils auf die Magengegend dieses ... Wesens ... wer oder was immer es sein mochte.

»Und hör endlich auf, so unverschämt zu glotzen«, ergänzte der Nackte und machte Anstalten, wieder hinter den Busch zu treten.

»Rühr dich nicht!« sagte Fatimah scharf und zog die Bogensehne ein Stück an.

Der Mann erstarrte in der Bewegung und seufzte: »Nimm endlich diesen Pfeil von der Sehne! Wie du siehst, habe ich nicht einmal Kleider. Also, was hast du von mir zu befürchten? Außerdem macht es gewiß keine Freude, hier im Schatten zu stehen, während es Abend wird und langsam kühl.«

Fatimah bleckte die Zähne. So leicht ließ sie sich von diesem Göttergeschenk, weitaus profitabler, als es der Vogel je hätte sein können, nicht hereinlegen! In dem sicheren Wissen, daß ihr Gegenüber sie belü-

gen würde, stellte sie ihre Frage: »Wie kommst du zwischen die Bäume?« Sie war gespannt, welches Märchen er ihr auftischen würde.

Scheijian bedachte die Frau mit einem finsternen Blick. Er fühlte sich zerschlagen und müde und sehnte sich nach einer weichen Ruhestatt. Denn der Flug war anstrengend gewesen, vor allem die Landung, und der eilig gesprochene Heilzauber, den er auf seine schlimmsten Verletzungen, die der Sturz durch die Baumkronen verursachte, gewirkt hatte, hatte fast den gesamten Rest seiner Zauberkraft aufgebraucht. Er wünschte sich, daß wenigstens der Schmerz aus seiner Stirn verflöge. Schnell legte er sich eine Lüge zurecht: »Ich habe mich unter den Bäumen versteckt. Gesindel hat mir aufgelauert und mich völlig ausgeraubt. Ich fürchtete, sie könnten zurückkommen und noch üblere Scherze mit mir treiben.«

»Aha«, sagte die Frau und nickte, als habe sie genau diese Antwort erwartet.

»Schön«, sagte Scheijian ungeduldig. »Dann können wir jetzt ja gehen, denn wie du siehst, brauche ich dringend ein neues Gewand.«

So, so, Räuber! dachte Fatimah. Unsichtbare Räuber mußten das gewesen sein, denn sie war schon eine ganze Zeit in der Nähe gewesen, außerdem hatte sie erst vor kurzem ein Bedürfnis unter diese Bäume geführt. Ein listiger Zug stahl sich in Fatimahs Ge-

sicht: »Dann sage mir, woher du kamst, bevor dich die Räuber überfielen?«

»Nun, aus einem Dorf eben, woher sonst? Nicht weit weg, aber du wirst es nicht kennen. Es ist ziemlich klein.« Nicht die allerbeste seiner Lügen, wie sich der Magier eingestand.

»Ich kenne alle Dörfer weit und breit«, behauptete Fatimah. »Also, woher?«

Scheijian wollte seiner Widersacherin nicht unbedingt unter die Nase reiben, daß ›nicht weit weg‹ in diesem Fall bedeutete ›auf der anderen Seite des Meeres‹ und daß das Dorf in Wirklichkeit eine große Stadt war. Wenn er wenigstens wüßte, wo er war! Oder wenn doch wenigstens noch genug Kraft in ihm wäre, dieses lästige Geschöpf mit einem Zauber zu belegen! Scheijian musterte die Frau. Sie trug ein weites, locker fallendes Gewand, das nichts über den darunter verborgenen Körper seiner Besitzerin verriet. Ihre Haare hatte sie unter einem Kopftuch versteckt, so daß nur das Oval ihres Gesichtes freilag. Diese Gewandung sagte gar nichts aus, damit konnte er, Scheijian, überall in Tulamidien sein! Was die Mundart der Frau anbelangte, so war sie gewiß keine Aranierin. Zum Glück trug sie keinen Schleier, denn Scheijian wäre es noch weniger lieb gewesen, sich mit einem bogendrohenden Kokon zu unterhalten. Tulamidien! Scheijian hatte einen Geistesblitz. Diese Tulamiden hatten befremdliche Sitten, was

Männer und Frauen anbelangte. Selbst ein welterfahrener Mann wie sein alter Freund Raschid hatte sie nie abgelegt. Sie waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Warum sollte es bei dieser Frau anders sein?

Scheijian sog tief die Luft ein und donnerte dann im herrischen Ton eines Mherweder Mawdlis: »Törichtes Weib! Weißt du nicht, was sich für dich gehört? Sogleich wirst du aufhören, mich mit dem Bogen zu bedrohen, und mich statt dessen an einen ziemlichen Ort führen! Vielleicht werde ich dir darob deine Dreistigkeit sogar vergeben und keine Klage führen bei ... deinem Vater, deinem Gemahl oder deinen Gebrüdern!«

Scheijian verstummte. Hatte er noch irgendeinen männlichen Verwandten vergessen? Nein. Das sollte doch seine Wirkung auf diese Tulamidin haben!

Das hatte es auch. Fatimah lief rot an und schnauzte zurück: »Höre! Ich bin nicht von daheim weggelaufen, um mich auch hier von einem Mann herumschubsen zu lassen. Noch dazu von einem, der nicht einmal eine Hose besitzt! Bilde dir bloß nichts ein!«

Das war offenbar doch nicht die beste aller Strategien gewesen, sah Scheijian ein. So ging es also nicht. Er lenkte ein. Versöhnlich sagte er: »Also gut, Schwester, ich gebe zu, daß ich gelogen habe.«

»Na also«, sagte Fatimah. »Und nenne mich nicht Schwester, Dschinn!«

Scheijian stutzte: »Was sagtest du eben?« Leuchtenden Auges und mit triumphierender Stimme wiederholte Fatimah: »Dschinn! Ich sah dich in Vogelgestalt herbeifliegen, Dschinn! Jetzt hast du dich in einen Mann verwandelt, keinen sehr stattlichen übrigens. Dein Lügengespinst täuscht mich nicht!«

Scheijian verdrehte die Augen. Diese Pomeranze hielt ihn tatsächlich für einen Elementargeist! Das konnte doch wohl nicht wahr sein! Er explodierte: »Was wird ein einfältiger Bauerntrampel wie du, der seiner Lebtag nur Shatakwurzeln aus dem Boden gezogen und Kurinknospen gepflückt hat, wohl groß wissen, was ein Dschinn ist!« Scheijian funkelte Fatimah zornefüllt an. Oh, besäße er doch nur genug Kraft für einen wirkungsvollen Zauber!

»Was sind Shatakwurzeln und das andere, was du gesagt hast?« erkundigte sich Fatimah verständnislos.

Heilige Einfalt! dachte Scheijian. Jeder kannte die schwarz-violetten Knollen. Er selbst hatte gewiß schon Tausende davon im Laufe seines Lebens aus den elterlichen Äckern ausgegraben! Aber das war auf Maraskan gewesen. Scheijian berichtigte sich: »Dann eben von mir aus *im Reisfeld herumgestapft!*«

»Du schwatzt wirr, Dschinn«, stellte Fatimah kopfschüttelnd fest.

»Ich bin kein Dschinn!« rief Scheijian aus. »Ich bin ein Magier! Ich kann mich jederzeit in einen Vogel

verwandeln.« Seine Stimme wurde drohend. »Ein sehr mächtiger Magier übrigens. Und wenn du nicht willst, daß ich dich in eine Krö...«

Er brach ab, als Fatimah die Sehne ihres Bogens zurückriß, und hielt sich schützend die Hände vor den Leib: »Nicht! Ich tu's ja nicht! Ich kann momentan nicht einmal zaubern!«

»Ein Zauberer, der nicht einmal zaubern kann?« stellte Fatimah spitzfindig fest.

»Auch Zauberer werden bisweilen müde«, erklärte Scheijian finster. Die Wahrheit verstünde sie sowieso nicht.

»Das mag sein«, gestand Fatimah zu. »Doch wenn du ein Zauberer bist, dann weißt du bestimmt, wo mein Heimatdorf Ras Qis liegt?«

Scheijian ächzte: »Woher soll ich das wissen!«

»Zauberer wissen alles!« erklärte Fatimah fest.

»Zauberer wissen nicht alles!«

»Doch!« beharrte die Frau. »Ich habe einige gesehen in Fasar. Außerdem sind sie nicht nackt, sondern tragen prächtige Gewänder.«

Fasar? dachte Scheijian. Das lag etliche hundert Meilen im Landesinnern und keinesfalls an der Küste. Jedoch sprach diese Kreatur ein wenig wie der gute Raschid. Scheijian unternahm einen schwächlichen Versuch: »Sicherlich weiß ich, wo dieses Dingsbums liegt, dein Kaff eben. Bei Fasar!«

»Ich bin nicht blöd, Dschinn!« entgegnete Fatimah spitz. »Das habe ich dir gerade selbst verraten. Und jetzt los!«

Sie machte eine weisende Bewegung mit dem Bogen, und Scheijian schritt vom Rand der Baumgruppe fort.

»Wohin?«

»In die Stadt.«

»Warum?«

»Ich werde dich dort an eine Zauberin verkaufen«, erklärte Fatimah sachlich. »Eine richtige Zauberin, Dschinn.«

»So wie ich bin? Nackt? Mir ist kalt. Gib mir wenigstens ein Gewand. Ich werde auch dafür bezahlen«, antwortete Scheijian zähneknirschend.

»Womit denn?« gab Fatimah belustigt zurück.

»Ich habe Freunde in der Stadt«, entgegnete Fatimahs Gefangener. »Welche Stadt überhaupt?«

»Elburum natürlich!«

Elburum! dachte Scheijian. Elburum in Aranien! Da hatte er sich ja doch nicht verflogen und war fast genau dort angekommen, wo er hatte hinwollen. Das erklärte auch, warum diese Tulamidin so widerborstig war, denn in Aranien hatte man die tulamidischen Sitten auf den Kopf gestellt. Scheijian warf Fatimah einen kalten Blick zu: »Ich habe tatsächlich Freunde in Elburum, und sie werden dich auch be-

stimmt bezahlen. Ganz gewiß, Schwester, ganz gewiß!«

Fatimah wich erschrocken einen Schritt zurück und zielte wieder auf Scheijians Brust: »Schau mich nicht so an! Und spricht nicht in diesem Ton mit mir, Dschinn!«

Scheijian ging weiter. Er fröstelte, und der Boden tat seinen nackten Füßen weh. Wie konnte er dieser Närrin nur den Bogen abnehmen?

»Hast du eigentlich jemals gehört, Schwester, daß jemand einen Dschinn mit Pfeil und Bogen bezwungen hätte?«

Fatimah lächelte: »Wie du siehst, ist mir das gelungen.«

»Dazu muß man kein Dschinn sein, Schwester, um angesichts eines Bogens ...«

»So sollst du mich nicht nennen, Dschinn! Ich bin nicht deine Schwester«, fauchte Fatimah.

»Wie soll ich dich denn sonst nennen, kleine Närrin?« gab Scheijian zurück.

»Fatimah«, sagte Fatimah.

»Scheijian«, antwortete ihr Gefangener mechanisch.

Fatimah schien einige Fingerbreit zu wachsen. Ein triumphierendes Leuchten trat in ihre Augen. Der Magier beäugte sie mißtrauisch. Was mochte jetzt wohl wieder in den krausen Gedanken dieser hesin-deverlassenen Torin vorgehen? Er erfuhr es sogleich.

»Du hast mir deinen Namen verraten!« verkündete Fatimah stolz. »Hörst du, Dschinn Scheijian? Deinen Namen! Du mußt mir jetzt gehorchen!«

Scheijian stöhnte auf.

»Höre, Dschinn Scheijian, ich gebiete dir!« drang Fatimahs laute und gewollt feierliche Stimme an sein Ohr.

Der Magier starrte stur zu Boden. »Du mußt das nicht ständig wiederholen ... Herrin. Wie du weißt, hören wir ... Dschinnis ... unsere Namen nicht gern. Aber da du den meinigen nun einmal kennst, muß ich dir deine Wünsche wohl erfüllen, wie es der Brauch verlangt.« Er hob den Blick und sah mit unbewegter Miene in Fatimahs aufgeregtes Gesicht. Er sprach weiter: »Nun nenne mir deine Wünsche, mächtige Herrin. Alle acht.«

»Acht?« rief Fatimah überrascht aus.

»Was sonst? Ich bin ein mächtiger Dschinn, Herrin, je mächtiger, desto mehr Wünsche«, erklärte Scheijian stolz. »Sage mir nun deine acht!«

Fatimah stellte sich in Positur: »Dschinn Scheijian, ich gebiete dir ... ich gebiete dir ...« Acht Wünsche! Von *einem* hatte Fatimah immer erzählen hören, allenfalls von dreien. Aber acht! Acht? Wie konnte ein einzelner Mensch nur so viele Wünsche haben! Sie dachte angestrengt nach. Da war zuerst der Bock ihrer kleinen Ziegenherde. Ein Raubtier hatte ihn vor

einigen Monden gerissen, vielleicht gar ein Löwe. Als Ersatz dafür sollte der Dschinn ihr einen neuen herbeizaubern. Der zweite Wunsch? Das Kleid, das sie auf dem Basar gesehen hatte. Es war sündhaft teuer. Sieben Dukaten hatte die Händlerin dafür haben wollen. Kleine Spiegelchen waren auf den Stoff aufgenäht, und Perlen. Keine richtigen Perlen natürlich, sondern tönerne, bunt angemalte. Auch das sollte ihr der Dschinn herbeizaubern. Sie sah ihn zweifelnd an. Hoffentlich konnte er das auch. Der dritte Wunsch? Was könnte sie sich nur als drittes wünschen? Sie stampfte mit dem Fuß auf. Das war ungerecht. Vielleicht sollte sie sich einfach wünschen, daß sie nur zwei Wünsche zu haben brauchte! Fatimah errötete. Khalid. Khalid tat immer so, als sähe er sie nicht. Wahrscheinlich fand er sie häßlich, aber wenn die Zauberkraft des Dschinns machen könnte ...

Scheijian beobachtete Fatimah aufmerksam unter den Augenbrauen hervor. Plötzlich sprang er auf sie zu und verpaßte ihr einen wohlplazierten Rur'Uzat-Tritt in den Leib, so daß seine Bewacherin zu Boden ging. Gleich darauf hielt Scheijian den Bogen in Händen. Fatimah lag zusammengekrümmt im Gras, Tränen liefen ihr über das Gesicht, teils vor Schmerz, teils weil ihr Dschinn sie so bitter enttäuscht hatte. Sie streckte einen Arm aus. »Der Bogen«, flehte sie, »nicht meinen Bogen!« Kleinlaut ergänzte sie: »Er ist

das einzige, was ich aus Ras Qis mitgenommen habe.«

Scheijian warf einen Blick auf die Waffe. Ein ganz gewöhnlicher Jagdbogen, soweit er das beurteilen konnte. Jedoch kannte er sich bei Schußwaffen nicht gut aus.

»Steh auf!« befahl er Fatimah. Sie erhob sich und stand zitternd vor dem vermeintlichen Dschinn. Sie wußte, daß er jetzt, da sie ihn nicht mehr beherrschte, grausame Dinge mit ihr anstellen würde.

Scheijian betrachtete die jämmerliche Erscheinung mit zusammengekniffenen Lippen. »Ich bin kein Dschinn«, sagte er.

»Auch kein Zauberer?« fragte Fatimah, neue Hoffnung schöpfend.

»Das schon. Jetzt geh du voran.«

»Wohin?« flüsterte Fatimah kläglich.

»Du wirst irgendwo eine Hütte haben. Ich friere, und mir ist, als sei eine Herde Wollnashörner über mich hinweggetrampelt.«

»Was sind Wollnashörner?« wollte Fatimah wissen.

»Das hat dich nicht zu interessieren, Schazak!« antwortete Scheijian gereizt.

Als sie Fatimahs niedrige Lehmkate erreicht hatten, fesselte Scheijian seine Gefangene und warf sie auf ihr Lager. »Wo sind deine Gewänder?« begehrte er zu

wissen. Fatimah sagte es ihm mit zittriger Stimme. Der schlanke Mann nahm das Talglicht und ging dorthin, wohin sie gesagt hatte. Eine große Auswahl an Garderobe hatte seine Gastgeberin nicht. Scheijian rümpfte die Nase und schlüpfte in das einzige Kleid. Er sah an sich hinab. Ich sollte es behalten und Alryscha mitbringen, dachte er, vielleicht kann ich ihr einreden, daß man solche Säcke jetzt in Gareth trägt.

Er ging zurück zu seiner Gefangenen. Sie hatte die Augen geschlossen und atmete flach. Er betrachtete sie. Ohne den drohenden Bogen in ihren Händen wirkte sie völlig harmlos. Jetzt, da sie lag, zeichnete ihr Gewand ihren Körper nach. Sie war etwas dünn und erinnerte den Magier an ein kleines Vögelchen, das in seinem aufgeplusterten Federkleid groß und stattlich wirkte, aber gerupft nur noch mickrig. Dieser Eindruck wurde noch ein wenig durch ihre Nase unterstrichen, die etwas zu groß war. Von Natur aus hatte Fatimah ein freundliches Gesicht, auch wenn es jetzt von Angst gezeichnet war. M'sarrar! fluchte Scheijian auf Maraskani, drehte sich weg und ging zur Feuerstelle.

Fatimah hörte die Schritte kommen und wieder gehen. Sie wagte kaum zu atmen, den sie fürchtete sich vor dem, was käme. Was es auch sei, irgend etwas Schlimmes würde ihr widerfahren denn so handelten sie stets, die Zauberer, Dschinnis und Fremden.

Offenbar sollte sie das unbekannte Unheil nicht sofort ereilen. Sie hörte das Klappern von Geschirr und Töpfen, roch den Geruch des Feuers, dachte, daß der Fremde offenbar zuerst vorhatte, sich zu sättigen. Sie wartete angstvoll, hörte leise Flüche, roch den eigenartigen Geruch, der sich ausbreitete.

Die Schritte näherten sich wieder. Eine Hand fuhr unter Fatimahs Nacken und drückte ihn hoch. Sie öffnete die Augen. Ihr ungeliebter Gast saß neben ihr, vor sich zwei Tonschalen, in der linken Hand einen Löffel. »Mach den Mund auf«, hörte ihn Fatimah sagen.

»Was ist das?« fragte sie mißtrauisch.

»Eine Suppe!« erklärte Scheijian spitz. »Was dachtest du denn?«

Daß es eine Suppe war, wenn auch eine angebrannte, hatte sich Fatimah gedacht. Doch so, wie der wieder einmal finster Blickende gerade gesprochen hatte, klang es, als könne die braune Brühe genausogut etwas völlig anderes sein, gar, als nähme er an, daß sie dieses unbekannte andere vermute. Fatimah wollte schon sagen, daß sie nicht hungrig sei. Doch kaum hatte sie den Mund geöffnet, als der Löffel auch schon zwischen ihre Zähne gedrückt wurde.

Die Brühe schmeckte garstig, eßbar, aber garstig.

»Das schmeckt widerlich!« beschwerte sich Fatimah zwischen zwei Mundvoll.

Scheijian lachte trocken: »Schwester, du hast keine Ahnung, was wirklich widerlich ist und was dennoch manche Geschöpfe unter dem weiten blauen Himmel als äußerst schmackhaft ansehen! Ich weiter, sonst erzähle ich es dir.«

Fatimah schluckte gehorsam Löffel um Löffel. So, wie der Mann zwischenzeitlich dreingeschaut hatte, wollte sie um keinen Preis wissen, wovon er sprach. Als die Schale leer war, aß Scheijian selbst. »Du ißt zuwenig«, stellte er fest.

Anschließend brachte er die Schalen weg. Er kam zurück, blieb bei Fatimahs Lager stehen und musterte sie starren Blicks. Die Schatten des Talglichts verwandelten sein Gesicht in eine bedrohliche Fratze. Fatimah verstand diesen Mann nicht. Als er sie fütterte, hatte er beinahe freundlich gewirkt, sogar besorgt, und jetzt sah er aus, als sei noch das Beste, was sie zu erwarten hatte, daß er sie lebendigen Leibes zum Nachtisch verspeiste.

»Bitte!« flehte Fatimah.

Sie hörte, wie der Mann die Luft ausstieß. »Und meine Heimat nennt ihr verflucht! Höre, du kleine Närrin, ich beabsichtige nicht, dir ein Härcchen zu krümmen, wenn du mich nicht dazu zwingst. Du hast dir selbst zuzuschreiben, daß ich hier bin, denn hättest du mir das gegeben, wonach ich verlangte, so hätte ich dich schon lange wieder verlassen. Doch

jetzt bin ich eben hier. Ich bin müde, ich will schlafen, und solange du mich das ungestört tun lässt, will ich auch dein achtbarer Gast zu sein.« Er drehte sich um, ging zur Feuerstelle, legte sich hin und löschte das Licht.

Nach einiger Zeit hörte Scheijian Fatimahs Stimme aus dem Dunkel: »Ich kann so nicht schlafen, binde mich los.«

»Mir ist lieber, wenn es so bleibt, wie es ist«, kam eine verschlafene Antwort. »Ich möchte nicht mit einem Pfeil im Leib erwachen. Schlaf jetzt.«

Eine kurze Stille. Dann meldete sich Fatimah erneut.

»Aber das ist unbequem!«

»Es wäre dir noch wesentlich unangenehmer, wenn ich einen Zauber über dich gesprochen hätte. Nun schweig.«

Wieder verstrichen einige Augenblicke.

»Bist du denn ein Zauberer?«

»Ja-ha.«

Abermals herrschte für eine kurze Weile Ruhe in der dunklen Hütte.

»Was hast du mit mir vor?« fragte Fatimah.

Vom Herd kam ein Seufzen. »Morgen binde ich dich los, dann bringst du mich nach Elburum.«

»Und dann?«

»Was dann?«

»Bekomme ich dann mein Geld? Du hast mir Geld für das Gewand versprochen!«

Einen Augenblick war es mucksmäuschenstill, dann schallte ein lautes Lachen durch die Hütte, das in einem nach Luft ringendem Japsen ausklang. »Du bist wahrlich dreist, Schwester«, sagte Scheijian. Bald darauf vernahm Fatimah seine gleichmäßigen Atemzüge.

Scheijian träumte.

... kreuzten den schmalen Weg. Abdrücke von Stiefeln, noch nicht alt, denn die Fährte war deutlich zu erkennen und noch kein bißchen verwischt. Selbst in diesem schummrigen Licht, das sich nicht entscheiden konnte, ob es dem Tag oder der Nacht angehörte, war es leicht, den Spuren zu folgen. Scheijians Schritt ging in einen schnellen Trab über. Zweige und Äste peitschten ihm ins Gesicht, während er über den knirschenden Boden rannte, doch das spielte keine Rolle, er spürte sie nicht einmal. Näher, näher, näher! Scheijian blieb stehen. Der Besitzer der Stiefel konnte nicht mehr weit weg sein! Er durfte ihn nicht hören!

Leise schlich Scheijian weiter. Lautlos bogen sich vor ihm die Zweige der Sträucher zur Seite, als seien sie nichts anderes gewohnt. Endlich sah er ihn! Der Mann drehte ihm den Rücken zu. Er stand vor einem Baum, an dem er sein Wasser abschlug. Helle Dunstschwaden stiegen auf. Scheijian zog seine Waffe. Sie war nicht die Waffe, die er

gewohnt war, nicht die ›Nadel‹, der lange schmale Dolch, sondern ein Fleischerbeil.

Absichtlich machte Scheijian ein Geräusch. Der Mann fuhr herum, sein Gesicht war von peinlicher Berührtheit gezeichnet. Scheijian holte aus und schlug dem Mann mit aller Wucht das Beil in die Brust. Der Getroffene riß Augen und Mund auf in Schmerz und Todesangst, doch kein Laut kam über seine Lippen. Speichel troff ihm über den pfefferfarbenen Bart. Der Mann zuckte, versuchte mit schwächlichen Bewegungen den nächsten Schlag abzuwehren. Doch sein Mörder drückte ihn mit der Linken mit unnachgiebiger Gewalt gegen den Baumstamm, während die blitzende Klinge wieder durch die Luft schnitt und sich abermals in die Brust des Mannes grub.

Der Bärtige verdrehte die Augen. Die grauen Ringe wanderten in die Augenhöhlen, so daß nur noch die rotgeäderten Augäpfel sichtbar waren. Die weißen Wölkchen aus dem Mund des Sterbenden wurden seltener. Langsam rutschte er am Stamm abwärts.

Und Scheijian hörte sich sagen: »Ich weiß, daß du sterben willst, aber ich erlaube es dir nicht.«

Die grauen Augen wurden wieder sichtbar. Hatten sie vorher Schmerz und Todesangst widergespiegelt, so lag nun schieres Entsetzen und unendliche Qual in ihnen. Wieder und wieder schlug Scheijian dem Mann die breite Schneide in den Leib.

Der Brustkorb des Bärtigen klaffte bereits mehrere Fin-

gerbreit auseinander, als sich das Gesicht des immer noch nicht toten Mannes veränderte. Es wurde zu einem hautbespannten Totenschädel mit tiefliegenden Augen und wenigen Haaren auf der spiegelnden Glatze. »Großvater!« dachte Scheijian mit Grauen und hörte sich abermals hämischt flüstern: »Ich weiß, was du dir wünschst, doch du sollst es nicht haben. Ich verwehre es dir!«

Scheijian hackte wie ein Berserker auf den mehr und mehr zerfetzten Leib, hörte immer wieder ähnliche Sätze über seine Lippen kommen, sah, wie das Gesicht seines Opfers unablässig seine Form veränderte und zu einem anderen wurde. Die gepeinigten Augen gehörten Scheijians Mutter, seinem Vater, seinen Schwestern, seinen Brüdern, wurden zu denen Raschids, Alryschas und A'Sars, endlich zu Fatimahs Augen ...

Ihre Stimme weckte ihn.

»Du hast geträumt«, sagte Fatimah so leise, als fürchte sie einen heimlichen Lauscher. Das Stöhnen und Wimmern vom Herd her hatte sich grausig angehört. »Du hast laut geträumt!« wiederholte Fatimah unsicher, als immer noch keine Antwort kam.

»Habe ich gesprochen?« ertönte die Stimme von der Feuerstelle. Sie klang heißer, Wort für Wort war einzeln betont.

»Nein«, sagte Fatimah. »Was solltest du auch ...«

»Nicht weiter wichtig«, kam die Stimme aus der Nacht, seltsam erleichtert. »Schlaf weiter.«

Fatimah hörte ihren Gast aufstehen, zur Türe tappen und die Hütte verlassen.

Scheijian trat in die klare Luft der ersten Dämmerung hinaus. Er ging vorbei an dem kleinen Beet, das Fatimah unordentlich bepflanzt und umzäunt hatte. Sein Herzschlag galoppierte wie ein wildgewordenes Pferd. Als Scheijian an Fatimahs Ziegen vorbeikam, sprang eine davon auf, sah ihn an und meckerte vorwurfsvoll. Etwa hundert Schritt von der Hütte entfernt warf sich Scheijian auf die Knie und preßte die Stirn fest gegen den Boden. Er sog den Geruch der kalten Erde ein und flüsterte: »Das habe ich nie getan! Warum schickst du mir solche Träume? Beschütze mich, Bruder Boron! Bewache die, die ich liebe, so lange ich es nicht kann, allgerechter Bruder Phex.«

Nach einer halben Stunde inbrünstigen Bittens und Flehens erhob sich der Maraskaner, ging zurück zur Hütte, legte sich wieder hin und versank in einen traumlosen Schlaf.

Trotz der schrecklichen Nacht war Fatimahs Gast beim Erwachen gutgelaunt. »Es ist ein wunderschöner Tag, Schwester!« sagte er, band sie los und massierte ihre steifen Muskeln. Fatimah musterte ihren Besucher argwöhnisch. Dieser Mensch war ihr ein wandelndes Rätsel. Sie hatte erwartet, daß er am

Morgen mürrisch und wortkarg sei, grübelnd in den Erinnerungen seines Alptraums gefangen, oder wenigstens finster und reizbar wie am Abend. Statt dessen benahm er sich freundlich und liebevoll, als sei er wirklich ihr Gast, als habe er eines weiten Weges Mühe auf sich genommen, nur um sie zu besuchen! Sie sprach ihn auf den Traum an. Eine Falte bildete sich auf Scheijians Stirn. »Ein sehr übler Traum«, sagte er gedehnt. »Ich tat Dinge darin, die du nicht hören willst, ebensowenig wie ich. Laß uns über etwas anderes an diesem geschenkten Tag plaudern!«

Später befragte Scheijian Fatimah, ob sie sich in Elburum auskenne, nach einer weiteren Stunde brachen beide auf. Noch vor Mittag führte Fatimah den Magier durch die engen Straßen der Hafenstadt. Scheijian erklärte ihr, was sein Ziel sei, nämlich eine Sattlerei in dem Teil der Stadt, wo die Fremden lebten. Fatimah hatte einmal sagen hören, daß diese Fremden noch vor ihrer Geburt von einer Insel geflohen waren, die weit im Osten, im Perlenmeer lag.

»Du wartest hier, auch wenn es länger dauern sollte«, schärfte Scheijian Fatimah ein. »Meine Freunde sind etwas ... scheu.« Er verschwand in der Werkstatt.

Fatimah war bereits drauf und dran, die Sattlerei zu betreten, um nachzusehen, ob Scheijian heimlich durch eine rückwärtige Tür entschwunden sei, als er

zurückkam. Sie gaffte ihn an. Ihr Kleid, das ihm zu klein gewesen war und in dem er manchen erheiter-ten Blick bei dem Weg durch die Stadt geerntet hatte, hatte er gegen eine hellblaue Tunika und weiße und violette Beinlinge ausgetauscht. Seine Füße steckten in roten Schnallenschuhen mit eingedrehten Spitzen, ein breitkrempiger Strohhut mit einer Straußfeder bedeckte seinen Kopf. Über dem linken Arm trug er ihr Kleid, das er jetzt nicht mehr benötigte, zusammen mit einem dicken Wollumhang, der mit Pelz be-setzt war. Fatimah staunte. Ihr Gast der letzten Nacht sah zwar immer noch nicht wie ein Zauberer aus, ganz bestimmt aber wie ein Herr!

Auf einmal war sich Fatimah unsicher, wie sie sich gegenüber Scheijian verhalten sollte, und fragte sich, warum er sie nicht weggeschickt hatte, nachdem sie ihn hierhergeführt hatte. Zögerlich nahm sie ihr Kleid entgegen und sagte dann schnell, da ihr nichts Besse-res einfiel: »Du versprachst mir etwas.« Die Worte kamen zu rasch aus ihrem Mund, nicht fest und klar, wie es Fatimah noch am Morgen geplant hatte. Sie verhaspelte sich sogar dabei. Deshalb klang der Satz nicht wie ein Wunsch oder eine Forderung, sondern wie eine unangenehme Pflicht, die sie hinter sich bringen mußte.

Scheijian betrachtete nachdenklich Fatimahs Ge-sicht, ihre etwas zu lange Nase, ihre grobporige Haut.

Eine kecke kleine Locke hatte sich unter dem Kopftuch hervorgezwängt. Sie war keine Schönheit, dachte er, und war es eben doch, denn sie hatte das Aussehen, das ihr Tsa gegeben hatte nach den Weisungen Rurs, des Weltenschöpfers, der sich Fatimahs Erscheinung genau so ausgedacht hatte.

Mit einemmal überkam Scheijian ein ungutes Gefühl. Er hörte, wie sich in seiner Seele eine Tür zu öffnen versuchte. Sein Geist warf sich brutal dagegen. Scheijian wollte nicht an den Alpträum erinnert werden, diese grausame Metzelei, diese frevelhafte Respektlosigkeit.

»Auch wenn ich meine, daß wir das nicht wirklich ausgemacht haben, pflege ich meine Abmachungen einzuhalten!« sagte er rauh und stellte den länglichen Tragkorb ab, der über seiner rechten Schulter hing. Er öffnete den Deckel des Korbes und wühlte so vorsichtig darin, daß Fatimah neugierig den Kopf vorstreckte, um herauszufinden, was in dem Korb war. Zerbrechliche Dinge mußten darin sein, so behutsam, wie Scheijian damit hantierte. Doch da hatte er schon gefunden, was er suchte: eine gutgefüllte Geldkatze.

Scheijian verschloß den Weidenkorb vor Fatimahs neugierigen Blicken und verfiel dann in einen verschwörerischen Ton. »Auch wenn mich unsere Begegnung im nachhinein belustigt, so ist mir doch einiges daran peinlich. Deshalb wäre es mir lieb, wenn

du diese Geschichte vergäßest«, erklärte er, wiegte die Geldkatze in der Hand und dachte insgeheim: »Alryscha wird es dennoch herausbekommen, da ich die Elburaner nicht zum Schweigen verpflichtet habe. Das Luder erfährt es immer, wenn mir etwas Peinliches zustößt.«

Er verfiel in ein Flüstern und sah Fatimah eindringlich an: »Welche Götter verehrst du?«

»Rastullah«, antwortete Fatimah ebenso leise, wiewohl sie sich fragte, warum das niemand hören sollte.

»Dann schwöre mir bei Rastullah, daß du unsere Begegnung und alles, was damit zusammenhängt, für dich behältst!«

Fatimah schielte nach dem klingenden Geldbeutel und versprach es. »Das gelobe ich! Bei dem Einen!« sagte sie.

Der Maraskaner zeigte nicht, was er bei ihren Wörtern empfand. Bei dem Einen! So gelobte man nicht daheim auf Maraskan, so fluchte man eher. Nachdem Fatimah ihr Versprechen abgegeben hatte, zählte ihr Scheijian zehn Goldstücke in die Hand.

Nacheinander blickte Fatimah auf ihren plötzlichen Reichtum, den Eingang der Sattlerei, dann zu Scheijian, der sie belustigt beobachtete. Wie Fatimah erst jetzt bemerkte, war sein Mantel mit Mehl bestäubt. Sie klopfte das weiße Pulver ab. »Auch Sattler backen bisweilen«, erklärte Scheijian leichthin.

»Und das gaben dir deine Freunde?« fragte Fatimah benommen.

»Nennen wir sie lieber weitläufige Verwandte.«

Der Magier warf sich den Korb über die Schulter und wandte sich zum Gehen. »Vergiß nie, was du geschworen hast! Preise die Schönheit, Schwester! ... Und iß mehr«, verabschiedete er sich und ging zielstrebig die Straße hinunter. Offenbar hatte ihm jemand seinen Weg erklärt.

Fatimah warf einen Blick auf das Gold in ihrer Hand. Kein Sattler ist so wohlhabend, dachte sie, daß er seinem Neffen diese Münzen einfach so geben könnte, damit dieser wiederum ohne Reue ein Kleid damit bezahlt, das er nicht einmal behält. Wer mußte man sein, um sich solch verschwenderische Großzügigkeit leisten zu können? Ein König oder jemand, der einen König tötete?

Fatimahs Blick kehrte – wie magisch angezogen – zurück zum düsteren Eingang der Sattlerei. Sie bewegte sich einige Schritte darauf zu, blieb dann stehen. Nein, diese Verwandten wollte sie lieber nicht kennenlernen. So weit war Ras Qis nun auch wieder nicht von Fasar entfernt, und Fatimah war nicht dumm. Sie wußte, daß sie eben für etwas bezahlt worden war, das sie nicht verstand, aber gleichzeitig wußte sie, daß der, der sie bezahlt hatte, ihr wissenschaftlich weit mehr gegeben hatte als nötig war, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Sie schaute die Straße hinab und fand die wippende Straußfeder. Fatimah folgte ihr ungesehen bis zur Kutschstation. Als Scheijans Kutsche abgefahren war, ging Fatimah zur Stationsmeisterin und fragte sie, wohin der Herr mit der Straußfeder gefahren sei. »Er wollte bis zur Grenze zum Kaiserreich«, antwortete die ältliche Dame. »Ein weiter Weg! Aber immer noch nicht sein ganzer, denn der Herr fragte mich, wie er hinter der Grenze weiter nach Gareth komme, was ich ihm aber nicht sagen konnte. Doch was geht dich das an?«

»Ich bin seine Schwester«, behauptete Fatimah stolz. Sie hielt das für keine richtige Lüge, schließlich hatte Scheijan sie oft so genannt.



... *im* ...

... Der starke Blutgeruch zog den Hund an. In großen Sprüngen setzte er über die weißen Wehen, sank ein, purzelte eine Böschung hinab und kam zwischen den Bäumen wieder auf die Beine. Schließlich erreichte er die Stelle, wo das Weiß einen rosafarbenen Teppich aufgelegt zu haben schien. Wie von Sinnen war der Hund von dem starken, warmen Geruch des Blutes. Der Köter sprang dorthin, wo das lag, dem das Blut gehört hatte. Er schnupperte an dem Das, sprang zurück, grub die Fänge in einen einzelnen, herumliegenden Stiefel und knurrte bösartig. Urplötzlich kam ein Winseln aus der Kehle des Hundes. Er klemmte die Rute zwischen die Hinterläufe, wich steifbeinig zurück, immer noch den Stiefel im Maul, und rannte dann weg, dorthin, wo es keine Bäume gab, wo die Mittagssonne das Weiß in einen blendenden Spiegel verwandelte. Seine Pferden hinterließen rote Abdrücke im ...



Von guten Zeiten

Zahlreiche Leuchter erhellt den weißgetünchten Schankraum und schenkt ihm das Licht, das ihm die schwächliche Nachmittagssonne verwehrte. Nicht so viel Licht, daß jeder Winkel erhellt gewesen wäre, jedoch genügend, um eine warme Atmosphäre zu schaffen. Gerüche von Jasmin, frischem Brot und diversen gekochten und gebratenen Speisen hingen in der Luft. Das Klappern von Tellern und Geschirr vermischt sich mit einem gleichmäßigen Gemurmel, das jetzt, in diesem Augenblick, übertönt wurde von einem Ausruf der älteren Dame mit der kunstvoll aufgesteckten Hochfrisur, die zwei Tische vom Eingang der Taverne entfernt saß und sichtlich angeheizt war: »Bardin! Spiel Sie doch noch einmal ›Rahjalieb und Rahjalob!«

Die junge Bardin schob die halbgeleerte Holzschale ein Stück von sich weg, erhob sich, schüttelte die braunen Locken, griff nach ihrer Bandurria und schlug abermals die vertrauten Töne des Liebesliedes an. Bei den ersten Akkorden schloß die alte Frau, deren Wangen durch zwei rote Schminkflecken Jugend-

lichkeit vorzutäuschen versuchten, die Augen, lehnte sich zurück und begann mitzusummen. Als die Baradin mit ihrer vollen Stimme zu singen anhob, ertönte Gelächter von einem der benachbarten Tische, an dem einige Handwerker in Zunftkleidung saßen, und eine dunkle Stimme, die vergeblich versuchte, leise zu sein, schallte aus der Tiefe des Raumes: »Das wird langsam peinlich! Sie hat das Lied bereits zum fünften Mal verlangt. Bestimmt kann sie sich nicht mehr daran erinnern, daß ...«

Ein kühler Luftzug strich durch die Taverne. Daß die Tür geöffnet worden war, sah man nicht, denn ein schwerer Vorhang war davor angebracht worden, um die Kälte draußen zu halten. Auch wenn Khorim den Luftzug nicht gespürt hätte, so hätte er spätestens dann, als der Vorhang hier und da Ausbeulungen von dahinter suchenden Händen und Ellenbogen bekam, bemerkt, daß ein neuer Gast versuchte, Einlaß in seine Taverne zu erlangen.

»Eslamida!« sagte der Wirt und bedeutete mit einer knappen Kopfbewegung einem großen, grobknochigen Schankmädchen, zur Tür zu gehen, um dem neuen Gast hereinzuhelpen. Mit geübtem Griff zog die blonde Rothaarige die Vorhangbahnen auseinander, und ein bulliger, etwas kurzgewachsener Mann mit grauen Schläfen stapfte in den Schankraum. Er warf dem widerspenstigen Vorhang einen nachdenklichen

Blick zu, nahm den Umhang ab, auf dessen Schultern rasch schmelzende Schneeflocken hafteten, reichte ihn dem Schankmädchen und machte dabei eine leise Bemerkung, die bei der jungen Frau ein helles Lachen hervorrief.

Als Khorim den Neuankömmling erkannte, verließ er seinen Stammplatz, von dem aus er sein Reich zu überwachen pflegte – ein großer Holzsessel, über dem ein rotes, sich aufbüäumendes Roß an die Wand gemalt worden war –, und ging nun selbst mit strahlendem Lächeln zum Eingang, um seinen neuen Gast zu begrüßen. Er verbeugte sich trotz seiner in den letzten Jahren erworbenen stattlichen Leibesfülle einigermaßen elegant: »Dom Ludovigo?«

Der Begrüßte antwortete ebenso freundlich: »Meister Khorim, schön, wieder einmal Euer Gast sein zu dürfen!« Der Mann zog die Handschuhe aus, hielt sie einen Augenblick unentschlossen in den Händen, so daß es schon fast so aussah, als wolle er sie dem Wirt reichen, doch dann steckte er sie in seinen breiten Gürtel, an dem ein schwerer Säbel hing, griff danach mit beiden Händen in den Gürtel und zog ihn mit einem raschen Ruck hoch. »Ist der Braaster schon da?« fragte er.

Khorim verbeugte sich erneut: »Sehr wohl. Der Bra... Dom Berengar sitzt dort hinten. Wenn Ihr mir folgen wollt?« Mit kleinen Schritten eilte der Wirt

seinem Gast voran zu einem Tisch, der in einer Nische am anderen Ende der Taverne stand. Mehrere Männer und Frauen saßen darum herum. Unverkennbar gehörten sie besseren Kreisen an, als man sie für gewöhnlich in diesem Handwerkerviertel außerhalb der Mauern Gareths antraf. Besseren sogar, als ihre Kleidung auf den ersten Blick vorgaukelte. Diese ließ sie zwar oberflächlich betrachtet als Bürger der Garether Altstadt erscheinen, was in dieser Gegend schon ziemlich viel war, doch fehlte ihrer Gewandung das gewisse Etwas, das verrät, daß jemand eine bestimmte Kleidung regelmäßig trägt, und sei es nur praiostags. Weder war ein Zeichen von Abnutzung zu entdecken, noch waren die Behutsamkeit und Unsicherheit zu bemerken, die man einem neuen Kleidungsstück entgegenbringt. Für diese Leute war es kein großes Unglück, wenn ein paar Tropfen achtlos verschütteten Weines Flecken auf dem Ärmel einer Jacke verursachten. Sie gaben sich nur schlicht, obwohl sie es nicht waren. Und hätte dennoch ein Zweifel an dieser vorgeblichen Einfachheit bestanden, so hätte etwas anderes diese Zweifel schnell beseitigt, etwas, das ganz und gar nicht zu diesem Bild von Bürgerlichkeit paßte, nämlich das eine oder andere vollkommen selbstverständlich mitgeführte Rapier oder der schamhaft versteckte Stockdegen, Attribute des bewaffneten Volkes oder des Adels.

Einer der Sitzenden erhob sich. Er war wenig größer als der eben hinzugekommene ›Dom Ludovigo‹. Ein Spann mehr an Körpergröße (und etwas weniger Fülle um die Hüften) hätte ihn zu einer beeindruckenden Erscheinung gemacht, denn er hatte ein einprägsames Gesicht mit klaren Linien, dem man Unentschlossenheit nicht zutraute. Sein leicht olivfarbener Teint und der kräftige schwarze Schnäuzer, der auszugleichen versuchte, was seinem Träger an Haupthaar fehlte, verrieten seine Herkunft aus dem Süden des Kaiserreiches. Dieses fehlende Haupthaar, von dem nur noch ein schmaler grauer Ring übriggeblieben war, ließ seinen Besitzer erheblich älter aussehen, als er wirklich war, nämlich Ende der Vierzig. Doch nicht nur die fehlende Körpergröße stand einer imposanteren Erscheinung im Wege, sondern auch die sehr blassen Augen, die ihr Besitzer bisweilen so weit aufriß, daß es aussah, als ginge er ständig stauend durch die Welt, sowie die viel zu kleinen Hände mit ihren geradezu zierlichen Fingern.

»Man unkte bereits, Ihr wolltet Euch drücken, Vigo!« begrüßte der Mann den Neuankömmling in breitem Almadanisch.

»Was denkt Ihr, Berengar!« antwortete der Angeprochene. »Bei Rahjas Zit...« Er brach ab und ließ seinen Blick über die Tischrunde schweifen. »Pardon. Eher fließt der Yaquir von Punin nach Ragath, als daß

ich mich vor einer Wette drücke! Aber Ihr seht ja selbst, was draußen für ein Wetter ist! Elendiglich, bei Firuns Klöten noch mal!« Er nahm sich einen Stuhl und ließ sich darauf plumpsen.

Der Wirt zog sich derweil zurück. »Eslamida!« zischte er und winkte die blonde Rothaarige zu sich. »Hurtig, spring rüber nach Almada und hol einen Krug von dem weißen Säuerling aus Imrah. Dom Ludovigo schätzt ihn sehr. Und bring auch gleich noch ein paar Kerzen mit!« Während die Schankmagd tat, wie ihr befohlen war, bewegte sich ihr Brotherr zurück zu seinem Sessel unter dem roten Roß. Aufmerksam ließ er seine Augen durch die Taverne wandern, ob auch alles zufriedenstellend verlief, und lächelte freundlich in die Runde, bevor er sich setzte. »Bardin! Spiel Sie doch noch einmal ›Rahjalieb und Rahjalob!« forderte die alte Dame.

Eslamida, die in Wirklichkeit Bernhild hieß und aus dem nördlichen Albernia stammte (Khorim hatte sich jedoch drauf versteift, daß die ›Almada-Stube‹ almandinisches Personal haben müsse, sei es auch nur dem Namen nach) verließ die Taverne nun nicht etwa, um wirklich ins Yaquirland zu reisen, sondern überquerte lediglich die schmale Gasse, die die beiden Häuser der ›Almada-Stube‹ voneinander trennte. Khorim hatte das Nachbarhaus der ursprünglichen Almada-

Stube, das Eslamida/Bernhild gerade verlassen hatte, vor drei Jahren gekauft. Da die Gasse die beiden Tavernenhälften trennte, wie der Yaquir das mittelreiche Almada und das novadische Süd-Almada, nannte Khorim seine alte Taverne seither ›Almada‹ und den neueren Teil ›Süd-Almada‹, eine Namensgebung, die nicht ganz korrekt war, denn ›Süd-Almada‹ lag genau betrachtet nördlich von ›Almada‹.

Auch heute noch, drei Jahre nach dem Erwerb des Nachbarhauses, war diese gastronomische Vereinigung von Almada und Süd-Almada in Khorims Augen ein wahres Traviawunder. Dreißig Jahre hatten er und seine Frau zuerst allein, später mit Hilfe der Kinder hart gearbeitet, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Die Taverne reichte den Al'Rians und ihren zahlreichen Sprößlingen zwar zum Leben, aber reich werden konnte man mit ihr nicht, nicht im Boggassenviertel.

Das änderte sich im Jahre 21 Hal, als nach der Tyrannei des Thronräubers Answin und dem Orkenkrieg Kaiser Hals Sohn Brin zum Kaiser gekrönt werden sollte, was dann letztendlich doch nicht geschah, da der Thronfolger nur den Titel eines Reichsbehüters annahm, mit der Begründung, daß er nach wie vor an das Weiterleben seines verschollenen Vaters glaube. Nicht daß dies für Khorim einen großen Unterschied ausmachte. Wer in Gareth herrschte, der war Kaiser.

Anlässlich der Krönung war in Gareth ein Hoftag einberufen worden, zu dem die Adligen des Reiches in die Hauptstadt strömten. An einem jener Tage, an dem die Herrschenden über die weiteren Geschicke des Landes berieten, war eine lärmende Schar Bewaffneter in Khorims ordentliche, aber doch sehr einfache Taverne eingefallen. Als die Gäste erfuhren, daß Khorim ursprünglich aus Punin stammte, hatten sie Puniner Speisen bei ihm bestellt, deren Namen der Wirt nach den vielen Jahren in Gareth schon fast vergessen hatte und die er und seine Frau diesem munteren Haufen gerne auftischten. Großzügige Gäste waren das, sehr großzügige, denn das, was sie Khorim als Trinkgeld daließen, als sie gingen, war etwa so viel, wie der Wirt in einem halben Mond insgesamt an Einnahmen hatte.

Am selben Abend war diese Schar, noch um ein paar Köpfe angewachsen, zurückgekehrt, dieses Mal zum Zechen. Das hatte sich der Haufen vorgenommen, und das tat er so ausgiebig, daß Alrik, der Mann der Rollkutscherin Selinde, Khorim gefragt hatte: »Wollen die sich totsaufen?«

Der Wirt hatte fröhlich geantwortet: »Das sind Almadaner wie ich!« Solche Gäste liebte er, da hörte man schon über das eine oder andere lose Wort hinweg. Denn selbst ein kleiner Schankwirt aus einem einfachen Vorort von Gareth merkt irgendwann, daß

seine Gäste keinen befreundeten Rollkutscher meinen, wenn sie von einem ›Waldi‹ reden, besonders dann, wenn dieser Waldi gelegentlich ›Herzog‹ genannt wird, und auch von wem die Rede ist, wenn sie von dem ›Alten, der sich lieber um seine Ulmen kümmern soll‹ sprechen, nämlich nicht von einem Gärtner, sondern dem Baron von Ulmenhain, der Grauen Eminenz hinter dem Thron von Gareth.

Erst spät in der Nacht war die Schar aufgebrochen. Im Gehen hatte noch einer von ihnen behauptet: »Wir kommen morgen wieder!« und Khorim aufgezählt, was er am nächsten Tag zu kochen habe und welche Getränke erwartet wurden. Der Wirt hatte sich zunächst etwas geziert, da er nicht wegen des Scherzes eines betrunkenen Haufens von Söldlingen sein eben Erwirtschaftetes für teure Weine ausgeben wollte, die sich seine Stammkundschaft im Bognergassenviertel niemals leisten konnte, und vorgeschoben, daß solche Ausgaben jenseits seiner Mittel seien. Ein Elf, über dessen Anwesenheit in der Schar sich Khorim den ganzen Abend über gewundert hatte, hatte daraufhin vorgeschlagen: »Unsere liebe Siam hat doch bestimmt ihr Säckel dabei? Sie mag's avancieren!«, was in Gelächter unterging. Die ›liebe Siam‹, eine ernste Schönheit, hatte das dann auch stirnrunzelnd getan, und mit der Bemerkung: »Das rechnet Ihr mir auf Heller und Kreuzer morgen vor, Meister Khorim!«

dem Wirt etliche Goldstücke auf den Tresen gelegt. Das kam Khorim dann gar nicht mehr söldnergemäß vor.

In der offenen Tür seiner Schenke stehend, hatte Khorim danach beobachtet, wie seine abziehenden Gäste die Gasse in Richtung des Stadttors hinunterschwankten, plötzlich stehenblieben und alle zusammen brüllten: »Auf Almada! Auf das Reich! Auf *unser* Reich! Auf *unser* *almadanisches* Reich!«

An solche Ausrufe gewöhnte sich Khorim in den nächsten Tagen. Schwerer gewöhnen konnte er sich daran, daß seine bescheidene Taverne mit einemmal zum Treffpunkt der almadanischen Fraktion in der Adelsversammlung aufgestiegen war. Freifrauen und Barone, vor denen Khorim in Punin gekatzbuckelt hätte, gingen nun bei ihm ein und aus, nannten ihn ›Meister Khorim‹ und erwarteten, daß er sie mit ›Dom Gona‹, ›Dom Rakolus‹, ›Dom Tankred‹ oder ›Dom Danilo‹ ansprach, statt mit ›Euer Hoch- oder Wohlgeboren‹. Khorim konnte das Glück, das über ihn hereingebrochen war, nicht fassen, auch wenn er sich noch so oft vorsagte, daß selbst diese hohen Herrschaften das Verlangen hatten, ein wenig Heimat vorzufinden in dem riesigen Gareth, das so viele Einwohner hatte wie eine ganze Provinz. Woran sich Khorim jedoch nie gewöhnen konnte, war, daß diese illustre Kundschaft auch nach Ende des Hoftages

noch bei ihm vorbeischaute, wenn einer davon in Gareth weilte. Sie brachten ihre Gäste mit, erklärend: »Damit Ihr ein wenig seht, wie es bei uns zu Hause ist!« Für Khorim war das wie ein nicht enden wollen- der Traum, und wenn er seine Geschichte erzählte, beendete er sie meist damit, daß er die Daumen in die rote Schärpe um seinen dicker und dicker werdenden Bauch hakte und sagte: »Lebe ich nicht in guten Zei- ten? Ja, wir leben in guten Zeiten!«

Der letzte Ton war verklungen. Vorsichtig lehnte die Bardin die Bandurria an ein Tischbein, setzte sich wieder und löffelte weiter in ihrer Holzschale. Der Inhalt war mittlerweile kalt geworden, und die ehe- dem verlockend schillernden Fettaugen hatten sich in stumpfweiße Scheibchen verwandelt. Essen ist Essen, dachte die Bardin, schließlich habe ich dafür bezahlt! Sie schob den Löffel in den Mund, versuchte sich vorzustellen, wie ihr Mahl geschmeckt hatte, als es noch heiß gewesen war, und schloß sich ab gegen die Außenwelt und alles andere, was sie noch bei ihrem Mittagessen stören konnte.

Khorim hatte keine Augen für die Bardin. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Tisch am anderen Tavernenende, an den er Dom Ludovigo geführt hat- te. Ein lebhaftes Gespräch hatte sich dort entwickelt, dem der Wirt von seinem Sessel aus zu folgen ver-

suchte. Khorim bemühte sich zwar, seine Neugier nicht allzu offen erscheinen zu lassen, aber die angestrengte Falte auf seiner Stirn, die nicht mehr ganz so gerade Körperhaltung, die einer leichten Schieflage gewichen war, so als könne sein linkes Ohr besser hören, wenn es einige Fingerbreit näher an dem entfernten Tisch wäre, verrieten ihn. Doch trotzdem bekam Khorim nur unzusammenhängende Gesprächsfetzen mit:

»Ich bin mit vierzig dabei.« – »Einverstanden, ich halte dagegen.« Dann, entrüstet, aus dem Munde Dom Ludovigos: »Allzuviel scheine ich Euch nicht wert zu sein, Herrschaften!«, dem mit der tiefen Stimme Dom Berengars ein beschwichtigendes »Nun gehabt Euch nicht wie eine Vinsalter Jungfer, Sforigan!« folgte, das seinerseits seinen Widerhall fand in einem »Von mir aus, dann eben achtzig, achtzig Dukaten!«

»Dann sollten wir jetzt. Sie warten bestimmt schon!« schloß eine Frauenstimme das Gespräch ab.

Stühle scharrten, die ganze Gesellschaft stand auf, warf sich die Umhänge über, schlüpfte in Handschuhe, bedeckte die Köpfe mit Hüten, Fellmützen oder Schals und strömte zum Ausgang. Dom Berengar, als letzter, beglich die Zeche, verweilte beim Anblick der alten Dame, die sich eben wieder räusperte, kurz bei der Bardin, warf einige Kupfermünzen auf ihren

Tisch, feixte dabei: »Eure nächsten Lieder sind für mich, Holdeste! Spielt, was Ihr wollt, nur nicht – um der Zwölfe willen! – ›Rahjalieb und Rahjalob!« Dann ging er zur Türe hinaus zu den anderen, die vor der Taverne zusammengedrängt wartend standen. »Auf Almada!« rief einer aus, und der ganze Pulk setzte sich in Bewegung. »Wir werden's sehen«, brummte Berengar.

Ein rechtes Schneetreiben hatte eingesetzt. Die vorher träge fallenden großen Flocken waren kleinen, schnellen gewichen, die schräg und beißend vom Himmel kamen. Der Zug ging durch die schmalen Gassen in Richtung des Südtors, vorbei am alltäglichen Leben seiner Bewohner, an Menschen, die mit Körben unter dem Arm zum Markt oder dem nächsten Bäcker eilten, um das Essen für den Abend einzukaufen, an geschäftigen Laufburschen, die die Gruppe überholten, an Handwerkern, die ihre Ware austrugen, an einem Händler, der mit lautem »Hü!« und »Hott!« den Esel vor seinem Karren zum Weitergehen bewegen wollte, an einem schweren Bierwagen, vor dem schicksalsergeben zwei Pferde mit schwarzen Scheuklappen standen, an Kindern, die mitten in einer Schneeballschlacht waren, an einem Hund, der unter einem Vordach hervor anklagend das Wetter beobachtete, und an einer schwarz-weiß gefleckten Katze, die urplötzlich ihren Gang unter-

brach, stehenblieb, sich gegen eine Mauer drückte und dann schnell wegrannte.

Die Wachen am Südtor hatten rot-verfrorene Gesichter. Einer trippelte auf der Stelle, drei andere standen zusammen, händereibend oder die Arme gegen den Körper gepreßt, krummrückig verkrampt wegen der Kälte. Als die Schar nahe genug heran war, nahmen sie Haltung an: »Im Namen von Kaiser, Reich und Stadt!« donnerte einer, brach unvermittelt ab und näherte sich mit linkischem Lächeln Dom Berengar. »Herr Baron!« rief er erfreut, als sähe er einen alten Freund.

Berengar sah grübelnd in das junge Gesicht und riß unvermittelt die Augen weit auf. »Du bist doch ...«, sagte er, deutete mit dem Finger auf die Wache und suchte nach Worten.

»Kelsor, der Sohn der Schreiberin!« half der Wachsoldat nach und ergänzte stolz: »Ich gehöre zum almadanischen Kontingent!«

»Jetzt erinnere ich mich an dich«, antwortete Berengar. »Wie lange bist du schon hier?«

»Seit dem Boronmond.«

»Boron, so. Da hast du dir ja die beste Jahreszeit ausgesucht, um hierherzukommen, Kelsor. Wir haben in der Stadt zu tun.«

»Natürlich«, sagte Kelsor, voll zufrieden mit dieser Antwort. »Mein Herr, der Baron von Braast!« rief er

seinen Kameraden zu und trat zur Seite. Der Gruppe schickte sich an, das Stadttor zu durchqueren. »Verzeiht untertänigst, Hochgeboren«, rief Kelsor Berengar hinterher. »Gehören die auch zu Euch?«

Berengar wandte sich um und blickte auf fünf Menschen, die er noch nie zuvor gesehen hatte, zwei alte Mütterchen, die ihre zahnlosen Münder zu einem breiten, unterwürfigen Grinsen verzogen hatten, und zwei halbwüchsige Knaben und ein Mädchen, die sich gegenseitig schubsten. Offenbar hatten sie sich der Gruppe angeschlossen, um zu sehen, was es zu sehen gab.

Berengar zuckte die Achseln: »Gefolge!« und ging weiter.

Bevor die Gesellschaft hinter dem Stadionmarkt in den Südwall einbog, gebot Dom Ludovigo seinen Gefährten, einen Augenblick zu warten. Er huschte in eine Kneipe und erschien gleich darauf wieder mit ein paar Männern und Frauen, denen man schon auf drei Meilen Entfernung die Söldlinge ansah. Einer von ihnen führte eine lange Stange mit sich, um deren Ende ein Tuch gewickelt war. Er entrollte es jetzt. Es war ein Banner. »Ancuiras bleibt hier, der Rest kommt mit«, ordnete Ludovigo an.

Nun zog man den Südwall hinunter, dabei rufend: »Weg von der Straße! Leute, bleibt weg von der Straße!« Das sorgte für einiges Aufsehen und bewirkte,

daß der Zug rasch zu einer dreißigköpfigen Schar anschwoll. Auch die neu Hinzugekommenen stimmten in die Rufe mit ein. Sie wußten zwar nicht, warum sie alle Welt aufforderten, die Straße zu räumen, doch *etwas* geschah hier, und man wollte dabei sein.

Befehle wurden erteilt: »Laßt keine Karren, Wagen, Droschken oder Pferde auf den Wall!« oder: »Die Leute sollen bei den Häusern bleiben!«

An den größeren Zufahrten stellten sich breitbeinig die Söldlinge auf und verwehrten den Zutritt, an den kleineren die Halbwüchsigen, die beiden alten Frauen und die neu dazugekommenen Helfer. Einigen von ihnen hatte man ein paar Heller gegeben, andere halfen freiwillig, wieder andere machten sich nur wichtig und postierten sich eben dort, wo sie von sich aus entschieden, daß dort niemand sein dürfe, und verwehrten an diesen wahllosen Stellen gewissenhaft jedem den Zutritt.

So verwandelte sich am helllichten Tage der Südwall in Gareth in eine leere Gasse, an deren beiden Seiten erwartungshungriges Publikum stand, das – da niemand Bescheid wußte, was überhaupt vorging – alsbald begann, die wildesten Gerüchte in Umlauf zu setzen.

Am anderen Ende des Südwalls, fast schon beim Rahjatempel, wurde die Gruppe um Berengar und Ludovigo von fünf anderen Personen bereits erwar-

tet. Eine dieser gleichfalls durch dicke Mäntel und Kapuzen verhüllten Gestalten trat vor und streifte ihre Kopfbedeckung zurück. »Wir haben die Strecke bereits abgeschritten«, sagte die nun nicht mehr Verhüllte, eine junge Frau mit hohen Wangenknochen. »Kein Eis, keine Glätte, der Schnee ist nicht sonderlich fest. Meinetwegen können wir beginnen!«

Ludovigo stellte sie vor: »Das edle Fräulein Hildeberna, eine Kusine des Barons von Nevelung aus unserem schönen Tobrien.« Er drehte sich zu seinem letzten verbliebenen Gefolgsmann um: »Alrik, hol das Roß!«

Der Alrik genannte ging und brachte einen langbeinigen grauen Shadif-Wallach mit, bereits gezäumt und gesattelt, ein äußerst schönes Pferd. Auch die Edle hatte ihr Reittier bringen lassen.

»Wo ist Euer Pferd, Hildeberna?« verlangte Ludovigo bei seinem Anblick überrascht zu wissen.

Die junge Frau deutete auf das Maultier: »Ich gebe Euch eine Chance, Ludovigo. Außerdem solltet Ihr meine brave Dythlinde von Pervin nicht vorschnell beurteilen.«

Berengar warf Hildeberna einen abschätzenden Blick zu und runzelte die Stirn: »Ihr werdet wissen, was Ihr tut. Wenn ich das Zeichen gebe, reitet Ihr beiden los. Die Strecke geht von hier bis zum Ende des Walls, wo ein Mann mit einem Banner steht. Um

den reitet Ihr herum. Ihr wendet nicht vorher, sondern erst hinter ihm. Auch werdet Ihr erst wenn Ihr wieder an mir vorbeigeritten seid Eure Röss... Reittiere zügeln. Wenn Ihr verlieren solltet, Sforigan, was geschieht dann?«

Ludovigo räusperte sich und murmelte etwas Unverständliches.

»Nun werdet nicht orkisch, Vigo!« schalt ihn Berengar. »Das hat bestimmt niemand verstanden. Also, sprecht lauter!«

Ludovigo blickte zu Hildeberna, dann stur den Südwall hinab. Laut sagte er: »Wenn ich verliere, dann werde ich widerrufen, daß die Götter die Töbrier und die Schafe gleichzeitig erschaffen haben!«

»Da fehlt noch etwas!« erinnerte ihn die Edle spitz.

Ludovigo seufzte. »Ich werde ebenfalls widerrufen, daß die Götter hernach nicht mehr unterscheiden konnten, wer was war.« Gelächter brandete bei den Almadanern auf. Berengar riß die Augen auf, bemühte sich ernst zu bleiben und forderte die Lachenden zur Ruhe auf.

»Und Ihr, Dame Hildeberna? Habt Ihr auch etwas zu widerrufen, falls Ihr verliert?«

Der Kontrahent der Dame gab ein kurzes, bellendes Lachen von sich, wurde aber sogleich wieder ernst. Die Edle senkte den Blick und studierte so aufmerksam den Boden, als gelte es, die Spuren zu

deuten, die sie im Schnee hinterlassen hatte. »Nein«, sagte sie.

Berengar seufzte: »Wir scheinen heute nicht nur ein Rennen, sondern auch ein Rätselspiel austragen zu wollen. Also, was werdet Ihr tun, Jungfer?«

»Sforigan weiß es«, antwortete sie.

»Tatsächlich?« fragte Berengar in gespieltem Erstaunen. »Vielleicht sollte es Euer Wettrichter auch wissen? Sprecht, Edelfrau!«

Hildebernas Wangen röteten sich. »Es wäre nicht ganz schicklich, darüber auf der Straße zu sprechen.«

Berengar richtete das Gesicht zum Himmel, zum herabfallenden Schnee. »So sei's. Ihr tragt also dieses Rennen aus, womit auch immer. Hauptsache, Ihr wendet hinter dem Mann dort unten, nicht vor ihm, und Ihr reitet ihn auch nicht um. Nicht wahr, Vigo? Wenn die Dame Hildeberna gewinnt, wird Sforigan widerrufen, sollte er gewinnen, wird die Edle eben tun, was sie tut.« Er lächelte: »Das scheint mir doch sehr einfach zu sein.«

Die beiden Kontrahenten bestiegen ihre Reittiere, Berengar klatschte die zierlichen Hände zusammen, das Rennen begann. Schon nach kurzem hatte die Edle auf dem Maultier einen beträchtlichen Vorsprung vor dem Shadif. Eine Frau aus der Almadanergruppe, eigentlich eine Nordmärkerin, der ein größerer Besitz in der Gegend von Kyndoch gehörte, stellte sich zu

Berengar: »Nun reicht's aber mit der Höflichkeit. Er sollte langsam etwas tun!«

Berengar blickte kurz zu seiner Nachbarin: »Er ist der Stadtvogt von Ragath.«

»Das weiß ich doch«, antwortete sie verwirrt und verfolgte besorgt das weitere Rennen. Der Vorsprung Hildebernas vergrößerte sich immer mehr.

Berengar erklärte, was er bisher unausgesprochen gelassen hatte: »Sforigan ist nicht der Kommandeur der Schlachtreiter Ragaths. Nur der Vogt der Stadt.«

Die Frau blickte die Straße hinunter. Hildeberna war schon lange hinter dem Knick, der die weitere Sicht versperrte, verschwunden, Ludovigo Sforigan, der wie ein Sack Kosch-Rüben auf seinem Shadif hing, hielt gerade erst darauf zu.

»Ihr wollt doch nicht sagen, daß er überhaupt nicht reiten kann!« rief die Frau aus den Nordmarken entsetzt.

Berengar verzog den Mund zu einem Lächeln: »*Nicht* ist auch nicht ganz richtig!«

»Aber warum läßt er sich dann überhaupt auf solch ein Rennen ein, wenn er schon von vornherein verloren hat?« rief seine Nachbarin entrüstet.

Berengar zuckte die Schultern: »Ich wüßte nicht, daß solche Erwägungen jemals eine Rolle für ihn gespielt hätten.« Vielleicht fügte er hinzu: »Vielleicht gewinnt er auf diese Weise ja am Ende doch noch.«

Die Frau stöhnte auf: »Ich habe achtzig Dukaten auf ihn gesetzt!«

»Da wart Ihr schlecht beraten, Dame«, meinte Berengar. »Sehr schlecht.«

»Aber etliche andere haben doch auf ihn gesetzt! Sie können doch nicht alle nicht gewußt haben, daß er ein so schlechter Reiter ist!«

Berengar blickte seine Nachbarin ernst an: »Das ist eine Frage der Ehre. Ludovigo wäre äußerst beleidigt gewesen, wenn ihn niemand als Favoriten angesehen hätte.«

Die Nordmärkerin zog ein spitzenbesetztes Taschentuch aus ihrem Ärmel und schneuzte sich die Nase. »Euch scheint das aber nicht gehindert zu haben, gegen ihn zu wetten!« sagte die Frau vorwurfsvoll mit gedämpfter Stimme.

»Das mußte ich!« erklärte Berengar bestimmt. »Ich hatte keine andere Wahl! Vigos und meine Familie liegen seit 270 Jahren in Fehde! Aber wir tragen den Streit schon lange nicht mehr mit Waffen aus.«

Der Sieg der Edlen Hildeberna wurde höflich beklatscht. Mehr nicht, denn dazu war das Rennen doch zu ungleich gewesen. Umständlich stieg der Stadtvoigt von seinem Roß, schritt auf das Fräulein zu und warf sich vor ihr auf die Knie. »Ich anerkenne Euren Sieg, Dame.«

»Ich warte!« antwortete die Siegerin genüßlich lächelnd. Der Vogt erhob sich wieder aus dem Schnee und sah feierlich in die Runde. »Ich, Ludovigo Sforigan, erkläre unter dem Angesicht Praios' ...« Er sah zum Himmel. Die Sonne war nicht zu sehen. Der Verlierer korrigierte sich: »... unter dem Walten Firuns: Ich habe Unrechtes behauptet ...« Er legte eine Kunstpause ein: »Die Götter haben die Tobrier und die Schafe *nicht* gleichzeitig erschaffen!« So, wie er die Worte betonte, klang sie so, als verkünde er die verblüffendste Neuigkeit der Welt, als bestünde sein nächster Schritt darin, die erstaunlichen Beweise vorzulegen für diese ungeheuerliche Behauptung der Ungleichheit zwischen Tobriern und Schafen. Hildeberna krauste die Nase und fragte sich, ob sie gegen diese Art des Widerrufs Protest einlegen sollte. Dazu kam es jedoch nicht mehr.

Unruhe war unter den Zuschauern ausgebrochen. Der Grund dafür war ein ganzer Trupp Stadtgardisten, die sich rüde durch die Menge boxten. Ihr Anführer rannte seinen Leuten ein Stück voraus. Zielstrebig hielt er auf die Versammelten zu, die sich gegenseitig betretene Blicke zuwarfen. Schon von weitem brüllte der zornesrote Hüter der Ordnung: »Was geht hier vor!« Er wiederholte seine Worte noch zweimal, bis er heran war: »Was geht hier vor!« Seine Stimme überschlug sich schier, seine Augen hüpften,

seine Wangen zitterten, seine Bartspitzen wippten furchteinflößend auf und ab.

Berengar ergriff das Wort: »Den Zwölfen zum Gruße! Pardoniert das Ungemach, Herr ... Weibel nehme ich an, doch hier wurde ein Ehrenhändel ausgetragen.«

»Ein Ehrenhändel! Seid Ihr denn von Sinnen, Mann? Ihr seid mitten in Gareth! Hier wird keine Ehre gehandelt! Wer seid Ihr überhaupt! Sprecht!«

Berengar nahm unterwürfig seine Pelzkappe ab: »Erlaubt, daß ich mit mir beginne: Berengar, Baron von Braast. Diese reizende Jungfer ist die Kusine des Barons von Nevelung, ihre Begleitschaft kenne ich leider noch nicht. Machen wir also bei diesem garstigen Herrn weiter. Der Herr Stadtvogt von Ragath, wenn Ihr erlaubt. Hinter ihm« – Berengar deutete auf die Nordmärkerin – »die liebreizende Dame Ludilla von Streitzig-Eberstamm-Knittel, daneben die Edle von Soldharsch.« Namen und Namen fielen, bei jedem weiteren wurde der Befehliger der Stadtwache ein Stück kleiner. Berengar beendete seine Vorstellung, indem er auf einen ölichen Dickwanst zeigte: »Und nicht zu vergessen, unser ehrenwerter Freund, der Herr Abdul Assiref, Kaufherr zu Punin.«

Der Ordnungshüter war gelinde gesagt sprachlos. Kleinlaut bemerkte er: »Aber Euer Hochgeboren, Ihr werdet doch einsehen, daß ...«

»Sicherlich. Ich verstehe ja euer Mißbehagen, guter Mann. Doch ging's bei dem Händel um Dinge, die leicht zu einem ernsten Zerwürfnis zwischen dem Herzogtum von Tobrien und dem Fürstentum von Almada hätten führen können.« Berengar wandte sich hilfesuchend an den Rest der Versammlung. »Das ist doch so?«

»Ganz gewiß!« versicherte Hildeberna, heftig nickend. Sie warf dem Stadtvoigt einen Blick zu, dem man entnehmen konnte, daß dieses »ernste Zerwürfnis« erst jetzt richtig begonnen hatte.

»Jo«, bestätigte auch der, ganz Unschuld.

»Allerdings sehe ich auch ein«, sprach Berengar weiter, »daß Ihr durch unser Verschulden gezwungen wart, Euch in dieses mörderische Wetter ... Versteht's nicht falsch, ich weiß selbstverständlich, daß Ihr jetzt im Dienst seid, doch danach ...?« Der Baron trat schnell zu dem Kaufherrn Assiref. »Macht Ihr's mit ihm aus«, flüsterte er ihm zu. »Gebt ihm fünf. Die restlichen vierzig, die Ihr an mich verloren habt, könnt Ihr dem Perainetempel spenden!«

Ein Vorfall, der ein Stück abwärts der Straße stattfand, zog Berengars Aufmerksamkeit auf sich. Einer der Zuschauer des Rennens war mit zwei Stadtgardisten in Streit geraten. Schneematsch bedeckte einseitig den langen Mantel der verummmten Gestalt. Of-

fenbar war der Mann ausgerutscht und gestürzt, als die Stadtwache herandrängte. Über der Schulter trug der Streitende einen länglichen Weidenkorb, auf dem Kopf einen durchweichten aranischen Strohhut, von dem traurig herunterbaumelte, was einmal eine stolze, buschige Feder gewesen war. Berengar konnte den Mann nur von hinten sehen. Interessiert verfolgte er dessen heftiges Gestikulieren, die Bewegungen der Hände und Arme. Plötzlich setzte Berengars Herzschlag für einen Augenblick aus, und sein Innerstes verkrampfte sich. Er wandte sich von dem Kaufherrn ab und bewegte sich wie unter einem Zwang auf die Gruppe zu, in weit ausholenden Schritten, die bald in einen Laufschritt übergingen.

Berengar hatte die Streitenden fast erreicht, öffnete schon den Mund, um einen Namen zu rufen, *den* Namen, da wandte sich der Vermummte um. Der Bursche hatte den Kopf völlig mit einem dicken Schal umwickelt, der sein Gesicht ursprünglich wohl bis über die Nase bedeckt hatte. Während des Streites oder des Sturzes mußte sich der Schal gelöst haben, so daß er nun lose unter dem Kinn hing. Aus diesem nun nicht mehr ganz bedeckten Gesicht blitzten Berengar zwei brennende schwarze Augen böse an. Der Baron kannte dieses Gesicht nicht.

Er trat dennoch hinzu. »Ich ...«, sagte er. »Verzeiht, wenn ich mich einmische. Nun, ich sprach gerade mit

eurem Befehliger. Oh, ich vergaß mich vorzustellen. Von Braast, Berengar ...« Der Baron sprach hektisch auf die Wachsoldaten ein. Seine Worte klangen nicht ansatzweise so überlegen wie gegenüber ihrem Vorgesetzten. Bisweilen ließ er Sätze unbeendet, wenn er keinen passenden Abschluß zu ihrem Anfang mehr fand. Berengar kam sich vor wie ein Tor. Schließlich nickten die Wachen und zogen davon. Berengar sah sich suchend um. Der dritte Beteiligte war nicht mehr zu sehen. Er war stillschweigend gegangen.



... im ...

»... gesagt, und mehr kann ich auch Euch nicht sagen. Beim besten Willen nicht! Hört also auf, mich zu bedrohen, und steckt Euren Dolch weg. Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Ihr benötigt ihn nicht!«

»Das stimmt«, antwortete die Stimme. »Ich benötige die Waffe wirklich nicht, aber manches geht einfacher mit ihr.«

Die Klinge zuckte vor und durchbohrte das Herz des Mannes. »Und nun laßt uns von vorne beginnen!« sagte die ...



Im Haus der toten Käfer

Scheijian hatte sich wieder verummt. Sein Gesicht war bis auf einen schmalen Augenschlitz vollständig von dem Schal bedeckt. Mehrere Lagen Gewänder, die er unter dem Mantel trug, machten seine Bewegungen schwerfällig und ließen ihn dicker und breiter erscheinen, als er war. Er stapfte eine lange, schnurgerade Straße aufwärts, die von mehrstöckigen Häusern gesäumt war. Ihre Fassaden zeigten entweder die großen, regelmäßigen Steinquader, aus denen sie erbaut waren, oder waren verputzt und bunt bemalt in Gelb, Rot oder Blau; Stukkaturen – so es welche gab – waren farblich abgesetzt. Wieder andere Häuser waren mit Bildern bemalt, manchmal mit einfachen, sich wiederholenden Ornamenten, bisweilen mit mehr oder weniger kunstvollen Gemälden. Scheijian sah Traubengewinde auf den Hauswänden, die sich bis unter die Häuserdächer rankten, sah Vögel und Pferde, sah glückliche Handwerker bei ihrem Tagwerk, sah romantische Motive – ein stolzer, heimkehrender Reiter, der bereits sehnsüchtig von seiner gesamten Familie (die zahlreichen Kinder aufgereiht

wie Orgelpfeifen) oder der Liebsten erwartet wurde – und Darstellungen, die mit dem Zwölfgötterglauben zu tun hatten. Oftmals Travias Gans und Peraines Storch, hin und wieder Ingerimms Amboß.

Wieder andere Fassaden waren mit Halbreliefs geschmückt, mit aufrecht stehenden, streng blickenden Gestalten, mit Figuren, die in der Bewegung erstarrt waren und sich mit anderen Figuren für alle Zeit stumm unterhielten, oder mit vollbusigen Frauen, die gar nicht der herrschenden Witterung entsprechend gekleidet waren. Selbst auf den Dächern standen und tanzten Figurinen, keine Reliefs, sondern Vollplastiken, grün angelaufen und von der Straße aus kaum kenntlich.

Fenster blickten aus diesen vielfältigen Fassaden, die rechteckig, rund, oval, spitz- oder rundbogig waren, die Butzenscheiben hatten, von schmiedeeisernen Ziergittern geschützt wurden oder von flachen Scheinsäulchen flankiert waren. Über den Eingängen der Häuser oder gleich daneben waren häufig die Jahreszahlen ihrer Einbauung aufgemalt oder eingemeißelt, nicht selten mit Sinnsprüchen versehen. Sie stellten ein Kalendarium der Herrscher des Reiches dar: 5 Rude I, war da zu lesen, Boron 2 Eslam IV oder Peraine Rohal 86.

Bisweilen blieb Scheijian stehen und betrachtete die prunkvollen Fassaden, machte sich seine Gedanken,

aus denen er dann prompt durch das Anrempeln eines Vorbeihastenden gerissen wurde. Scheijian hatte es schon lange aufgegeben, sich deswegen zu ereifern oder den Davoneilenden Schimpfwörter nachwerfen. In dieser Stadt schien es üblich zu sein, daß man auf niemanden achtete, sondern einfach seines Weges ging, gleichgültig, ob jener über steinernes oder lebendiges Terrain führte. Deshalb hatte es sich Scheijian zur Angewohnheit gemacht, jedem Entgegenkommenden fest in die Augen zu blicken. Viele bewog der starre Blick, wenigstens einen halben Schritt zur Seite auszuweichen.

Trotz dieser mannigfachen Unbill litt Scheijian an Tagen wie diesem unter den Nachteilen seines Gewerbes, das ihn zwang, ein Doppelleben zu führen. Wie gerne hätte er – wieder einmal zu Hause in seinem kleinen Heimatdorf in den Wäldern Maraskans – seinen zahlreichen Nichten und Neffen von den Wundern erzählt, die er auf seinen Reisen sah. Doch für die Kinder war er nur ein unbedeutender Schreiber in einem Kontor in Khunchom. Das erhab ihn zwar schon in den Rang eines Weltmannes, reichte aber nicht, um seine Anwesenheit in Städten wie Gareth zu erklären. Und daß der geliebte Onkel Scheijian, der viel zu selten nach Hause nach Tarschoggyn kam, bei Reisen wie diesen die Tätigkeit eines Sekretärs gegen die eines Wiedergebartsverhelfers aus-

tauschte, das wollte Scheijian weder den Kindern noch den Erwachsenen verraten.

Aber vielleicht wüßten sie meine Geschichte auch nicht zu schätzen, dachte er gerade. Denn Gareth war für seine jungen Verwandten der Ort, wo die fremden Eroberer hergekommen waren, sozusagen das Herz des Bösen.

Die Straße mündete in einen großen, rechteckigen Marktplatz ein. Bretterbuden waren darauf aufgebaut worden, vor denen frierende Händler Geschäfte mit ihrer Kundschaft trieben. Für einen Markt dieser Größe war er ungewöhnlich ruhig, was an der Witte rung liegen mußte. Zwar stammte der größte Teil der Marktgänger aus der Kaiserstadt, doch mußte man nicht lange suchen, um Trachten zu entdecken, die verrieten, daß ihre Träger aus entlegenen Gegenden des Reiches in seine Hauptstadt gekommen waren.

Vielerlei unterschiedliche Mundarten des Garethi waren zu hören, zwischendurch Gesprächsfetzen, bei denen Scheijian nicht die geringste Vorstellung hatte, welchen Sprachen sie entstammten.

Der Magus entschied, seinen Weg am Rande des Marktes zu suchen, um sich das allgegenwärtige Ge schubse zu ersparen. Er ging vorbei an einem mar mornen Gebäude mit breiter Arkade, über der – hätten die Wandverzierungen seinen Zweck nicht bereits erklärt – in goldenen Lettern ›Kaiserliche Thermen‹

stand. Zwischen zwei Säulchen standen drei Männer, zwei davon mandeläugig, gekleidet in lange, buntbestickte Ledermäntel, die mit weißem Fell ausgesäumt waren. Der dritte – das erkannte Scheijian sogleich – trug bornische Tracht. Die beiden Mandeläugigen winkten breitlachend und riefen in einer Sprache, die keinen Unterschied zwischen einzelnen Wörtern und ganzen Sätzen zu kennen schien, zu zwei Zwergen hinüber, die etwas entfernt von ihnen standen, und machten einladende Gesten. Die beiden Angroschim, knorrige Wesen, die fast so breit waren wie hoch, beobachteten diese Bemühungen interessiert, doch mit unbewegten Gesichtern. Als Scheijian an der Gruppe vorbeigegangen war, hörte er plötzlich hinter sich in schlechtem Tulamidisch: »Eine schöne Frau sollte nicht so verhüllt daherschreiten!«

Scheijian blickte über die Schulter zurück in das feixende Gesicht des Bornländers und antwortete ebenfalls auf tulamidisch: »Wenn Ihr eine Henne fangen wollt, Freund, solltet Ihr keinen Gockel scheu-chen!« Fröhlich pfeifend ging er weiter und ließ den verblüfften Mann hinter sich zurück.

An den Markt schloß sich, quer zu Scheijians bisheriger Richtung, eine breite Straße an. Sie war nur einseitig bebaut, auf ihrer anderen Seite begann ein weitläufiges Parkgelände. Scheijian folgte der Straße in westlicher Richtung. In der Entfernung war ein mäch-

tiger Bergfried zu sehen, noch weiter entfernt eine riesenhafte Kuppel aus schierem Gold. Bei Sonnenschein mußte ihr Anblick blenden! Staunend blieb der Maraskaner stehen. Die Kuppel mußte zu der sagenhaften Stadt des Lichtes gehören, von der er gehört hatte, dem Zentrum des Praioskultes.

Eine Droschke, nicht mehr als ein schwarzer Kasten auf Rädern mit verhangenen Fensterluken, rumpelte die Prachtstraße hinab, krachte beinahe dort, wo Scheijian stand, in ein Schlagloch und überschüttete den staunenden Fremdling mit einem Schwall von Schnee und Eismatsch. Der Magier wischte sich die Augen frei, sah dem Gefährt hinterher und erwog kurzzeitig, dem achtlosen Kutscher einen lodernden Feuerball zur Belehrung hinterherzuschicken, doch dann ging er fluchend weiter: »M'sarrar Schazak!«

Scheijian erkannte, daß er ein ernsthaftes Problem hatte. Er hatte sich vorgestellt, daß er die anderen Verschwörer – falls es den Rebellen gelungen war, heil aus Jergan herauszukommen – in Gareth wiederträfe. In der Vergangenheit hatte Scheijian Festum, Khunchom, Al'Anfa und Kuslik gesehen, allesamt große Städte, doch keine auch nur halb so groß wie diese riesenwüchsige Kaiserstadt. Hier konnte er tag-, vielleicht wochenlang an seinen Gefährten vorbeilaufen, ohne ihnen zu begegnen. Hätte man doch nur einen Treffpunkt verabredet! dachte Scheijian.

Jedoch war ja nie beabsichtigt gewesen, getrennt zu reisen, und die Umstände unter denen das Treffen endete, hatten solche Verabredungen ohnehin verhindert. Nun war Scheijian alleine in Gareth, ohne zu wissen, wo der Gouverneur zu finden war oder wie er überhaupt aussah! Ein wirres Bild drängte sich in Scheijians Gedanken. Er sah sich verummt wie ein Meuchler aus den Gruselgeschichten der Märchenerzähler Fasars durch die Straßen Gareths schleichen und jeden, den er traf, fragen: »Seid Ihr derjenige, wegen dessen Ableben ich hier bin? Oder Ihr? Oder Ihr?« Die Vorstellung belustigte Scheijian. Am Rande der Kaiser-Reto-Straße stehend, beschmutzt mit Schneeschlamm und Straßendreck, brach der Maraskaner in lautes Gelächter aus.

Ein Mädchen hatte ihn hierhergeführt, nachdem Scheijian sein Vorhaben aufgegeben hatte, ohne fremde Hilfe eine Unterkunft zu finden. Die Herberge befand sich in der zweiten Etage eines Hauses, gleich über einem Krämerladen, und gehörte einem ältlichen Tulamiden aus Eslamabad. Ein ungewöhnlich schweigsamer Mann, der von seinen Gästen nur wissen wollte, ob sie ihre Miete bezahlen konnten, mehr nicht, was Scheijian sehr entgegenkam. Das Einzelzimmer erwies sich als kleine Kammer mit ausgelegener Matratze. Das schief in die Wand eingelassene

Fenster war mit geöltem Pergament zugeklebt. Wenig Licht schien hindurch, weswegen wohl ein Vormieter kleine Löcher in das Pergament gerissen hatte. Durch diese Löcher zog nun kalte Luft herein. Die Decke über der Matratze machte einen sauberen Eindruck. Scheijian pellte sich aus den verschiedenen Lagen seiner Kleidung, legte sich auf die Schlafstatt, zog die Decke hoch bis zum Ohr und plante sein weiteres Vorgehen. Einige Tage wollte er auf die Ankunft der anderen vier warten. Wenn sie nicht kamen, mußte er sehen, was er alleine ausrichten konnte. Er würde viel Zeit draußen verbringen müssen, wenn er die Rebellen treffen wollte. Viel Zeit in der Kälte! Ihm war aber jetzt schon kalt! Nein, so konnte das nicht angehen! Diese Löcher, durch die es hereinzog, mußten verstopft werden! Scheijian drehte sich auf die Seite. Noch einen Augenblick der Rast, dann wollte er zum Wirt gehen!

Sein Blick fiel auf den Kammerboden. Ein toter brauner Käfer lag dort, so groß wie eine Linse und ebenso platt. Angewidert sprang Scheijian von der Schlafstatt auf und riß die Matratze vom Boden weg. Darunter sah es aus, als habe jemand eine halbe Handvoll Linsen verschüttet – lauter tote Käfer! Im Sturmschritt eilte Scheijian zum Wirt: »Meister Je-drech, dieses Zimmer ist völlig verwanzt!«

»Keine Bange, sie sind alle tot«, antwortete der

Wirt mit einer derartigen Gelassenheit, daß er damit Scheijian völlig den Wind aus den Segeln nahm.

»Und wenn nicht? Woher wollt Ihr das wissen?«

»Ein Zauberer hat sie allesamt getötet«, erklärte der Wirt.

Gerade noch rechtzeitig besann sich Scheijian, daß gewöhnliche Reisende auf eine solche Auskunft normalerweise nicht fragten, welchen Spruch der Zaubernde gewirkt habe. Statt dessen rief er schrill: »Ein Zauberer!«

»Nun sorgt Euch nicht!« beschwichtigte ihn Wirt in gleichmäßig beruhigendem Singsang. »Er hat nichts Schlimmes herbeigerufen. Er hat nur gemacht, daß die Wanzen erfroren sind.«

»Erfroren! Braucht man dazu einen Magus? Ist es denn nicht schon kalt genug hier?« brauste Scheijian auf.

»Er hat das im Sommer getan, als er hier weilte. Da war's warm«, entgegnete Jedrech mit beleidigtem Unterton. Etwas mehr Beeindrucktsein konnte man doch von seinen Gästen erwarten!

»Im Sommer! Seither liegen sie da?« fragte Scheijian ungläubig.

»Ja«, bestätigte der Wirt. »Soll ich sie denn weg machen?«

Scheijian stieß pfeifend die Luft aus: »Ich will Euch nicht bemühen, Meister. Ihr habt anderes zu tun. Ihr

werdet Nägel und eine Decke holen und dieses ver-dammte Fenster zunageln. Anschließend bringt Ihr mir zwei Kohlebecken.«

»Zwei?!«

»Ja. Es ist lausig kalt bei Euch.«

Als der Wirt seine Aufträge erledigt hatte, drang überhaupt kein Licht mehr in den Raum. Jedrech hatte die Tür schon fast zugezogen, als er sie noch einmal öffnete. »Soll ich vielleicht eine Kerze bringen?« fragte er.

»Ich bitte darum«, antwortete eine gequälte Stimme aus der fast völligen Dunkelheit.

Den Rest des Tages verbrachte Scheijian auf seinem Zimmer im Schein eines Talglichtes. Bisweilen warf er liebevolle Blicke zu den Kohlebecken. In der Kammer war es so heiß, daß sich allenfalls ein Moha aus den Regenwäldern noch darin wohlgeföhlt hätte. Nachts träumte der Magier von Wanzen, ganzen Scharen von Wanzen, und von Stiefeln, die sie tottraten. Unruhig verfolgte Scheijian, wie Käferleib um Käferleib zerquetscht wurde. Er beobachtete das Treiben von einer Ritze aus, angstvoll, denn im Traum war er selbst eines der vielbeinigen, beißenden Geschöpfe.

Auch am nächsten Tag schien keine Sonne, jedoch hatte es aufgehört zu schneien. Ein gleichmäßig

weißgrauer Himmel überspannte Gareth. Scheijian legte seine Gewänder an, fettete sich das Gesicht dick ein und verbarg es dann unter dem Schal. Das erste, was der Magier sich für den heutigen Tag vorgenommen hatte, war, sich mit passenderer Kleidung auszustatten. Er wollte nicht länger als ein Ballen Stoff auf zwei Beinen erscheinen. Scheijian verließ die Kammer und stieg die Außentreppe zum Hinterhof hinab. Dort ging er einige Schritte, blieb dann stehen, ging weiter, hin und her, wobei er dem Knirschen des Schnees unter seinen Sohlen lauschte. Er bückte sich, nahm etwas Schnee in die Hand, preßte ihn, bis er zu einem festen Klumpen geworden war, der die Spuren von Scheijians Fingern trug. Spuren im Schnee, die verschwanden, als der Maraskaner den Klumpen zerbröselte. Eine ungewohnte, lästige, aber auf ihre Art auch anziehende Substanz. In Scheijians Heimat war Schnee etwas, das man nur vom Sehen kannte, auf den Gipfeln der höchsten Berge der Insel.

Scheijian folgte der schmalen Straße, an der sein Quartier lag, und bog in eine quer dazu verlaufende Gasse ein, die – so nahm er an – sie zu dem Markt führte, über den er gestern gekommen war. Er ließ sich bei seinem Weg von auffälligen Gebäuden leiten, sicheren Markierungsbojen im Häusermeer der Stadt, von denen er sich wenig später eingestand, daß sie den Gebäuden, an die er sich zu erinnern glaubte, nur

flüchtig ähnelten. Vor einem Haus, dessen abgestufte Vorderfront mit jeder Etage weiter in die Gasse ragte, blieb Scheijian stehen und sah sich um. »Im Namen Praios!«, hörte er eine helle Frauenstimme rufen, der ein dumpf murmelnder Chor antwortete: »Im Namen des Herrn!«

Neugierig eilte Scheijian zur nächsten Straßenecke. Eine Frau mit herbem Gesicht, gekleidet in ein graues Nesselgewand und Holzschuhe – ein Anblick, bei dem Scheijian fröstelte – kam feierlichen Schrittes daher. Immer wenn sie ausrief: »Im Namen Praios!«, schlug ihr ein Begleiter mit einer Geißel auf den Rücken, was eher eine symbolische Tat war, denn weder die Geißel noch die Kraft, mit der die Schläge geführt wurden, waren geeignet, Schmerzen zuzufügen. Hinter diesen beiden vorderen schritten noch drei andere Begleiter, die zusammen mit dem Geißler den Chor der Dame abgaben. Einer von ihnen trug vor sich, deutlich sichtbar, einen Schild, bestimmt der Wappenschild der Dame, die anderen beiden trugen Gepäck. Die Gruppe bewegte sich ungefähr in die Richtung der Stelle, wo die goldene Kuppel emporragte. Mangels Sonnenschein bot diese auch heute keinen hehren Anblick, sondern sah nur groß und erdrückend aus. Scheijian reimte sich zusammen, daß die Gegeißelte mit ihrer Gefolgschaft auf einem Fußgang zur Stadt des Lichtes war. Praioten! dachte er bei sich.

Wie kamen sie dazu zu glauben, daß es den Peniblen erfreuen könnte, wenn sie die zerbrechlichen Körper mißhandelten, die ihnen SEINE Schwester geschenkt hatte?

Scheijian folgte der Geißlergruppe bis zu einem weiten Platz, wo er sie aus den Augen verlor. Massige Bauten aus weißem und braunem Marmor umsäumten das freie Rechteck. Die Bauwerke schienen auf den ersten Blick nur aus Fensterzeilen und Portalen zu bestehen. Wappen und Flaggen kennzeichneten sie als Staatsgebäude. Scheijian empfand sie nicht als schön, wohl aber als beeindruckend. Sie kündeten von Macht und Stärke, erinnerten den Betrachter daran, daß das Reich, für das sie standen, schon mehr als tausend Jahre überdauerte, und redeten ihm gleichzeitig ein, daß dieses Reich noch ebenso lange bestehen werde, unerschütterlich wie ihre Grundmauern, die selbst schon Jahrhunderte alt waren.

In der Mitte des Platzes befand sich ein Brunnen, der von zwölf übergroßen Statuen umstanden wurde, augenscheinlich Abbildungen der Zwölfgötter in Menschengestalt. Sie waren nach der Natur dargestellt, soweit das bei Darstellungen von Göttern als Menschen überhaupt möglich ist. Scheijian ging um den Brunnen herum und betrachtete eine der Figuren nach der anderen. Er fand es eigenständlich, daß der Wintergott Firun so viel wärmer gekleidet war als

Prairos, der nur eine luftige Toga trug. Als Scheijian sich wieder von dem Brunnen abwandte, glitt er aus. Nicht wegen des Schnees, der den Boden bedeckte, sondern wegen des Untergrunds darunter. Der Magier scharrete mit dem Fuß etwas Schnee weg und stieß auf spiegelnden, polierten Marmor. Der ganze Platz war anscheinend mit Platten des edlen Gesteins ausgelegt.

Die Stelle, die Scheijian freigelegt hatte, verriet, daß die Bodenfläche des Platzes mit einem Muster – vermutlich einem ornamentalem Geflecht – bedeckt sein mußte. Einem Muster, das jetzt unter dem Schnee versteckt war, von dem man nur hin und wieder einen kleinen Teil sah, das aber dennoch gegenwärtig war. Mochte der Zwölfgötterplatz für einen Gläubigen der Zwölfe aus dem erquickenden und lebenspendenden Brunnen, der von den Göttern bewacht wurde, und der Allmacht des Kaiserreiches bestehen, so hatte er für Scheijian, dessen Denken völlig in der Philosophie seiner Insel verwurzelt war, eine zusätzliche Bedeutung: Da war das Offensichtliche, für jeden Erkennbare, und das Verborgene, die verdeckte Struktur.

Scheijian hatte den Zwölfgötterplatz schon geraume Zeit verlassen, als er endlich fand, was er suchte. Er erklärte dem Inhaber der Ausstatterei seine Wünsche, worauf der ihm einen Umhang aus sehr dünnem, aber überraschend warmem Stoff zeigte.

»Der Stoff ist von Firnelfen gesponnen!« erklärte der Schneider.

Scheijian erkundigte sich nach dem Preis und bemerkte, als er ihn erfahren hatte: »Das klingt wie eine Aufforderung zum Straßenraub, Meister!«

Der Schneider sah etwas pikiert drein. Er war es gewohnt, daß seine Kundschaft, wenn sie sich ein Kleidungsstück nicht leisten konnte, dasselbe mit einem Seufzen beiseite legte oder grübelte, wo sie sich etwas absparen konnte, um das edle Stück dennoch erwerben zu können, nicht aber, daß ihr gleich die weniger praisgefalligen Möglichkeiten der Finanzierung einfielen. Nach längerem Feilschen wurde man handelseinig. Scheijian wollte den Laden schon wieder verlassen, da stieß er einen Aufschrei aus und eilte zu einem Gestänge, über dem eine Bluse hing. Sie sah fast genau so aus wie Alryschas verlorene Bluse. »Das ist nicht für den Herrn!« warf der Schneider ein. »Ich weiß«, antwortete sein Kunde, legte seine Kleidung ab und schlüpfte in die Bluse. Er hob und senkte die Arme: »Ihr müßtet sie noch etwas auslassen.«

»Ich nehme wohl an, daß es sich um eine eher kräftige Dame handelt?« erkundigte sich der Schneider.

»Kräftig? Nein, das nicht, aber sie beherrscht einige häßliche Finten.«

»Äh, ja«, meinte der Schneider verwirrt. »Aber sie scheint die gleiche Figur wie Ihr zu haben.«

Sein Kunde sah ihn abschätzend an: »Nicht unbedingt. Und mit Rücksicht auf Euch werde ich ihr gegenüber Eure Vermutung auch lieber nicht erwähnen. Nein, lieber nicht.«

Anschließend erklärte Scheijian dem Schneider, was er an der Bluse zu ändern habe. »Für diesen Preis, den ich dafür berechnen muß«, antwortete jener, »könnte ich Euch auch etwas Besseres anbieten.«

»Nein, genau diese Bluse muß es sein!« beharrte der Kunde.

»Ein Geschenk für Eure Liebste?« mischte sich eine tiefe Stimme in das Gespräch ein.

Scheijian wandte sich um und sah auf einen fast einen Kopf kleineren Mann, den er auf Mitte der Fünfzig schätzte, der aber auch jünger sein konnte. Sein beinahe haarloses Haupt machte das Schätzen zu einem unsichereren Raten. Das Gesicht des Mannes war ihm auf Anhieb sympathisch. Unwillkürlich lachend antwortete Scheijian dem Mann, in dem er den Fremden erkannte, der sich am Vortag in seinen Streit mit den Stadtwachen eingemischt hatte. »Nein, bestimmt nicht für meine Liebste. Ich denke, ein solches Ansinnen an sie wäre auch kein guter Einfall.«

Der Schneider nickte unbewußt. Nach allem, was er bisher über die Dame erfahren hatte, konnte er diesen Worten nur zustimmen. Scheijian bezahlte und ging. Berengar sah ihm mit unsicherem Lächeln nach.

In der vierten Nachmittagsstunde, als es bereits wieder dämmerte, trafen Scheijian und Berengar abermals aufeinander. Der Maraskaner hatte eben den Praiostempel Umschriften, ein Bauwerk, umgeben von zwölfmal zwölf Säulen, von denen nicht eine der anderen glich, und dessen Ausmaße Scheijian flüchtig auf sechzigmal einhundert Schritt schätzte. Über dem pompösen Portal des Tempels breitete ein goldener Greif seine Schwingen aus. Groß, wie er war, konnte er nur vergoldet sein, denn kein Gebäude hätte das ungeheuere Gewicht massiven Goldes ertragen.

Scheijian bemerkte Berengar zuerst. Er sah, wie er sich auf der Mitte des Platzes, an dem der Tempel des Götterfürsten stand, von einigen Bekannten verabschiedete. Sie umarmten und küßten sich. Als diese Bekannten gegangen waren, blickte Berengar zufällig in Scheijians Richtung. Wiewohl er ihn bemerkt hatte, blieb er nur stehen und schaute herüber, offenbar unschlüssig, ob er ein Zeichen des Erkennens geben oder weitergehen sollte. Scheijian brach das Eis und hob die Hand zum Gruße, worauf sich der Baron mit herzlichem Lächeln in Bewegung setzte.

»In Satinavs Buch scheint geschrieben zu stehen, daß unsere Wege sich immer wieder kreuzen sollen«, sagte Berengar, als er herangekommen war. »Glaubt mir, für gewöhnlich trifft man kaum jemanden zufällig in Gareths Straßen wieder!« Er stellte sich vor: »Von Braast,

Berengar von Braast. Ihr seid gestern recht schnell verschwunden.« Ein leichter Tadel lag in seiner Stimme.

»Ich habe ein hitziges Gemüt«, behauptete Scheijian. »Daher fürchtete ich, Worte gegenüber den Wachen zu gebrauchen, die den Streit gewiß nicht beendet hätten. Also ging ich.«

»Weise«, pflichtete Berengar mit einem anerkennenden Nicken bei. »Wie Ihr redet, seid Ihr fremd in Gareth?«

»Ja«, antwortete Scheijian und erklärte, ohne zu zögern: »Ich stamme aus Ras Qis, einem kleinen Dorf bei Fasar.«

Berengar riß, wie es seine Art war, erstaunt die Augen auf: »Das ist ein weiter und beschwerlicher Weg, zumal in dieser Jahreszeit! Haltet mich ruhig für neugierig, doch was führt Euch von so weit hierher?«

»Mein Herr hat mich beauftragt, der edle Herr Gordovanaz«, log Scheijian, wiederum ohne zu zögern, wobei er zur Untermauerung seiner Lüge den ersten Namen verwandte, der ihm einfiel. Gordovanaz war ein unbedenklicher Name. Scheijian wußte sehr sicher, daß er seinem gar nicht so edlen ursprünglichen Träger in diesem Leben nicht über den Weg liefe. Er hatte ihn vor über einem Jahr getötet.

»Das muß ein wichtiger Auftrag sein!« verfolgte Berengar den Gesprächsfaden weiter.

»Ja«, entgegnete Scheijian und legte einen bedeut-

samen Gesichtsausdruck auf, um etwas Zeit zum Nachdenken zu erhalten. »Zinsspindelrechenmaschinen. Mein Herr hat sich in den Kopf gesetzt, daß er eine davon benötigt.«

»Um der guten Götter willen!« rief Berengar aus.
»Was ist eine Zin... Wie nanntet Ihr es noch mal?«

»Zinsspindelrechenmaschine«, wiederholte Scheijian. Im stillen verfluchte er seinen Freund Raschid, der ihm einst von diesem Gerät erzählt hatte und dessen Erklärung wie so oft zu gleichen Teilen aus Halbwissen, Märchenhaftem und schlichtweg Eingebildetem bestanden hatte. »Kaufleute brauchen derlei«, fuhr Scheijian fort. »Ein Apparat zum Rechnen. Mit Zinsspindeln.«

»Und wenn Ihr diese, Ihr wißt schon, gefunden habt, wollt Ihr sie nach Fasar bringen? Sagt, ist solch ein Gerät nicht schwer?«

Schwer? Der Magier hatte keine Vorstellung davon.
Verdammter Raschid!

»Ziemlich. Sie besteht größtenteils aus Zinn. Man wird sie auseinandernehmen und die Zinsspindeln in Kisten packen müssen. Das Gestänge kommt auf Pferde. Ebenso die Backen.« Backen war ein gutes Wort. Mechanische Gerätschaften trugen meist eigenartige Namen.

»Hochinteressant!« behauptete Berengar. Mittlerweile wurden auf dem Platz die ersten Laternen ent-

zündet. »Ich glaube, es ist nicht nötig, daß wir uns hier an diesem zugigen Ort weiter unterhalten«, sagte der Baron. »Wenn Ihr also nichts dagegen habt ...« Er schlug Scheijian vor, das Gespräch in einer Schenke fortzusetzen. Der Maraskaner hatte keine Einwände, denn in seiner Absteige erwartete ihn nur Einsamkeit. So lernte Scheijian an diesem Tag nicht nur Khorim Al'Rians Almada-Stube kennen, sondern er erfuhr auch, daß er die Bekanntschaft eines Reichsbarons gemacht hatte. Möglicherweise eine Bekanntschaft, die sich noch als sehr nützlich erwiese, dachte er.

Als der Wirt seine Taverne schloß, wankten die beiden Männer, sich gegenseitig stützend, zum Stadttor. Für beide war es trotz ihrer Verschiedenheit ein erfreulicher Nachmittag und Abend gewesen. »Wo wohnt Ihr?« erkundigte sich Berengar mit schwerer Zunge, als sie den Stadionsplatz erreicht hatten.

»In einer recht schmuddeligen Absteige«, erklärte Scheijian. »Sie muß hier gleich in der Nähe sein.« Er ahnte noch nicht, daß er eine ganze Stunde durch Gareth irren würde, bevor er sie endlich fand. Berengar verfiel in Schweigen, dachte offenbar nach, sagte dann aber nichts.

»Gehabt Euch wohl, Berengar«, verabschiedete sich Scheijian schließlich. »Ihr seid ein angenehmer Ge-sellschafter.«

Der Baron gab das Kompliment mit einer leichten

Verbeugung zurück. Scheijian wandte sich zum Gehen. »Habt Ihr Euren morgigen Tag schon verplant?« hörte er hinter sich. Der Maraskaner drehte sich um und lächelte: »Tatsächlich noch nicht. Ihr scheint viel Zeit zu haben, Baron.«

»Ich nehme sie mir«, antwortete Berengar leichthin.

Am nächsten und an den darauf folgenden Tagen trafen sich Scheijian und Berengar regelmäßig. Bei diesen Treffen führte der Baron seinen neuen Bekannten durch Gareth. Er stieg mit ihm auf den Theaterhügel, wo das große, aber im Winter verlassene Freilichttheater lag, wobei Berengar erwähnte: »Im Sommer solltet Ihr hier sein, Scheijian! Doch wenn Ihr Euch für die Hesindianischen Künste interessiert, dann können wir morgen in die ›Posse‹ gehen, wo meistens irgendwelche fahrenden Schauspieler ein Stück geben.« Er zeigte ihm den Eslamsbogen und erklärte Scheijian, was die kunstfertigen Reliefs darstellten, und verschaffte ihm Zutritt zu der Stellmacherei Ferrara, wo die besten Rennwagen nicht nur des Reiches hergestellt wurden (»Leider findet im Stadion momentan kein Rennen statt. Ich hätte Euch gern zu einem mitgenommen.«) Er erzählte ihm ernste oder kauzige Geschichten über die zahlreichen Statuen, an denen sie vorbeikamen, über jene, die sie darstellten, oder die, die sie geschaffen hatten.

Zusammen gingen die beiden Männer in die Thermen und stritten über das Theaterstück, das sie am Vorabend gesehen hatten, bummelten durch den verschneiten Kaiser-Rauls-Park mit seinen laublosen Bäumen oder standen vor der hohen Gedenksäule am Platz von Brig-Lo.

»Sie erinnert an die Zweite Dämonenschlacht«, erläuterte Berengar. »Sie fand gar nicht so weit entfernt von Braast statt, aber das ist natürlich schon über tausend Jahre her, und als ich noch ein Kind war, erzählte man mir ...« Nun folgte eine längere Anekdoten.

»Wo war die *erste* Dämonenschlacht, Berengar?« wollte Scheijian danach wissen. Man duzte sich inzwischen.

»Hier«, antwortete der Baron. »Nein, nicht genau hier, sondern gleich vor der Stadt. Ein Waldstück wächst jetzt dort. Oh, nein, Scheijian, ich sehe dir deine Gedanken an! Gewiß werde ich dich nicht dorthin führen. Der Ort ist immer noch unheimlich und verflucht!«

Bisweilen saßen beide einfach nur zusammen, tranken und schrieben gemeinsam Gedichte, über die sie nach der Fertigstellung in Gelächter ausbrachen, oder gingen einmal auch in ein Haus, wo Brett- und Würfelspiele zu hohen Einsätzen stattfanden und wo Berengar so viele Dukaten gewann, wie Fatimah im fernen Aranien in ihrem gesamten Leben nie in die

Hände bekäme. »Du bringst mir Glück, Scheijian!« rief Berengar strahlend, als er gewonnen hatte, und tätschelte Scheijians Hand.

Auch bei seinen wohlhabenden und einflußreichen Bekannten führte Berengar Scheijian ein. Eine einflußreiche Dame (»eine ziemliche Zicke, aber ich kann es mir nicht leisten abzusagen«) hatte zu einer Abendgesellschaft geladen. Scheijian lernte dort eine Gelehrte kennen, die eben von einer Reise zu den entferntesten Waldinseln zurückgekehrt war, lauschte den Versen eines Poeten, der der Liebling Gareths im Winter 25 war, und blieb ernst, als die Gastgeberin ihre Künste auf dem Spinett darbot und Berengar in sein Ohr flüsterte, dabei eine Hand auf Scheijians Schulter gelegt: »Das Instrument soll Zwergenarbeit sein, aber muß man deshalb darauf spielen, als sei es ein Zwergenamboß?«

Während dieser Tage, in denen sich die beiden Männer immer vertrauter wurden, belog Scheijian Berengar. Scheijian bereiteten diese Unwahrheiten keine großen Seelenqualen. Zwar betrachtete er den Baron inzwischen als Freund, doch war er es seit Jahren gewöhnt, fast jeden zu belügen. Denn die Wahrheit über das, was Scheijian tat und was er war, hätte kaum eine Freundschaft ertragen. Nämlich das Wissen, daß das Gegenüber wie ein Raubtier durchs Land zog und überall dort, wo es erwähnte, gewesen

zu sein, jemanden den Tod gebracht hatte. Das Wissen, daß dieses Raubtier nicht einmal aus eigenen Bedürfnissen tötete, sondern nur, weil ihm jemand gesagt hatte: Töte diesen! Jemand bezahlte dafür!

Allerdings ist das eine Sicht der Dinge, der Scheijian niemals zugestimmt hätte. Hätte Berengar vermutet, daß Scheijians Hände ebensoviel Geschick in den zahlreichen Methoden des Mordens besaßen wie seine im Wie, Wann und Wo des vornehmen Gebrauchs des Speisebestecks, und seinen Freund auf diese Fertigkeiten angesprochen, so hätte dieser ihm geantwortet: »Die Bruderschaft führt nur aus, was im Herzen eines anderen heranwuchs. Was macht ihr edlen Herren, wenn ihr einen Streit mit eurem Nachbarn habt? Ihr werbt ein paar Dutzend Söldner an, die sich gegenseitig totschlagen und verkrüppeln, brennt einige Felder nieder oder verwüstet ein Dorf. Auf diese Weise tötet ihr hundert und bringt Leid über mehr. Seid weder ihr noch euer Gegner erfolgreich, so wiederholt sich dieses böse Spiel Jahr um Jahr. Ich aber töte einen, und ich vollende damit mein Werk beim ersten Mal!«

Nein, das Lügen belastete Scheijian nicht. Jedoch bedauerte er, daß er am Anfang seiner Bekanntschaft mit Berengar behauptet hatte, aus einem Dorf bei Fasar zu stammen, einer Gegend, über die er keine sonderlich großen Kenntnisse hatte, außer denen, die er

von seinem Freund Raschid und einem Besuch bei dessen Mutter erworben hatte. Damit war diese Lüge nicht sehr geeignet, um die Wahrheit dahinter zu verbergen. Denn es war nicht Scheijians Art, immer nur zu schweigen, wenn Berengar von sich und seinem fernen Zuhause erzählte. Er war kein Eigenbrötler. Also erzählte Scheijian Geschichten, die sich in Tuzak oder in seinem Heimatdorf zugetragen hatten, so als habe er diese Erlebnisse in Fasar oder in Fatimahs Heimatdorf Ras Qis gehabt. Das ging allerdings nur bei wenigen Geschichten reibungslos, denn zu vieles unterscheidet das zwielichtige Fasar von Scheijians besetzter Heimat. In diese Geschichten flocht der Maraskaner andere Geschichten ein, die nicht er erlebt hatte, sondern Raschid oder noch jemand anderes. Selbst Fatimah fand in diesem erfundenen Leben einen Platz als Scheijians Kusine.

Den Grund seiner Anwesenheit in Gareth hatte Scheijian über seine Unternehmungen mit Berengar allerdings nicht vergessen. Zwar hatte er sich noch keine Gedanken über die Ausführung des Mordes gemacht, doch war ihm bewußt, daß die Zeit des Nichtstuns langsam zu Ende ging. Trafen die anderen Verschwörer nicht bald in der Stadt ein, so mußte er in absehbarer Zeit mit der Planung des Attentats auf den Gouverneur beginnen. Die Zeit mit Berengar reute ihn nicht. Sie bereitete ihm eine Freude, die er sich

nicht verwehren wollte, zumal er nicht wußte, ob er nicht selbst schon in wenigen Tagen vor dem Angesicht Borons und Tsas stünde.

Das Leben eines Menschen ist kein feingewebter Wandteppich, wo jeder einzelne Faden Ort, Farbe und Bestimmung hat, sondern ein wirres Knäuel aus beiläufigen Geschichten und vergessenen Zufällen, das allenfalls die Götter entwirren könnten. Scheijian, der seit Tagen an seinem Teppich gewebt hatte, dem Leben Scheijians aus Ras Qis, sollte das lernen.

Berengar hatte ihn zum abendlichen Mahl ins ›Seelander‹, das teuerste und feinste Hotel Gareths, eingeladen.

»Du hast mir nie erzählt, warum ein almadanischer Baron in Gareth lebt?« fragte Scheijian zwischen zwei Speisegängen.

»Gareth ist die Hauptstadt. Sie hat mehr zu bieten als die Provinz. Und wie du weißt, erbte ich von meiner Tante das Haus. Da fällt mir ein, daß ich es dir endlich zeigen muß. Man hat einen wunderbaren Blick auf die Neue Residenz.«

»Wo der Kaiser lebt?«

»Der Reichsbehüter, ja.«

»Ich dachte bisher, daß er im Alten Schloß lebe?«

»Früher einmal. Seit seiner Inthronisation nicht mehr.«

»Nur der Neugierde wegen: Beherbergt er dort auch seine Gäste?«

»Manche ja, manche nein. Das ist recht unterschiedlich. Du darfst nicht vergessen, daß die Residenz sein Heim ist. Man ist nicht nur einfach Gast bei einem Kaiser. Eine Einladung bei Seiner Allerzwölf göttlichsten kommt fast einer Erhebung in einen höheren Stand gleich!« Berengar grinste: »Bilde dir bloß nichts ein, Scheijian. Nur weil du es leid bist, in deiner Absteige zu hausen, werde ich nicht zum Herrscher gehen und um Quartier für dich bitten! Da überschätzt du den Einfluß eines kleinen Barons bei weitem!«

»Welch Unglück!« brummelte Scheijian. »Ich hätte mich mit einem größer gewachsenen Baron anfreunden sollen!« Berengar schmunzelte, denn seine und Scheijians unterschiedliche Körpergröße war seit zwei Tagen ein stehender Scherz zwischen ihnen.

Obwohl ihn die Unterbringung von Brins Gästen brennend interessierte, wechselte Scheijian das Thema: »Wie lange ist es her, daß du in Braast warst?«

»Vier Jahre, fünf Jahre«, antwortete Berengar. »Bevor du weiterfragst: Ich habe einen Vogt eingesetzt, der mir zweimal im Jahr einen Bericht schickt.«

»Zieht es dich nicht manchmal dorthin?«

»Nein«, antwortete Berengar bestimmt, und seine Züge verhärteten sich.

Der nächste Gang wurde gebracht. Ein Page in einer

Uniform, die eines Generalissimus würdig gewesen wäre, legte vor und entfernte sich wieder schweigend. Scheijian lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und beobachtete Berengar. Der Baron säbelte auf seinem Teller herum, als gälte es, eine schwere Arbeit zu verrichten. Die Muskeln um seinen Mund waren angespannt, die Lippen kaum sichtbar, nur dünne Striche.

»Jetzt verstehe ich!« rief Scheijian aus. »Du bist nicht nur wegen der Reize der Hauptstadt hier! Sag, Freund, hast du mir etwas verschwiegen? Sollte es da etwa eine romantische Geschichte gegeben haben, eine Liebste, vor der du geflohen bist?«

Berengar sah von seinem Teller auf und antwortete knapp: »Nein, keine Liebste.« Verletztheit sprach aus seinen Augen. Das hielt Scheijian nicht davon ab, weiter zu bohren.

»Nun sag schon! Wer war sie? Wie war sie? Irgend- ein edles Fräulein oder die Tochter der Müllerin?«

»Ich möchte nicht darüber reden«, beschied ihn Berengar.

»Berengar!« mahnte Scheijian und plapperte weiter: »Wahrscheinlich waren's alle drei: die dicke Müllerin, ihre krummbeinige Tochter und das edle Fräulein mit dem dünnen Hals. Du hast sie allesamt geschwängert und bist deshalb ...«

Unvermittelt stand Berengar auf: »Ich sagte dir, daß ich nicht darüber reden möchte!« Er nahm seinen

Umhang und ging zur Tür. Überrascht blieb Scheijian zurück. Er verstand nicht, in welchen Fettnapf er getreten war. Auch er nahm seinen Umhang und eilte dem Baron hinterher.

Berengar entfernte sich mit weitausholenden Schritten vom ›Seelander‹ und verschwand bereits in der nächsten Straßeneinfahrt. Scheijian schimpfte vor sich hin und rannte dem Gehenden hinterher. Er verlangsamte sein Tempo, nachdem er auf einer glatten Stelle ausgerutscht und gestürzt war. Noch drei weitere Straßen folgte Scheijian Berengar, ab und zu ungeduldig rufend: »Nun bleib doch endlich stehen!« Doch der Baron ging zügig weiter, selbst als Scheijian bereits neben ihm herschritt. Schließlich überholte der Maraskaner den Almadaner und versperrte ihm den Weg: »Was habe ich denn nur getan? Wenn ich etwas Falsches gesagt habe, Berengar, dann verzeih mir, es war nicht meine Absicht!«

»Das hat nichts mit dir zu tun«, gab der Baron zurück.

»Dann wahrscheinlich mit eurer verfluchten Almadanerehre!«

»Nein ... ja ... nein«, antwortete Berengar.

»Dann laß uns das ein für allemal klären!« sprach Scheijian in versöhnlichem Tonfall. »Sage mir, was es ist, und ich werde nie wieder darüber reden!«

»Ich ... nein, ich ...«, sagte Berengar unentschlossen

schwankend. Er brach ab, als zwei Passanten die Gasse herabkamen, und schüttelte nur noch stumm den Kopf. Sein Gesicht hatte er dem Boden zugewandt. Als der erste Passant an ihnen vorübergegangen war, blieb er stehen und drehte sich um.

»Nun, ihr beiden feinen Herrchen!« sagte der nur undeutlich zu erkennende Mann. »Was treibt man denn noch so spät auf der Straße?«

»Verschwinde!« zischte Scheijian.

»Oh, das ist aber unhöflich!« kam es von dem zweiten Passanten, der ebenfalls stehengeblieben war, jedoch vor Berengar und Scheijian. »Bosper, ich glaube, wir müssen dem Bürschchen Benehmen beibringen.«

Unversehens hatte der Kerl eine kleine Keule in der Hand, mit der er in die andere Handfläche schlug. Ein klatschendes, rhythmisches, gar nicht einmal so bedrohliches Geräusch. Berengars Rechte fuhr zu seiner linken Seite und griff ins Leere. Er führte keinen Degen mit sich. Auch Scheijian war unbewaffnet.

»Das müssen wir ganz bestimmt!« pflichtete der andere Halunke bei. »Das kann man nicht durchgehen lassen, daß das Bürschchen einfach harmlose Leute anpöbelt.« Auch er hatte einen Totschläger gezückt.

»Was wollt ihr?« fragte Berengar.

»Nur ein wenig Linderung für unseren verletzten Stolz!« meinte der erste Mann amüsiert. »Gold, wenn ihr das besser versteht.«

»Und wenn ihr das nicht bekommt?« fragte Scheijian an.

»Dann setzt's Beulen! Also, her mit dem Beutel!« verlangte der zweite Mann barsch.

»Laß gut sein, Scheijian«, sagte der Baron und legte seinem Begleiter die Hand auf den Unterarm. »Das ist ihr Abend. Die Dukaten sind es nicht wert, daß sie uns dafür den Garaus machen.«

»Da spricht ja ein Weiser!« spottete der zweite Mann und näherte sich. Was danach geschah, hätte Berengar nicht genau beschreiben können. Plötzlich stieß der nähere Spitzbube ein schnarchendes Geräusch aus und krümmte sich zusammen, während sein Kollege zurücktaumelte, als ihn die Keule, die eben noch in der Hand seines Gefährten gewesen war, mit einem dumpfen Aufprall an der Stirn traf.

»M'sarrar Schazak!« fauchte Scheijian drohend. »Preiset diese Nacht, daß ich guter Stimmung bin! Du da« – er deutete auf den ersten Geschlagenen – »nimm den Kadaver mit!«

Mühsam erhob sich der eine Halsabschneider, ging zusammengekrümmt zu seinem benommenen Gefährten, stützte ihn mit der Schulter und humpelte mit ihm davon.

»Dich wollte ich nicht als Gegner haben«, kam Berengars belegte Stimme aus dem Dunkel.

»Manche Fertigkeiten sind sehr wichtig, wenn man

in Fasar wohnt!« antwortete Scheijian und sammelte die Totschläger auf.

»Wenn man in Fasar wohnt«, wiederholte Berengar. »Ja, vielleicht. Aber ich glaube dir nicht, daß du in Fasar lebst.«

Scheijian verharrte in der Bewegung: »Was ist das für ein Scherz? Ich komme nicht ganz mit, Berengar.«

»M'sarrar Schazak!« antwortete Berengar. »Das habe ich lange nicht mehr gehört.« Der Baron schwieg einen Augenblick. »Finnza lustig umeijiar spotteren?« sprach er auf Maraskani weiter. »Finnza lustig?«

»Ich verspottete dich nicht«, widersprach Scheijian.

»Natürlich nicht. Nur daß du mich immerzu belogen hast, mein Fasarer Freund aus Maraskan.«

»Ich habe dich nicht belogen!« log Scheijian mit Nachdruck. »Ich stamme aus Fasar, meine Eltern allerdings nicht. Sie sind nach dem Tuzaker Aufstand von der Insel geflüchtet.«

»Auch noch Rebellen!« stieß Berengar bitter aus.

Scheijian dachte kurz nach und ging dann zum Gegenangriff über, eine Taktik, die sich oft genug bewährt hatte, wenn er nicht weiterwußte. Er legte wohlbedachte Empörung in seine Stimme: »Man mußte bestimmt kein Rebell sein, um sich vor den Kommandos *eures* Dexter Nemrod zu fürchten! Ich war ein Säugling damals, doch mein Vater erzählte mir von dieser Zeit: Einen halben Mond lang mußte

er sich verborgen halten, nur weil er ein Hausdiener der Akademie von Tuzak war. Wie du vielleicht weißt, hat man sie geschlossen und in einen Pferdestall verwandelt. Die ehrwürdige, magische Akademie von Tuzak, einen Ort der Gelehrsamkeit! Heute ist sie außerhalb der Stadt in einem zerbröselnden Gemäuer, bewacht, als sei sie ein Gefangenenlager! Nur damit du nicht auf falsche Gedanken kommst: Wir haben immer noch Verwandte auf der Insel. Was glaubst du also, macht ein unbedeutender Hausdiener, wenn er eines Tages erfährt, daß das, was bisher achtbar war, keinen Dreck mehr gilt und von *euch* wie ein Verbrechen angesehen wird? Wenn er erlebt, daß täglich ein weiterer Magister zum Verhör geführt wird, von dem mancher dieser hochangesehenen Männer und Frauen nicht mehr zurückkommt? Sage mir das, Berengar, was soll so ein Mann tun? Sage mir, warum auch heute noch Dutzende Lieder der Heimat meiner Eltern von *euch* verboten werden? Lieder, an denen das einzige Schlimme ist, daß sie von einer Zeit erzählen, als Maraskan noch Stolz und Wohlstand besaß und mehr war, als bloß eine Provinz, wo ihr *euer* Erz, *eure* edlen Hölzer und *eure* Gewürze herbekommt. Lieder, deren Verbrechen darin besteht, daß *ihr* nicht wollt, daß jene, die sie singen, sich an ihre Vergangenheit erinnern. Ich mache dir das alles nicht zum Vorwurf, mein lieber Freund. Al-

so klage mich nicht für etwas an, was dir in Almada zustieß und wovon ich nicht einmal weiß!«

Der Magier hatte sich gegen Schluß seiner Rede beinahe in echte Erregung geredet, nun floß Verbitterung in seine Stimme. »Und nun? Soll ich dir jetzt von Fasar erzählen, damit du meine Worte nachprüfen kannst?«

»Verzeih mir mein Mißtrauen«, bat Berengar betreten.

Scheijian wurde mühelos versöhnlich: »Laß uns das vergessen, Freund.«

Schweigend gingen die beiden Männer noch ein Stück nebeneinander her. »Was macht dein Auftrag?« unterbrach Berengar die Stille.

»Die Zinsspindelrechenmaschine?« fragte Scheijian. »Ich werde mich bald mehr darum kümmern müssen! Ich kann nicht ewig in Gareth bleiben.«

»Ich werde dich vermissen«, antwortete Berengar.

Der Baron nahm die halbvolle Karaffe und füllte seinen Becher abermals bis zum Rand. Obwohl Emmeran, sein Leibdiener, ihm seit seiner Rückkehr schon drei weitere Krüge mit Wein gebracht hatte, war Berengar immer noch nicht müde. Unruhig nahm er den ziellosen Gang durch das Gemach mit der dunklen Ledertapete wieder auf. Die Zeit verstrich! Wie die Zeit verstrich! Berengar ging zum Fenster und

öffnete es. Die warme Luft im Zimmer strömte nach draußen und verwandelte sich in milchigen Nebel. Berengar preßte sich in die Fensternische und sah hinaus in die Nacht, wo in einiger Entfernung die hellen Lichter der Residenz leuchteten.

»Pagol!« murmelte Berengar. »Warum mußtest du mir das antun?«



... *im* ...

... drehte die Hand und riß sie ruckartig hoch, wodurch er ihm den ganzen Unterleib aufschlitzte! Lauernd und neugierig sah er in die Augen des Sterbenden und fragte spöttisch: »Du meinst, dein Leid endet nun? Nur wenige Augenblicke noch, dann ist alles vorbei, und du bist unerreichbar für mich?«

Er legte eine kurze Pause ein, als warte er auf eine Antwort des Sterbenden, und gab dann selbst die Antwort: »Welch Irrtum! Das ist erst der Anfang! Nein, du verläßt mich noch nicht! Ich erlaube es dir nicht! Du wirst mir noch geraume Zeit Gesellschaft ...«



Die Gebeinfelder toter Helden

Berengars Kutsche wartete am Eingang des Stadions. Sie war ein einachsiger, offener Zweispänner, ein luf-tiges Gefährt, in dem sich die darin Reisenden zu die-
ser Jahreszeit in dicke Decken hüllen mußten, um Fi-
runs grimmem Atem trotzen zu können. Das Wappen
derer von Braast schmückte ihre Seiten. Scheijian hat-
te Berengar das Stadion als Treffpunkt angegeben, da
– wie er sagte – die Straße, an der seine Herberge lag,
für jedwedes Gefährt viel zu schmal sei. Doch wie so
viele von Scheijians Worten entsprachen auch diese
nicht ganz der Wahrheit, denn der Magier zog es vor,
daß Berengar nicht genau wußte, wo seine Herberge
lag. Den Grund dafür hätte Scheijian auf Anhieb nicht
einmal nennen können, da sein Handeln eine Folge
langjähriger Gewohnheiten war. Im Grunde war es
bedeutungslos, ob Berengar wußte, daß sein Freund
im Haus ›Baldachin‹ wohnte und nicht in dem nichts-
sagenden Quartier namens ›gleich dort hinten‹, selbst
angesichts des wahren Grundes für Scheijians Anwe-
senheit in Gareth. Doch Wissen war Vertrauen, und
Vertrauen war etwas, für das es in Scheijians persön-

lichem Sprachschatz zwei oder drei Dutzend unterschiedliche Wörter gab. Etwas, das vielfältig abgestuft und teilbar, sogar widersprüchlich war. So gab es Arten des Vertrauens, die beinhalteten, daß der Maraskaner dem betreffenden Menschen wohl seine physische Existenz anvertraut hätte, nicht aber das Wissen darüber, was er wirklich war, oder auch nur, woher er kam und wo seine Verwandtschaft lebte.

Nachdem Scheijian seinen Freund begrüßt hatte, stieg er in die Kutsche, hüllte sich in die Decken, und Berengar gab dem Kutscher ein Zeichen. Das Gespann setzte sich in Bewegung, verließ den ummauerten, wohlstandsstromzenden Bezirk des innersten Gareth, durchquerte den breiten, planlos wuchernden Gürtel der Handwerker- und Bauernhäuser, schließlich die Tagelöhner- und Armenviertel mit ihren niedrigen Hütten, bis die Kutsche die Stadt hinter sich zurück gelassen hatte.

Wäre dieser Ausflug nicht schon zwei Tage vorher beschlossen worden, so hätte Berengar ihn lieber an einem anderen Tag unternommen, denn er war unausgeschlafen. Ein säuerliches Brennen plagte seinen Magen, und Kopf und Glieder schmerzten ihm von den Ausschweifungen der vergangenen Nacht, dem Zuviel an Wein und den tief vergraben geglaubten und doch so leicht freizulegenden Erinnerungen.

Berengar war stumm an diesem Tag. Jetzt kam er

sich töricht vor, wegen der Verstimmung des letzten Abends. Warum hatte er nicht einfach klar und bestimmt, wie es sonst seine Art war, gesagt, warum er eine Rückkehr in die ferne Heimat scheute? Warum hatte er nicht einfach mit einem Scherz auf die unwillkommenen Fragen geantwortet, warum hatte er statt dessen den Pfad des verstockten Schweigers eingeschlagen? Warum nur? Rhetorische Fragen, denn Berengar wußte genau, warum: Er war sich vorgekommen wie ein schutzloser Hase auf freiem Feld, auf den der Schatten eines großen Vogels fällt. Töricht! Doch er war kein Hase! Er war der Baron von Braast, Herr über das Schicksal mehrerer tausend Menschen im Yaquirland! Und dennoch ... Berengar bereute, daß er am gestrigen Tag die Vergangenheit nicht erklärt hatte, denn das hätte die Gegenwart leichter gemacht.

Er sah nach links zu seinem Gefährten. Kaum mehr als die Nasenspitze war von ihm zu sehen, den Rest verhüllten die Decken. Auch Scheijian sprach nicht, auch er schien mit irgendwelchen Gedanken beschäftigt, und Berengar wußte nicht, ob sie ähnliche Kreise zogen wie die seinen oder ob sie sich nur mit seinem, Berengars, törichtem Verhalten beschäftigten und es ihm nachtrugen.

Unerwartet wandte sich Scheijian Berengar zu. Sein Gesicht war nicht ernster als sonst und spiegelte we-

der Tadel noch Verstimmung wider. Kein Schatten einer Erinnerung an die gestrige Verstimmung lag darauf. Er ist so jung! dachte der Baron.

»Wie kommt es, daß du in Maraskan warst?« fragte Scheijian unerwartet.

»Ich folgte meinem Herrn dorthin«, erklärte der Baron. »Ich war ein Knappe damals, ich war noch sehr jung.« Sehr jung! – Berengar hätte sich für diese Worte die Zunge abbeißen können. Sehr jung – das war so lange her! Er war nicht mehr jung heutzutage, er war alt. Nein, ich bin nicht alt, dachte der Baron, nur vergleichsweise alt. Alt in dem Sinne: Wie lange ist es her, daß du dort warst, wie lange ist es her, daß du sehr jung warst? Oh, das ist wirklich lange her!

»Wann war das?« stellte Scheijian die erwartete Frage.

»Etwa vor dreißig Jahren«, antwortete Berengar widerstrebend.

»Dann warst du beim Invasionsheer dabei«, schloß sein Begleiter, was nicht die befürchtete, erwartete Bemerkung war.

Der Baron schüttelte den Kopf: »Nein, das war später, ein halbes oder ein ganzes Jahr später. Der Ritter, bei dem ich ursprünglich meine Knappenschaft verbringen sollte, hatte einen Turnierunfall, der ihn zum Krüppel machte. Deshalb sah er sich nicht mehr im Stande, mich das zu lehren, was von ihm erwartet

wurde, und bat meinen Vater, ihn aus dieser Pflicht zu entlassen. Gleichzeitig schlug er ihm einen seiner Freunde als neuen Lehrer für mich vor. So war das.«

»Also verbrachtest du auf Maraskan deine Knappenzeit?«

»Nur ein paar Monde. Genug, um zu lernen, daß dieses Land nicht für mich bestimmt war. Ich erinne-
re mich nur schwach daran. Vor allem an die uner-
trägliche Hitze und das viele Geziefer. Meinem Ritter
war es nämlich in den Sinn gekommen, einer Queste
ins Landesinnere zu folgen, du weißt, dorthin, wo der
Urwald wuchert. Eine anmaßende Verblendung, die
drei unserer Begleiter das Leben kostete. Noch dazu
auf scheußlichste Art! Besonders das Ende einer der
beiden Frauen ist mir immer noch in Erinnerung. Sie
war eine Kriegerin und hatte den Ruhm gesucht,
doch was sie fand, war der Tod durch ein Grillentier.
Es hatte sie gebissen, und der Biß war zu einem stin-
kenden Geschwür geworden, in dem sich die Maden
tummelten. Was für ein schmähliches Ende!«

»Das sind kein Grillen«, warf Scheijian ein. »Ver-
mutlich war's ein Djuk-Käfer. Meine Mutter erzählte
mir einmal davon.«

Berengar zuckte mit den Schultern: »Mag sein. Dann
eben ein Djuk-Käfer. Er hatte sich nicht vorgestellt.«

»Und diese Queste ...«, hakte Scheijian nach, an den
ursprünglichen Faden der Geschichte erinnernd.

»Ein nutzloses Unterfangen, wie gesagt. Ich wünschte nur, der edle Herr von Halbleth hätte das früher eingesehen.«

Scheijian horchte auf: »Halbleth?«

Berengar nickte: »Parinor von Halbleth. Sagt dir der Name etwas?«

Scheijian verzog keine Miene, als er den Namen des Gouverneurs hörte, und schüttelte den Kopf: »Nein, ich muß den Namen irgendwo aufgeschnappt haben.«

»Leicht möglich«, bestätigte Berengar. »Ich glaube, er lebt immer noch in Maraskan.«

»Das klingt nicht gerade, als sei dir dieser von Halbleth sonderlich lieb«, bemerkte Scheijian leichthin. »Ist er kein Freund von dir?«

»Bewahre!« rief Berengar aus. »Er war ein sehr ungerechter Mensch mit einer kleinen Seele! Mein Vater entband ihn nach nicht einmal einem Jahr von seiner Pflicht. Um Haaresbreite hätte er ihn sogar auf Leben und Tod gefordert! Das will mehr heißen, als du dir vorzustellen vermagst, da mein Vater eine einmal getroffene Entscheidung niemals umstieß! Hart wie Ingerimm, gerecht wie Praios, pflegte er zu sagen. Und so hielt er es auch: Sein Gerechtigkeitsgefühl kannte keine Vergebung, nur Freispruch oder Strafe. Wie auch immer, ich verließ Parinor und wurde der Knappe einer Ritterin in den Nordmarken. Halt an, Gero!«

Der Kutscher brachte die Pferde zum Stehen. Links der Kutsche erstreckte sich eine weiße, freie Landschaft mit nur wenigen Bäumen und spärlichem Buschwerk. Das Gelände war fast plan, unterbrochen von gelegentlichen, wie Finger aufragenden Gebilden und wahllos herumstehenden Säulen. Was die kleineren Gebilde waren, war wegen des bedeckenden Schnees nicht auszumachen. Rechter Hand, kaum eine Meile entfernt, zog sich ein langer Waldrand hin.

»Laß uns ein wenig Spazierengehen!« schlug der Baron vor und stieg aus dem Gefährt. Scheijian folgte ihm durch den kniehohen Schnee. Bei der ersten der fingerartigen Erhebungen hielt er an und wischte den Schnee ab. Eine Steintafel mit einer Inschrift, einem eingemeißelten zerbrochenen Rad, sowie Schutzzeichen gegen böse Geister kamen darunter zum Vorschein – eine Gedenktafel für jemanden, der hier den Tod gefunden hatte. Das gleiche Bild bot sich Scheijians Auge bei dem nächsten Gebilde. »Wo sind wir hier, Berengar?« fragte der Maraskaner. »Auf einem Boronsanger?«

»Wäre dir das unangenehm?«

»Nein«, entgegnete Scheijian. »Die Toten machen mir keine Angst, die nicht. Nun sprich!«

»Die Silkwiesen«, erklärte Berengar. »Ein bedeutsamer Ort in den letzten Jahren. Einige Scharmützel während der Revolte gegen den Usurpator Answin

Rabenmund fanden hier statt, außerdem die Orkenschlacht. Deswegen die Stelen. Manche davon sind nur Gedenksteine, aber andere behüten wirklich die Toten. Tausende sind hier gestorben. Obwohl es eigentlich ein blutiger Ort ist, komme ich oft hierher. Diese Stätte gibt mir ein Gefühl von Frieden, aber auch von Zuversicht und Stärke, denn zweimal wurde hier einer schlimmen Bedrohung Widerstand geleistet, genauer gesagt sogar dreimal.« Berengar deutete auf den Wald: »Dort drüben ist nämlich die Dämonenbrache. Du erinnerst dich, ich erzählte dir davon, als wir vor der Säule auf dem Platz von Brig-Lo standen und du wissen wolltest, wo die erste Dämonenschlacht stattfand.«

Scheijian blickte zum Wald hinüber. Er lag schneedeckt und still, sah aus wie jeder andere winterliche Wald.

»Komm mit!« befahl Berengar, der bereits einige Schritte weitergegangen war. Er blieb vor einem vier Schritt hohen Obelisken aus grünem Marmor stehen, der reich verziert war, ohne überladen zu wirken. Auch hierauf stand der Name einer Gefallenen, darunter die Namen zahlreicher Barone und Edlen, die die Verstorbene rühmten oder betrauerten. Ganz unten hatte sich der Steinmetz verewigt, ein Meister Glumpeco aus Schrotenstein. Scheijian suchte und fand auch Berengars Namen.

»Offenbar war sie eine bedeutende Persönlichkeit?« gab Scheijian unverfänglich von sich.

»Nicht einmal«, erklärte Berengar. »Die Baronin von Valpokrug starb zwar, als sie dem Reichsbehüter während der Schlacht zu Hilfe eilte, aber auch viele andere Tapfere starben an diesem Tag. Nein, vor allem hatte unsere mutige Dythlinde rührige Freunde, die nach ihrem Tod eine almadanische Märtyrerin für das Reich aus ihr machten. Eine Zeitlang mochte man fast glauben, die Valpokrugerin und die Heilige Thalionmel seien aus demselben Schoß geboren worden! Doch das war zum Teil auch Politik.« Berengar hielt inne und lächelte: »Vigo, einer meiner Freunde, erzählte mir, daß sie in Punin nach wie vor ein Theaterstück aufführen, aus dem man den Eindruck gewinnen könnte, die Orkenschlacht sei vor allem eine Sache zwischen den Schwarzpelzen und den Almadanern gewesen. Fünf oder sechs Mal soll man Brin ausrufen hören: Wo bleiben meine furchtlosen Almadaner? Im letzten Augenblick kommt der almadanische Haufen dann und macht den Orkentroß nieder, so wie's auch wirklich geschehen ist. Aber man mag doch arg bezweifeln, daß die Orken beim Anblick unseres streitbaren Heeres auf die Knie fielen und voller Verzweiflung ihre finsternen Götter um Hilfe anflehten, noch dazu in Liebfelder Mundart!«

Der Baron verstummte und sah Scheijian erwar-

tungsvoll an. Als sein Begleiter nicht reagierte, wie er es erwartet hatte, erklärte Berengar: »Die Liebfelder sind eine ständige Bedrohung für uns Almadaner. Deshalb blieben auch viele von uns zu Hause, anstatt hier zu streiten, da wir nicht wußten, ob das intrigan- te Vinsaltzer Geschmeiß die Gunst der Stunde nutzt und über Almada herfällt, während wir vor Gareth fechten!«

Urplötzlich ballte der Baron seine kleine Faust und schüttelte sie drohend nach Südwesten: »Verdammtes Geschmeiß!« Er ließ die Faust wieder sinken, deutete auf den Obelisken und sagte stolz: »Sag, ist er nicht einer Fürstin würdig? Sollte ich selbst einmal sterben, so könnte ich mir keinen schöneren Ort für mein Grab wünschen, als gleich hier in der Nähe!«

Als die beiden Männer weitergingen, verwandelte sich Berengars eben noch sprudelnder Redefluß bald in ein dünnes Rinnsal und versiegte schließlich ganz. Schweigend stapften die beiden Männer nebeneinander her. Während Berengar sich den Kopf über ein anderes Gesprächsthema zerbrach, lenkte Scheijian ihre Schritte zum Waldrand hin. Es begann wieder zu schneien, kleine dünne Flöckchen, die alsbald dicker wurden.

»Wir sollten unsere Richtung ändern«, unterbrach Berengar die Stille.

»Nur noch ein Stück«, antwortete Scheijian. »Schon

zum zweiten Mal hast du mir von dieser Stätte erzählt, und da wir gerade hier sind ... Du hast mich neugierig gemacht, mein Freund.«

Der Baron faßte seinen Begleiter am Arm und sah ihn ernst an: »Das war nicht nur einfach so dahergeredet von mir, Scheijian! Dieser Wald ist verflucht. Hier wurden Dämonen zuhauf beschworen. Das Land leidet immer noch darunter, auch wenn seit damals weit mehr als tausend Jahre vergangen sind.«

Der Magier sah seinen Begleiter spöttisch an: »Warst du jemals in dem Wald?«

»Behüte!« rief Berengar erschrocken aus. Er zögerte: »Aber wenn dir soviel daran liegt ... Doch wir werden diesen Forst keinesfalls betreten!«

Etwa zwanzig Schritt vom Waldesrand entfernt blieb Berengar stehen, nur sein Gefährte ging noch einige Schritte weiter. Jetzt, aus der Nähe, sah der Wald nicht mehr aus wie jeder andere. Kein Strauch, kein Baum war zu sehen, der ebenmäßig gewachsen wäre. Die nackten Stämme und Zweige waren auf groteske Art verdreht, sahen so krank aus, als könnte auf ihnen nie wieder Grün sprießen. Viele von ihnen trugen Dornen. Doch es war kein lichter Wald, denn trotz des fehlenden Laubs war es kaum möglich, mehr als zwei oder drei Schritt zwischen den schwarzen Krüppelstämmen in ihn hineinzusehen. Er war abweisend, unzugänglich und still. Auf eine beklemmende Art still, die den Ein-

druck vermittelte, als sauge der Wald jedes Geräusch um sich in ein tiefes, unergründliches Loch hinein. So stark war dieser Eindruck, daß Scheijian den Zwang in sich verspürte, laut in den Wald hineinzurufen, um zu prüfen, ob er seine eigene Stimme noch vernehmen könne. Er tat es nicht, denn gleichzeitig mit diesem schier unerträglichen Bedürfnis nach Geräuschen meldete sich eine andere Stimme in ihm: Rufe nicht in diesen Wald hinein, denn wer weiß, wer dir antwortet?

Scheijian wandte sich fröstelnd ab und sah zu Berengar hinüber, der ihn offenbar die ganze Zeit über beobachtet hatte. Jetzt, da sich ihre Blicke trafen, schien Berengar irgend etwas daran peinlich zu sein, weshalb er auf seine übliche Art die Augen weit aufriß. Doch nicht nur der gewohnte Anschein von Erstaunen lag in seinem Blick, sondern auch eine Spur von Ertapptsein. Der Maraskaner ging zu dem Baron. »Du hast recht«, sagte er. »Dieser Wald hat tatsächlich etwas Unheimliches und Widerwärtiges. Laß uns gehen, mir wird kalt.«

Abermals trotteten beide wortlos nebeneinander her. Einer plötzlichen Eingebung folgend, blieb Scheijian stehen und sagte: »Plagt dich etwas, Freund?« Auch Berengar hielt inne. Mit einemmal trat ein entschlossener Ausdruck auf sein Gesicht. Rasch nahm der Baron Scheijians behandschuhte Hände in die seinen und sagte: »Ich liebe dich!«

Scheijian lächelte: »Ich dich auch, Bruder.«

»Nicht wie einen Bruder!« berichtigte ihn Berengar.

Scheijian sah dem kleineren Mann in die Augen und sagte nach einer Weile: »Ich ahnte es. Aber das ist kein Weg, auf dem ich dich begleiten kann, Berengar. Schwester Rahja hat schon vor langer Zeit bestimmt, welchem Geschlecht mein Herz sich zuneigt.«

»Bist du dir darin so sicher?« fragte ihn Berengar eindringlich. »Spürtest du denn nicht, daß uns etwas verband von Anfang an? Woher willst du wissen, was dir die Göttin bestimmte, wenn du nie einen Mann geliebt hast?«

»Das wiederum kannst du nicht wissen, Berengar!« tadelte ihn Scheijian. »Doch du hast recht. Jedoch entstamme ich einer sehr gläubigen Familie. Wie du dich aus deiner Zeit auf Maraskan erinnern magst, sind unsere Götter gleichzeitig männlich *und* weiblich. Für ein Kind ist das ein arges Rätsel. Vielleicht beschäftigen wir uns deshalb in sehr viel jüngeren Jahren als ihr Mittelreicher damit herauszufinden, welcher Weg für uns vorgesehen wurde. Und glaube mir, ich habe sehr lange darüber nachgedacht.«

Wäre es Berengar nicht so schwer ums Herz geworden, so hätte ihn Scheijians letzter Satz womöglich zum Lachen gebracht, denn der Tonfall, den der Maraskaner eingeschlagen hatte, ließ jahrelanges grüblerisches Selbststudium vermuten.

»Wie lange ist das her?« beharrte der Baron. Scheijian lächelte ertappt: »Bald zwanzig Jahre. Doch du brauchst mir deswegen jetzt nicht vorzurechnen, daß ich damals noch ein Kind war und noch nicht wußte, wovon überhaupt die Rede war. Es ist so, wie es ist. Ich kann dir auch nicht sagen, warum Rur die Welt so geschaffen hat, daß diejenigen, die wir lieben, uns nicht stets ebenso lieben, oder auf die Art, die wir uns wünschen. Ich habe eine gute Freundin. Vor gar nicht so vielen Jahren ...«

Plötzlicher Groll und Eifersucht stiegen in Berengar auf. Er wollte keine Geschichten über Scheijians Freundinnen hören! »Was soll ich jetzt tun?« fragte der Baron unglücklich.

Scheijian schüttelte den Kopf, wandte sich abrupt ab, ging einige Schritte, bückte sich und hob etwas auf. Ein einzelner Stiefel war es, der fast ganz vom Schnee bedeckt gewesen war. Er war plattgedrückt und hartgefroren, Zahnspuren eines Tieres, vielleicht eines Hundes oder Dachses, waren zu erkennen. Das Leder des Schuhs hatte dunkle Flecken wie von altem Blut. Berengar trat hinzu: »Ich sagte dir doch, hier sind viele gestorben. Wahrscheinlich ein Überbleibsel der Orkenschlacht. Boron sei seinem einstigen Besitzer gnädig!«

Scheijian blickte ein letztes Mal auf den Stiefel. Etwas an dem gefrorenen Stück Leder kam ihm vag

vertraut vor. »Wahrscheinlich habe ich beim Schuster ein ebensolches Paar gesehen!« redete er sich ein und schleuderte den Stiefel zum Waldrand hin.

Der Kutscher Gero war hocherfreut, als sein Herr mit seinem Begleiter zurückkam, denn der Schnee fiel inzwischen so dicht, daß man kaum weiter als zehn Schritt sehen konnte. Auf der Rückfahrt hielt Berengar Scheijians Hand, dieses unförmig verhüllte Etwas, das nur durch gelegentliche Bewegungen der Finger verriet, daß es etwas Lebendiges war. Dennoch bedeutete dieses wenige von dem, was Berengar ersehnte, ungeheuer viel für ihn.

Die Kutsche hatte schon fast die Stadtmauern erreicht, als Scheijian Gero energisch zu halten gebot. Er sah zu Berengar und erklärte knapp: »Eben fiel mir etwas ein, das ich völlig vergaß! Entschuldige, doch ich habe es eilig!« Und schon hatte er die Kutsche verlassen und entfernte sich zielstrebig. Berengar war viel zu überrascht, um gleich reagieren zu können. »Sehe ich dich wieder?« rief er dem Scheidenden hinterher. Der drehte sich kurz um, sagte: »Bestimmt, ich weiß ja, wo ich dich finden kann!« und ging weiter, geradewegs auf das Stadttor zu, den Weg, den auch die Kutsche genommen hätte.

Berengar sah ihm nach. Das war kein Abschied, das war Flucht! dachte er, während Schmerz und

Leid so heftig in ihm aufwallten, daß er sich aus schierem Unglücklichsein hätte übergeben können! Nun war auch dieser Weg an seinem Ende angelangt! Berengar blickte auf den gleichmäßig fallenden Schnee, dieses Spiegelbild seines Innern. Oh, ihr Götter! dachte Berengar. Was habe ich euch nur getan? Wie lange soll dieser furchtbare Winter in meinem Herzen noch andauern? Oh, Rahja, womit habe ich dich beleidigt, daß du mir niemals vergibst?



... *im* ...

... ging vom Weg ab und nahm die Abkürzung über das Geröll der zerstörten Häuser, Andenken an die Orken. Sie bereute es schon nach wenigen Schritten. Diese makellose Schneedecke vermittelte eine nichtvorhandene Sicherheit. Sie verbarg die verkohlten Balken, über die man stürzen konnte, ebenso wie Löcher dazwischen, in die man hineintreten und sich den Fuß aufschrammen und verstauchen konnte oder gar das Bein brechen. Doch da sie den Weg nun einmal eingeschlagen hatte, ging die Frau weiter, denn sie war müde vom Biere und gedachte sich heute früh schlafen zu legen, auch wenn der Abend gerade erst angebrochen war. Ein Husteln ließ sie aufhören. Sie wandte sich um und sah – nicht sehr deutlich wegen der nach wie vor dicht tanzenden Schneeflocken – einen Mann, der ebenfalls diese Abkürzung gewählt hatte. Die Frau lächelte. Sie hatte trotz allem nichts gegen Gesellschaft einzuwenden für diesen Abend und die sich anschließende kalte Nacht. »Holla Hübscher!« rief sie kokettierend. Der Mann kam näher. Er war älter, als sie nach seinen Bewegungen vermutet hatte, aber vielleicht entstand der Eindruck auch nur durch seinen Bart. Doch spielte das eine Rolle? Er war da, er war greifbar. Plötzlich stutzte sie und fuhr sich über Stirn und Haare, als könne sie damit die Beschwippstheit wegwischen. »Dich kenne ich doch irgendwoher?« sagte sie.

»Nicht so gut, daß wir uns nicht näher kennenlernen könnten!« antwortete der Mann. Die Frau gab ein merkerndes Lachen von sich, das plötzlich abbrach. »Jetzt weiß ich, wer du bist!« erinnerte sie sich. »Du warst doch einer von diesen Kerlen, die vor drei Tagen ...« Sie verstummte, denn ein beklemmendes Gefühl stieg in ihr auf. Sie trat einen Schritt zurück. »Ich glaube nicht, daß ich dich noch besser kennenlernen will!«

»Aber ich wünsche das!« antwortete der Mann. »Und ich werde dich auch kennenlernen. Sogar sehr gut.«

Maras Blick fiel auf den fast kinderkopfgroßen Backstein in seiner ...



Aus dem fruchtbaren Schoß furchtbarer Wälder

Nachdem Scheijian voller Ungeduld die wie ein unveränderbares Ritual anmutenden Fragen der Stadtwachen beantwortet hatte, durfte er das Tor durchqueren. Eilig schritt er aus und wurde auch nicht langsamer, als er die kleine Gruppe einholte, die kurz vor ihm das Stadttor durchquert hatte. Man sah den vier Leuten in ihren mit Schneeflocken bedeckten Gewändern an, daß sie keine Einheimischen waren, denn dafür blieben sie zu oft stehen, um sich umzublicken. Als Scheijian an ihnen vorbeieilte, sprach er – gut hörbar, aber so, als brabbelte er eben doch nur mit sich selbst – in dem eigenartigen Gemenge aus Garethi und Tulamidya, das seine Muttersprache war: »Ihr kennt mich nicht! Folgt mir!«

Er führte die Gruppe von der Einfallstraße weg in die weniger übersichtlichen Nebensträßchen und blieb stehen.

»Ich hätte nicht gedacht, dich noch einmal in diesem Leben wiederzusehen!« begrüßte ihn Elgoran mit freudigem Lachen, das nach einem Augenblick inne-

ren Zwiespalts wieder von seinem Gesicht verschwand, als dem Roaber einfiel, daß diese Herzlichkeit gegenüber einem der Mitwisser der Ermordung seines Hauptmanns Feruderan nicht ganz angebracht war.

»In der Tat, da habt Ihr wohl recht, Bruder«, stimmte Garamold zu, wobei offene Neugier aus den Augen des Hageren sprach. Wie mochte der Meuchler es geschafft haben, ganz alleine von Maraskan wegzukommen und auch noch vor ihnen in Gareth zu sein? fragte er sich.

»Das muß Euch nicht wirklich wundern. Meint Ihr nicht?« gab Scheijan den beiden mit leichtem Spott als Antwort. »Aber müssen wir das unbedingt hier besprechen?«

»Stell dir vor, die wollten tatsächlich wissen, ob wir Waffen dabeihaben!« erzählte Alrech erheitert. »Grad so, als würden wir's ihnen verraten, wenn wir welche versteckt hätten, diese Shazakim! Und das Beste daran ist, daß sie's nicht einmal nachgeprüft haben! Wir konnten einfach so durch das Stadttor gehen. Stell dir das vor, Bruder, stell dir das vor! Also in Jergan gäb's das nicht! Wir und Waffen!« Der Junge zwinkerte verschwörerisch.

»Halt endlich den Mund, Alrech!« unterbrach ihn Sumujida scharf. »Hier ist bestimmt nicht der richtige Ort für solches Geschwafel!«

Alrech sah sie kurz an wie ein getretener Hund und entblößte dann die Zähne zu einem frechen Lachen. Offenbar hatte ihm Sumujida nicht zum ersten Mal in den vergangenen Tagen den Mund verboten.

»Ihr benötigt zunächst eine Unterkunft«, stellte Scheijian fest.

»Die haben wir«, erklärte Garamold. »Ein Bruder lebt hier. Er weiß zwar nichts von unserer Ankunft, steht aber tief in der Schuld meines Hauptmanns Mujiabor. Er wird uns Quartier gewähren.«

»Und wo soll das sein?« erkundigte sich Scheijian.

»Meilersgrund nennt sich das Viertel«, antwortete Garamold. »Weißt du, wo das ist?«

»Ungefähr. Doch ich werde vorsichtshalber jemanden fragen.«

Nachdem Scheijian den Weg nach Meilersgrund, das im Osten lag, außerhalb der Stadtmauern, in Erfahrung gebracht hatte, führte er seine Mitverschwörer dorthin, ohne mehr als einmal vom beschriebenen Weg abzukommen, denn mittlerweile kannte er sich dank Berengars einigermaßen in Gareth aus, und die Plätze, an denen er mit dem Baron gewesen war, gaben gute Wegweiser ab. Hin und wieder hielt er an und erklärte seinen Gefährten kundig, was dieses Bauwerk oder jener Platz war, an dem sie gerade vorbeikamen. Er tat das, um die Einsilbigkeit aufzubrechen, in die die anderen verfallen waren, außer-

dem weil er schon früh während seiner Ausbildung gelernt hatte, daß es nie schaden konnte, den Nimbus der Allwissenheit der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas zu nähren, selbst wenn es um Dinge ging, die man selbst erst Tage zuvor erfahren hatte.

So gingen sie dahin, Scheijian monologisierend, Garamold mit starrem Gesicht und zusammengekniffenen Lippen, Elgoran ständig finsterer blickend und Sumujida so, als nehme sie überhaupt nicht wahr, wo sie einherging. Nur der junge Alrech gab ab und zu einen überraschten Laut von sich. Er war es dann auch, der ausdrückte, was allen im Kopf herumging: »Das ist alles so riesig! Wie kann man hier nur leben?«

Meilersgrund erwies sich nicht eben als Schatzkämmerchen Gareths, sondern als wüstes Durcheinander von Häusern, um deren Erhalt sich seit der Almadaner Dynastie der Eslamiden niemand mehr sonderlich gekümmert hatte, und großen, nicht annähernd so alten Klötzen mit zahlreichen Eingängen. Vier, fünf Stockwerke waren sie hoch, viel zu wuchtig für die engen, schnurgeraden Gäßchen, an denen sie standen und durch die der Wind pfiff, ungebremst von auch nur einem einzigen Baum.

»Und nun?« fragte Scheijian, dem die Gegend ebenfalls unbekannt war.

»Er heißt Jaltek und war mal Schreiner«, erklärte Garamold unsicher.

Scheijian sah ihn zweifelnd an: »Das ist alles, was du über ihn weißt?«

Garamold hob ratlos die Hände und wiederholte: »Er heißt Jaltek, ist Schreiner und wohnt in Meilersgrund. Das ist das, was mir mein Hauptmann gesagt hat. Außerdem noch, daß er uns helfen wird.«

Also mußten sie sich den weiteren Weg erfragen. Erst beim sechsten Mal hatten sie Erfolg. Die Befragte war ein Mädchen, fünf oder sechs Jahre alt, das vor sich hinrällernd mit einer Milchkanne unterwegs war. Trotz der Witterung trug sie nur ein dünnes Kleidchen. Als die Maraskaner es ansprachen, starrte das Kind sie groß und angstvoll an. Bevor einer der anderen eine Frage stellen konnte, sprach Alrech: »Sag, Kleine, frierst du eigentlich nicht?«

»Doch«, sagte das Mädchen.

»Höre, Kind!« ergriff nun Scheijian das Wort. »Weißt du von einem Schreiner namens Jaltek, der hier wohnen soll?« Die Kleine schüttelte stumm den Kopf.

»Peckert heißt seine Familie«, fiel Garamold unvermittelt ein, »Peckert.«

Statt einer Antwort deutete das Mädchen lediglich die Straße hinab auf ein Haus, vor dem ein paar Halbwüchsige einen Schneemann bauten. Dann rannte es weg.

Sie gingen weiter. »Sie muß sich zu Tode frieren!« meinte Alrech, selbst fröstelnd, und Garamold ver-

teidigte sich: »Ich hatte es vergessen. Als Mujiabor zu Hause von einem Schreiner namens Jaltek sprach, dachte ich, das sei nicht so wichtig, wie er sonst noch hieße, da er ja sowieso keine Familie hat.«

»Keine? Seid Ihr Euch darin sicher?« gab Scheijian leicht gereizt zurück.

»Nun ja, vielleicht hat er ja mittlerweile eine Frau und Kinder. Das ist immerhin einige Jahre her, daß er mit Mujiabor zu tun hatte. Doch zu der Zeit hatte er keine Verwandten. Ich dachte, meine Angaben würden reichen: ein Jaltek, der einmal Schreiner war. Daheim hätte das gereicht. Zumal er ja keine Verwandtschaft hat.«

»Ja«, pflichtete Scheijian bitter bei. »Selbst in Tuzak hätte das völlig ausgereicht.«

Das fragliche Haus hatte zur Straße hin eine Länge von etwa dreißig Schritt, alle fünf Schritt führte ein Eingang hinein. Sumujida sprach einen der Jungen bei dem Schneemann an: »Sag, ist das das Haus des Schreiners Jaltek, auch Peckert genannt?«

Der Junge sah von seiner Tätigkeit auf, feixte und fragte einen seiner Freunde: »He, Anselm, is das das Haus vom reichen Herrn Jaltek Peckert?« Sein Freund grinste zurück, sagte aber nichts.

»Vielleicht isses das ja, vielleicht ja auch nicht«, erklärte der Bursche. »Doch sach mal, Schätzchen ...« Er machte eine sehr anzügliche Bemerkung.

Sumujida verpaßte ihm eine Backpfeife, die den Jungen in den Schnee warf. »Dann frag doch selbst, blöde Ziege!« grollte er, am Boden liegend.

Die Brünette ging auf ihn zu: »Paß auf, Schazak ...«

Elgoran ergriff ihren Arm: »Er ist nur ein Junge, ein dummer Junge, nicht einmal so alt wie Alrech!«

Der Genannte bedachte Elgoran mit einem wütenden Blick. Auch wenn er nur wenig älter als der am Boden Liegende war, so trennten ihn – seiner Ansicht nach – Welten von ihm. Er, Alrech, hatte bewiesen, daß er ein furchtloser Kämpfer Maraskans war, und wollte gefälligst auch so behandelt werden. Statt dessen warf man ihm fortwährend seine Jugend vor!

Der Bursche hatte sich mittlerweile vom Boden aufgerappelt und räumte mit seinen Freunden das Feld. Als die Jugendlichen weit genug weg waren, so daß allenfalls ein flinker Elf sie noch hätte einholen können, schrien sie Beschimpfungen zu den fünf Maraskanern hinüber, was sie – als niemand darauf einging – rasch aufgaben. »Bravo«, sagte Scheijian zu Sumujida. »Das war bestimmt überlegt und weise gehandelt.«

»Soll ich mich etwa von der kleinen Ratte ...?« schnauzte die Rebellin zurück.

»Es gibt Ziele, und es gibt Ziele«, antwortete ihr Mitverschwörer hintergründig, ging zu einem der Eingänge und klopfte. Als niemand öffnete, drückte er die Tür auf. Sie führte auf einen langen Flur, der an

einer Treppe endete und von dem mehrere Türen abgingen. Vor einer stand eine grauhaarige Frau mit Dutt, die einen Armvoll Holzscheite trug.

»Ist das das Haus des Jaltek Peckert?« sprach Scheijan sie an. Die Grauhaarige lachte: »Das wär was! Wenn jedem, der hier wohnt, gleich das Haus gehören wollte, das wär ein Durcheinander! Was wollte er denn von dem Peckert?«

»Wir sind Freunde von ihm«, erklärte Garamold, der ebenso wie die anderen drei in das Haus nachgekommen war.

»Freunde?« sagte die Frau. »Gute Freunde? Er schuldet mir noch drei Heller!«

»Wohnte er jetzt hier oder nicht, Schw... äh ... Frau!« grummelte Elgoran, der als letzter das Haus betreten hatte und hinter seinen Gefährten stand.

Die Frau sah auf den breitschultrigen Roaber. Hätte ein Kalekkenaffenmännchen das Haus betreten, so hätte sie wohl kaum anders dreingeschaut.

»Kanner ja wohl nich«, antwortete sie Elgoran. »Wenn ihr seine Freunde seid, dann hättet ihr halt früher kommen müssen. Tot isser, abgestochen haben sie ihn. Richtig scheußlich! Wundern tut's mich ja nich bei dem Umgang, den er hatte.«

»Er ist tot?« fragte Garamold überrascht.

»Sach ich doch! Tot, verreckt, beim Herrn Boron gnädig! Wie tätst du das wohl nennen?«

Garamold warf einen raschen Seitenblick zu Scheijan. »Und seine Frau? Hat er vielleicht eine Frau gehabt?«

»Hatter. Aber die hat ihn ja mit den Kinnern sitzen lassen!« antwortete die Frau nahezu fröhlich. Eine Tür öffnete sich, aus der eine weitere Frau den Kopf streckte. Sie war um etliches älter als die erste. Ihre Haut war gelb und runzlig.

»Sie ist nicht abgehauen, sondern an der Keuche gestorben, altes Schandmaul!« sagte sie.

»Aber wenn sie noch gekonnt hätte, dann wärses!« giftete die erste Frau zurück und verschwand türeschlagend.

»Und die Kinder, von denen sie sprach?« fragte Sumujida die Runzlige. Eine große Eindringlichkeit lag in ihrer Stimme.

»Die sind im Perainehaus. Da bleiben sie wohl für den Winter, danach sind sie den Zwölfen befohlen!« erklärte die Alte.

»Und niemand will sie bei sich aufnehmen?« mischte sich Elgoran entrüstet ein. Die Frau sah ihnverständnislos an. »Sie sind nicht meine Kinder!« verteidigte sie sich, als habe man sie einer Nachlässigkeit beschuldigt.

»Was ist aus seiner Wohnung geworden?« erkundigte sich Scheijan beiläufig.

»Da wohnt schon wieder jemand anderes. Du

glaubst doch nicht, daß die Frau Bornizech sich auch nur einen Heller entgehen läßt? Gleich am nächsten Tag hat ihr Verwalter, der alte Schmierlapp, neue gebracht! Was denkst du denn?«

Die Fünf verließen das Haus. »Niemand kümmert sich um sie? Sie geben die Bälger einfach ins Siechenhaus, und damit ist alles getan?« wiederholte Elgoran kopfschüttelnd ein ums andere Mal. »Bei der Schönheit der Welt, ich habe selbst sechs Kinder ...«

»Hier ist es nicht wie zu Hause«, schnitt ihm Sumujida das Wort ab.

»Das sehe ich«, entgegnete der Roaber grimmig. »Ich weiß, bei dir ist das etwas anderes. Doch ich hätte mich nie auf diese Sache hier eingelassen, wenn ich wüßte, daß sich niemand um die Meinen kümmern wird, sollte etwas schiefgehen. Niemand! ... Schwester.«

Ziellos schritten die Maraskaner die Häuser entlang. Plötzlich sagte Alrech: »Auf dem Schiff sagten sie, daß es hier schneit. Ich dachte damals, daß wir vielleicht morgens, wenn es noch sehr früh ist, etwas von dem Schnee sähen, bevor er wegtaut. Kalt sei es hier, sagten sie, und das war bestimmt nicht gelogen. Und dann noch, daß Gareth eine große Stadt sei. Doch ich habe mir diese Stadt nie so groß vorgestellt!« Er schüttelte den Kopf, als gelte es, ein

Traumgebilde abzuschütteln. Unwillkürlich taten es ihm die anderen Rebellen gleich.

So standen also die vier Rebellen und der Mörder an diesem frühen Abend im Hesindemond auf der Straße eines trostlosen Vorortes von Gareth. Die Sonne war schon einige Zeit untergegangen, und noch immer fiel Schnee. Scheijian sah in die Gesichter seiner frierenden Gefährten, in denen Niedergeschlagenheit und eine nicht nur körperliche Müdigkeit lag.

Er verstand, was in ihnen vorging: Sie hatten einen erheblichen Teil ihres Lebens in den wenig zugänglichen Wäldern Maraskans verbracht. Sie hatten dort überlebt, trotz der Pflanzen und trotz der Tiere, ungezählte Tage lang, von denen die meisten Garether gerade einen einzigen Tag überlebt hätten, und dabei noch einen Krieg geführt gegen den übermächtigen Feind, der ihnen ihr Land geraubt hatte. Dann hatten sie beschlossen, die feindlichen, aber vertrauten Wälder ihrer Heimat zu verlassen, um einen Streich gegen eben diesen Feind zu führen, mitten im Herzen seines Reiches. Nun waren sie in der Hauptstadt ihres Feindes. Sie war größer als jede Stadt, die sie kannten, größer als alle Städte zusammen, die sie je gesehen hatten, und wurde bewohnt von mehr Menschen als ihre gesamte ferne Heimat. Und dennoch war Gareth nur eine einzige Stadt dieses verhaßten Kaiserreiches!

Somit hatten die Rebellen in der kurzen Zeit, die sie

bisher in Gareth verbracht hatten, erkannt, was ihren Feind wirklich ausmachte: nicht die gutbewaffneten Besatzungssoldaten in ihrer Heimat, die froh waren, wenn man sie in Ruhe ließ, auch nicht die brutale Rücksichtslosigkeit der Krieger des Tempelordens, sondern seine schiere, erdrückende Größe. Gegen diesen Feind, der noch zwanzig oder hundertmal mächtiger war, als sie immer gedacht hatten, wenn sie gegen seine vergleichsweise so wenigen Lakaien fochten, hatten sie sich verschworen! Sie hatten sich gesagt, daß ihre Unternehmung womöglich ihren Tod bedeutete, aber sie hatten sich nie und nimmer ausgemalt, daß ihr Tod sie bei einem völlig aussichtslosen Kampf ereilen würde. Sie hatten nicht gedacht, daß dieser Kampf dem eines winzigen Dungkäfers gegen ein ausgewachsenes Wollnashorn gleichkäme. Nein, das hatten sie sich nicht so vorgestellt!

Scheijian war gegen solche Ängste einigermaßen gefeit. Nicht nur weil er öfter als die Rebellen Maraskan verlassen hatte, sondern auch weil ihn seine Ausbildung zum Magier zu einem Mitglied des gebildetsten Standes seiner Zeit machte. Hinzu kam die spezielle Denkweise der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas. Für die zählte nicht Macht, Größe oder Ansehen, sondern Antworten auf die Fragen: Wie weit ist der Weg bis zu dem Herzen, dessen Schlag wir beenden werden, und wie soll dieses Ende ausse-

hen? Wie ein Zufall? Wie ein ungutes Geschick? Oder soll eine Stadt über dieses Ende reden, ein Landstrich oder gar ein ganzes Volk?

Der Magier dachte darüber nach, wie er den Rebellen ihre Zuversicht zurückgeben konnte. Garamold war ein Krieger oder gab sich nur so. Sein Versehen, was den zweiten Namen Jalteks anbelangte, hatte ihn gedemütigt. Jedoch, woher hätte er wissen sollen, wie man es in anderen Ländern mit Namen hielt? Sumujida war Städterin gewesen, aus Tuzak, wie sich Scheijian erinnerte, doch hier – weit weg von der Königsstadt – war die Lilienhafte nur ein unbedeutendes Provinznest. Alrech konnte in seinem kurzen Leben nicht viel anderes gesehen haben als den Dschungel und den Krieg, selbst Jergan war ihm ja schon zu groß gewesen! Und Elgoran? Scheijian wußte nicht viel über Elgoran. Er hielt ihn für einen Bauern oder Tagelöhner ohne große Bildung. Dasselbe, was auch aus Scheijian geworden wäre, wenn sich nicht vor Jahren die magische Kraft in ihm geregt hätte. Oder vielleicht ja doch nicht. »Du könntest alles mögliche gewesen sein, Magus, ebenso wie du noch alles sein könntest!« kam Scheijian eine spöttische Jungmädchenstimme in Erinnerung. Verflixtes Kind! dachte er und schob den Gedanken beiseite.

Was immer die vier früher gewesen waren, jetzt waren sie Kämpfer, gewohnt, in Zahlenverhältnissen

zwischen sich und ihren Gegnern zu denken. Aber dieses Denken in Relationen ließ sie jetzt scheitern, denn die Kluft zwischen ihrer Anzahl und der ihres Feindes war unfaßbar groß.

Ein Käfer gegen ein Wollnashorn? dachte Scheijian. Warum nicht! Das war jedenfalls ein ausgeglichenes Zahlenverhältnis, aber ob es auch ein ausgeglichenes Kräfteverhältnis bedeutete, das kam auf den Käfer an. Er hatte zu klären, ob er ein harmloses Perainkäferchen oder ein schwerfälliger Troßwagen sein wollte, oder etwas, das aus den tiefen, fruchtbaren und äußerst einfallsreichen Wäldern Maraskans gekrabbelt kam!

Maraskanische Käfer flohen nicht, wenn der Boden von schweren Schritten bebte. Sie warteten, bis der Störenfried, der sich unvorsichtigerweise so laut angekündigt hatte, nahe genug heran war, und fielen ihn dann an! Sie stachen und bissen ihn, nicht um ihn zu plagen oder zu vertreiben, sondern um Löcher in seine Haut zu beißen, zu stechen, zu stanzen und zu schneiden, in die sie ihr Gift spritzen konnten! Aus ihrer Sicht war die Frage des Kräfteverhältnisses zwischen ihnen und dem Wollnashorn von Anfang an geklärt: Maraskan zeigte es, ganz am Ende siegten immer die Käfer!

Doch Scheijians Gedanken wurden nicht mehr zu Worten, denn Sumujida kam ihm in ihrer leisen, lei-

denschaftslosen Sprechweise zuvor: »Und nun? Werden wir jetzt wieder heimkehren? Sagen wir: die Stadt war zu groß? Sie war zu kalt, und außerdem haben wir keine Unterkunft gefunden? Sagen wir, daß wir darum von dem Parinor ablassen mußten? Waren wir nicht alle berauscht in Jergan, hieß es nicht gar: Dajin selbst hat uns den Auftrag gegeben? Drei- mal Schmach über unseren großen König, wenn er auf solche Streiter angewiesen ist! Fünfmal Schande über ihn! Er täte besser daran, seine Weisungen in die Träume eines Nestes von ›Federn‹ zu legen! Denn das geringelte Gewürm fürchtet wenigstens nichts! Es greift jeden an, der kommt, lähmt ihn mit seinem Schleim und frißt seine Gedärme, egal ob es sich um eine Maus, ein Maultier oder einen Menschen handelt, ob seine Beute winzig oder riesig ist! Sind wir denn weniger wert als ein stumpfsinniges Gewürm? Nein, Bruderschwestern, ein Beispiel an Tapferkeit muß es uns sein! ... Was grinst du, Meu... Bruder?«

»Nicht über dich!« entgegnete Scheijian erheitert. »Doch ich dachte eben beinahe das gleiche! Spaßig, nicht wahr?«

»So habe ich das alles gar nicht gemeint!« beeilte sich Alrech zu sagen. »Ich sagte nur, daß es hier kalt sei und anders, als ich dachte!« Er rieb sich die entstellte Wange, auf der sich die regelmäßigen kleinen Pickel rot abzeichneten, und lachte plötzlich: »Aber

das macht es nur spannender! Ich werde wochenlang davon erzählen können, wie unser Atem gefror und klirrend zu Boden fiel!« Alrech pustete die Luft aus den Lungen, die sich sogleich in weiße Wölkchen verwandelte, und legte lauschend die Hand ans Ohr: »Hört ihr's, Bruderschwestern? Kling, kling!«

Dieses Klingen, nicht mit dem Ohr zu hören, doch deutlich vernehmbar in ihren Gedanken, ließ das Eis, das sich auf die Herzen der Rebellen gelegt hatte, bersten und schmelzen.

»Ich war zeitlebens Krieger!« sagte Garamold entschlossen. »Ruhmvoller ist es, gegen einen mächtigen Feind zu fallen, als gegen einen schwachen!«

Elgoran seufzte, sah Garamold mißbilligend an, und meinte dann völlig ernst: »Aber weiser ist es, ihn fallen zu sehen, und fünf Jahre später zu Hause einen mächtig vollen Krug Rum zu leeren!«

Scheijian brachte ihre Gedanken wieder auf das Nächstliegende: »Wir müssen eine andere Unterkunft für euch finden. Sie sollte möglichst verschwiegen sein. Ich wohne inmitten des ummauerten Bezirks, jedoch weiß ich nicht, ob in meiner Herberge noch Zimmer frei sind. Man hört nichts von den Nachbarn. Das Haus könnte völlig verlassen sein! Tatsächlich weiß ich nicht einmal, ob der Wirt darin wohnt. Er erscheint jedesmal, als habe man ihn herbeizie... als habe ihn ein Zauberer gerufen!«

Sumujida schüttelte energisch den Kopf: »Nein, nicht in diesem unübersichtlichen Gewirr, lieber hier irgendwo!« Sie sah auf die dunklen Fassaden mit ihren erleuchteten Fenstern. Man mußte den Kopf in den Nacken legen, um den Nachthimmel zu erblicken. »Vielleicht nicht genau hier!« berichtigte sie sich. »Irgendwo, wo wenigstens ein einzelner Baum oder Strauch wächst.« So wurde es dann auch gemacht.



... im ...

»... getan was in unseren Kräften stand, Cavalliero!« verteidigte sich der Mann mit der hohen Stirn.

»Alles, was in Euren Kräften stand!« äffte ihn der Große mit dem pfefferfarbenen Bart nach. »Wie erklärt ihr Euch dann, ya Derezza, daß Ihr immer noch nichts wißt?« Seine Stimme wurde einschmeichelnd: »Alles habt Ihr getan? Habt Ihr denn überhaupt eine Vorstellung davon, was alles ist? Soll ich Euch erklären, was alles heißt? Mir scheint, Ihr ahnt nicht einmal, was dieses Wort alles bedeutet!«

*Unwillkürlich wich ya Derezza einen Schritt zurück.
Der Cavalliero wurde ihm von Tag zu Tag ...*



Auf der Lauer

Der nächste Tag verging darüber, die vier Rebellen neu einzukleiden. Auch wenn Gareth eine weltoffene Stadt war, in der Fremde gang und gäbe waren, so wollten die Verschwörer nicht das Risiko eingehen, daß sich jemand aus reinem Zufall gerade für diese vier Fremden interessierte.

Nun galt es herauszufinden, wo sich der Gouverneur aufhielt. Er konnte in einem der vielen Hotels der Stadt abgestiegen sein oder in einem Haus oder Anwesen in oder außerhalb von Gareth, das Parinor von Halbleths Verwandtschaft gehört – über seine Abstammung und Familie wußten die Rebellen gar nichts –, oder in dem er bei Freunden zu Gast war. Dann kam noch die Alte oder Neue Residenz in Frage, falls der Herrscher seinen Gouverneur zu sich eingeladen hatte. Ein unliebsamer Gedanke, denn dort war schwer an ihn heranzukommen. »Falls es eine Kriegerakademie hier gibt, käme auch die in Betracht!« vervollständigte Garamold die Liste.

Was die Hotels anbelangte, hatten sich die fünf Verschwörer rasch auf ein einfaches Kriterium geei-

nigt, um die Zahl der in Frage kommenden Herbergen einzuschränken. Daß von Halbleths Unterkunft ein vornehmes Haus und keine Absteige sein müsse, verstand sich von selbst, doch an teuren Häusern gab es immer noch genügend in Gareth. Jedoch würde der Gouverneur selbst in der Stadt seines Herrn nicht alleine wohnen, er hätte schon aus Standesgründen Adjutanten, Ordonnanzen oder Wachen dabei, die man günstigenfalls an ihren Waffenröcken erkennen konnte.

»Auf Bettler sollten wir achten!« gab Elgoran zu bedenken. »Bei dieser Kälte werden sie dort sein, wo sie am schnellsten an ihre Heller kommen, also da, wo wohlhabende Gäste abgestiegen sind!«

»Wenn man sie nicht gerade dort am ehesten wieder vertreibt!« lauteten die Gegenargumente. Und: »Wenn der Gouverneur ein Geizknochen ist, dann kann's gar nicht so kalt sein, daß dennoch ein Bettler vor seiner Tür wartet.« Die letzten Worte waren ein willkommener Anlaß, ausgiebig gemeinsam über Schnee und Frost zu schimpfen, und natürlich auch über das hiesige Essen, das allgemein für fad befunden wurde.

Tatsächlich erfüllten mehrere Hotels einen Teil der Anforderungen, insoweit als vor ihnen offen oder versteckt Wachen zu entdecken waren. Die sichtbaren standen im Solde dessen, der in der Herberge wohn-

te, die anderen erhielten ihren Lohn von dem, dem die Stadt gehörte, die die Herberge beherbergte. Denn diese Hotels erwiesen sich ausnahmslos als Häuser, in denen sich Gesandte und Diplomaten fremder Länder niedergelassen hatten.

Schwieriger war es herauszufinden, ob der Gouverneur womöglich in einem privaten Haus wohnte, denn davon gab es beliebig viele, und von Haus zu Haus zu gehen und nach dem Gesuchten zu fragen, war kein gangbarer Weg. Nicht wenn man vorhatte, einen der Bewohner des Hauses zu töten, nicht wenn man noch die Hoffnung hegte, nach der Tat lebend durch das halbe Kaiserreich bis ins ferne Maraskan zu gelangen.

»In Jergan wäre alles viel einfacher gewesen!« brummte Elgoran mißmutig. »Wir hätten gewußt, wen wir fragen müßten, und gewiß willige Zuträger gefunden.«

»Unsere Tat ist ein Zeichen!« erinnerte Garamold. »Hat man jemals gehört, daß ein Traumgesicht den einfachen Weg weist?«

Sumujida zuckte darauf nur die Schultern: »Hauptache, der Gouverneur stirbt.«

Scheijian bot sich an, der Frage nach einem privaten Quartier von Halbleths nachzugehen, worauf ihn die anderen fragten, wie er das anstellen wolle. »Die Bruderschaft hat Mittel und Wege, doch ich denke

nicht, daß ihr davon mehr wissen wollt!« lautete Scheijians geheimnisvolle Antwort.

Diese angeblichen Mittel und Wege der Bruderschaft trugen den Namen Berengar. Der Baron wüßte Bescheid über die Familie der von Halbleths, ihre Beziehungen und Bekannten, oder könnte es jedenfalls leicht in Erfahrung bringen. Seine Bekanntschaft mit einem Noblen des Reiches hatte Scheijian für sich behalten und wollte sie den Mitverschwörern auch nicht preisgeben. Denn Scheijian gefiel es nicht, seinen Freund auszuhorchen, und wenn er schon dazu gezwungen war, dann wollte er das ganz alleine tun und nicht noch hören, daß ihn jemand aufforderte: »Frag doch deinen Baron!«

Denn was dächte Berengar, wenn der Gouverneur einmal in seinem Blute lag und Scheijian und die Rebellen Gareth wieder verlassen hatten? Das, was er denken mußte: Er hat mich von Anfang an mißbraucht und hintergangen und nur deshalb meine Freundschaft gesucht!

Dieses Urteil würde Berengar zwar so oder so fällen, doch wenigstens vor sich selbst wollte Scheijian sich rechtfertigen können, auch wenn er Berengar vermutlich niemals wiedersähe.

Man mag denken, da Scheijian den Baron vom ersten Augenblick an belogen hatte, wäre es auf solche Zimperlichkeiten nun auch nicht mehr angekommen.

So viele Lügen, was machte da ein weiterer Verrat noch aus?

Andererseits: In einer Stadt wie Gareth sterben in Friedenszeiten Tag für Tag fünf bis acht Menschen, vom ersten Praiostag bis zum letzten Herzschlag des Jahres, der an einem verfluchten und namenlosen Tag verhallt. So geht das Jahr um Jahr, ohne daß sich diese Zahlen großartig ändern, allenfalls daß an Wintertagen einmal einer mehr stirbt als im Sommer. Manche dieser Menschen sterben alt, andere kurz nachdem sie die Welt erblickten, der Rest irgendwann dazwischen. Man mag nun gleichfalls denken: Wird es dem Gott Boron etwas ausmachen, wenn an einem bestimmten Tag einmal eine zusätzliche Seele den weiten Weg über das Nirgendmeer antritt, um zur Seelenwaage Rethon zu gelangen, oder – wie Scheijian sagen würde – den kurzen Weg zu Schwester Tsa beschreitet? Mag es IHM etwas ausmachen, wenn diese fünf bis acht nicht nur an einem, sondern an vielen Tagen zu mehr werden, wie es im Winter 25 Hal zu Gareth der Fall war? Mag es?

Berengar erwies sich in der Tat als ergiebiger Wissensquell, wenngleich ihm nicht bekannt war, daß sein einstiger Lehrherr in Gareth weilte. Doch wenn Parinor von Halbleth bei Freunden einquartiert gewesen wäre, dann hätte es der Baron gewiß erfahren.

Es hätte Empfänge und Abendgesellschaften gegeben, deren Gast der Gouverneur oder wo sein Name in aller Munde gewesen wäre. Also mußte er sich in anderen Kreisen als Berengar bewegen. Doch Berengar war in diesen Tagen ein Kapitel für sich.

Nachdem Garamold zwei Tage lang die Kriegerakademie und eine äußerst verdächtige Villa in der Innenstadt beobachtet hatte – sie war hoch ummauert, und Krieger und Offiziere des Reichsheeres betraten sie gleichermaßen ernsthaft entschlossen –, die sich jedoch als völlig harmlos erwies, da eben jene Krieger und Offiziere gleichermaßen nicht mehr ganz so ernsthaft, nicht mehr ganz so entschlossen, nach einigen Stunden wieder heraustorkelten, verkündete er mürrisch, daß nun ›ein anderer sein Geviert abfrieren‹ könne.

Dieser andere wurde Elgoran. Tagelang beobachtete er die Alte Residenz, was noch recht einfach ging, da das Wehrschloß inmitten der Stadt lag, so daß ausreichend Orte darum herumlagen, die ein Beobachter abwechselnd aufsuchen konnte, um nicht aufzufallen. Der Roaber erwies sich als ausgesprochen geduldiger Mensch: Morgens, wenn es hell wurde, also etwa zur neunten Stunde, bezog er seinen Wachposten und kehrte erst zurück, wenn es wieder dunkel wurde, blaugefroren und kaum noch in der Lage zu sprechen. Wenn Elgoran die tauben Muskeln seines Ge-

sichts wieder bewegen konnte, sagte er oft: »Meinen Kindern wollte ich das nicht zumuten!« Und einmal: »Ich verstehe nicht, warum sie Praios als ihren höchsten Gott ansehen, wo man sein Licht vor Kälte und Schnee doch niemals in Gareth sieht!«

Während dieser kalten und einsamen Wachen hatte sich der Roaber in den Kopf gesetzt, daß die Suche nun auf Garnisonen und Kasernen ausgedehnt werden müsse. Nachdem schon außer ihm und Garamold niemand geglaubt hatte, daß der Gouverneur ausgerechnet in der Kriegerakademie Quartier bezogen habe, fragte ihn Sumujida – selbst durchgefroren von ihrem Anteil an den Aufgaben des Tages, denn gewißlich fand vieles von dem Berichteten (und diese Aufzählung ist nicht vollständig) gleichzeitig statt – unwirsch: »Was soll er ausgerechnet in einer Kaserne? Auch wenn er ein *Militärgouverneur* ist, so ist der Bruderlose doch ein feiner Herr, also lebt er teuer und fein!«

Mit solchen Argumenten war Elgoran aber schlecht beizukommen. »Er ist ein Krieger, und Krieger denken so ... Schwestern!« behauptete er stur.

Diese öden und zermürbenden Tage des Wartens, Suchens und andauernden Frierens brachte Alrech zu einem Ende. Gleichzeitig bewies er, daß Sumujida recht hatte. Wenn der junge Rebell von dem erzählte, was er tagsüber getan und erfahren hatte, so machte

das meist einen Bruchteil seines Berichtes aus. Der größere Teil befaßte sich gewöhnlicherweise mit den bildhübschen Garetherinnen, denen er begegnet war, ihrem Aussehen, ihrem Lachen, was er zu ihnen gesagt und was sie darauf geantwortet hatten. Bunte, ausschweifende Geschichten, denen niemand recht glauben wollte, Übertreibungen eines nicht ganz ernstgenommenen Jungen eben, denen man trotzdem zuhörte, weil sie etwas Farbe in das Weiß und Eisgrau brachten, das ihrer aller Leben darstellte. Aber zumindest eine dieser Geschichten war teilweise wahr.

Alrech hatte nämlich mit einer Magd angebändelt – wie jede andere Frau an den Tagen zuvor die schönste, die er je erblickt hatte –, die ihrerseits eine Magd kannte, die eine Magd kannte, die eine Zofe kannte, die eine Anstellung in der neuen Residenz hatte, und die wiederum – die ganze Reise nach Salza zurück! – jener gesagt habe, daß diese gesagt habe, daß ... Um es ein wenig abzukürzen: daß sie den Boden gefegt oder die Bettwäsche gewechselt habe (die genaueren Details ließen sich nach diesem langen Weg nicht mehr festlegen, waren auch unwichtig) im *Roten Gemach*, in der Neuen Residenz, dort, wo der sieche Graf von Mhanadistan wohne.

»Es gibt keinen Grafen von Mhanadistan, sie wird sich verhört haben!« erklärte Scheijian bestimmt.

»Finde heraus, was die Maid wirklich meint! Vielleicht ist dieser Graf von Mhanadistan ja der Militärgouverneur von Maraskan!«

Obwohl das die erste Spur war, die einen Erfolg zu versprechen schien, hofften insgeheim alle, daß auch sie sich wieder als Sackgasse erwiese. Denn wenn dieses *Rote Gemach* wirklich der Aufenthaltsort Parinors von Halbleth war, dann mußten sie in das Heim des Reichsbehüters eindringen, um dort das Attentat auszuführen! Die Konsequenzen einer solchen Tat wären erschreckend eindeutig.

Sie gaben Alrech gute Ratschläge, wie er vorzugehen habe, um die richtigen Fragen unauffällig den weiten Weg der Informantenkette entlangzusenden und Antworten zurückzuerhalten, mit denen man etwas anfangen konnte. Scheijian hatte dabei kein gutes Gefühl, da er Alrechs Geschick mißtraute. Lieber hätte er die Aufgabe selbst übernommen, zumal hier seine – nach wie vor den anderen unbekannten – magischen Fähigkeiten von Nutzen gewesen wären. Jedoch hatte der Magier seine eigenen Vorbereitungen zu treffen. Nur eine kurze Gelegenheit mochte sich ergeben, das Ableben des Gouverneurs herbeizuführen. Vielleicht nur so kurz, daß der blanke Stahl nicht genügte. Daher hatte Scheijian sein Zimmer im ›Baldachin‹ in eine Alchimistenwerkstatt umgewandelt, um mit den Zutaten aus seinem Weidenkorb eine Pa-

ste zu mischen, die schon in geringen Mengen tödlich war und deren Rezeptur älter als die Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas war. Mithin in jene Ursprungszeit zurückreichte, an die sich die mörderische Bruderschaft ungern erinnerte.

Doch Alrech zeigte sich unerwartet geschickt in seinem Vorgehen. Bald schon wußten die Verschwörer, daß ihre Befürchtungen begründet waren: der angebliche Graf von Mhanadistan war Parinor von Halbleth.

Die Residenz war allerdings von einem ganz anderen Kaliber als jeder Ort in Gareth, den die Rebellen bisher beschattet hatten. Sie war ein Areal von einer Viertel Rechtmeile Ausmaß, umgeben von einer vier Schritt hohen, turmbestückten Mauer, hinter der sich ein Park, Gesinde- und Herrschaftshäuser, Vorratschuppen und Wachgebäude befanden. Noch dazu stand sie inmitten einer weitläufigen Villengegend, die man vielleicht zu Fuß oder beritten durchquerte, in der man sich aber bestimmt nicht unbemerkt im tiefsten Winter herumdrückte.

Trotzdem mußte etwas in genau der Art unternommen werden. Sie mußten herausfinden, ob der Gouverneur die Palastanlagen bisweilen verließ, wer dort ein und aus ging, wie die Wachroutinen aussahen und ob es günstige Stellen gab, an denen man mit Wurfseilen ungessehen über die Palastmauer gelangen

konnte. Und natürlich, wo überhaupt dieses Rote Gemach lag. Sah man durch seine Fenster die Stadt? Dann lag es nach Osten, oder hatte man einen Ausblick auf die Stadt des Lichts, oder auf den Park, innerhalb des Geländes?

Das Treffen, bei dem die weitere Vorgehensweise beraten und wie immer Aufgaben verteilt wurden, war auffällig unruhig. Ein ums andere Mal sprang einer der Rebellen auf und verließ für längere oder kürzere Zeit den Raum, so daß man auf seine Rückkehr warten mußte. Nachdem Scheijian schließlich ungeduldig nachgefragt hatte, erfuhr er von Sumujida die Ursache dieser Unkonzentriertheit. »Das ist das Essen. Nichts ist frisch hier, nichts ist richtig zubereitet, so daß man es wirklich genießen mag! Vielleicht ist es auch die Kälte. Jeden von uns plagt seit Tagen der Difar!« Sie wischte sich die rot angeschwollene, fließende Nase am Ärmel ab.

Scheijian runzelte die Stirn. Dieser Mißstand mußte dringend behoben werden. Man konnte keinen Anschlag ausführen, wenn die Attentäter jederzeit der Drang ihrer Gedärme überkommen konnte und sie mehr mit den Betriebsamkeiten ihrer Innereien beschäftigt waren als mit dem Anlaß, aus dem sie hier waren. Abgesehen davon zehrte der ›Flinke Difar‹ an ihren Kräften.

»Ich werde mich darum kümmern«, versprach der Magier, »und euch ein Pulver mischen!«

»Seit wann bist du ein Heiler ... äh ... Bruder?« fragte Elgoran mißtrauisch. »Kennst du dich mit der Linderung derlei Beschwerden aus?«

»Sicherlich! Ich kenne mich mit so manchem Pülverchen aus, mein lieber Freund vom Roab!« antwortete Scheijian mit einem süffisanten Lächeln. Ein Hustenanfall verhinderte eine Antwort Elgorans.

So unbegründet war das Mißtrauen des Roabers nicht, denn Scheijian beabsichtigte in der Tat ein Pulver herzustellen, das in etwas anderer Zusammensetzung Elgorans Bedenken gänzlich rechtfertigte. Denn in jener anderen Zusammensetzung verursachte es bei demjenigen, dem man es verabreichte, genau die Beschwerden, unter denen seine Gefährten litten, doch erheblich länger und ausdauernder. Scheijian verwandte dieses andere Pulver gerne, wenn er jemanden daran hindern wollte, sein Heim für ein bis zwei Wochen zu verlassen.

Die Hauptzutaten sollten in Gareth leicht zu erhalten sein, dachte der Magier, auf die exotischeren Beimengungen, die das Pulver geschmacklos machten, konnte man in diesem Fall wohl verzichten.

Scheijian steuerte wie immer, wenn er etwas benötigte, zunächst den Ostmarkt an. In einer schmalen Gasse wollte es das Geschick, daß er hinter drei Ver-

tretern der magischen Zunft einherzugehen hatte. Die Zauberer gingen nebeneinander, angeregt miteinander redend, bisweilen langsamer werdend oder stehenbleibend. Sie trugen tiefblaue, mit Symbolen bestickte Roben, auf den Köpfen kugelförmige, breitrandige Hüte, in den Händen lange Stäbe mit eingefasstem Speck- und Bernstein an den Spitzen. Alle drei waren noch sehr jung und hatten offenbar gerade erst ihren Stab erhalten, wie Scheijian ihrem Gespräch entnahm. Es war immer noch Hesindemon, eine beliebte Zeit, um eine Laufbahn als Magier zu beginnen.

Die beiden Männer und die Frau vermieden es, sich mit Namen anzusprechen, sondern nannten sich nur gegenseitig *Collega*. In gestelzter Sprache erzählten sie sich ihre Zukunftspläne. Scheijian lauschte interessiert. Eine Zeit der Weihe und des Bewußtseins, nun endlich, nach Jahren aufopferungsvollen Studiums, selbst zum erlauchten Magierstand zu gehören. Diese Zeit des Aufbruchs und Neubeginns, hatte es im eigentlichen Sinne nie für ihn gegeben. Scheijian hatte schon Jahre vorher gewußt, wie sein weiterer Weg aussah, und bereits seine ersten Aufträge im Dienste der Bruderschaft ausgeführt. Außerdem beschränkte sich sein damaliger Privatlehrer nur auf das Nötigste bei den abschließenden Riten. Vermutlich deshalb, weil der Meister sich gut daran erinnerte, wer ihn genötigt hatte, diesen Adepten bei sich

aufzunehmen, und heilfroh war, den ungewollten Schüler wieder loszuwerden (und immer noch am Leben zu sein).

»Zwei, drei Jahre der Wanderschaft, anschließend eine Anstellung als Leibmagierin eines Barons oder Landgrafen«, erklärte die junge Magierin gerade. Sie war ungewöhnlich bleich, glattes dunkelbraunes Haar quoll unter ihrem Hut, der Cucurbita, hervor.

»Aber aus einer passablen Gegend müßte er schon sein. Nicht gerade Tobrien – Ihr versteht, was ich meine? –, Almada oder Albernia käme mir eher zu paß! Danach? Womöglich zieht's mich wieder in den Dunstkreis der Academia!«

»Recte, Collega, recte!« pflichtete ihr der kleinere Mann, blond und knollennasig, bei und gab ein Zitat dazu, das Scheijian nicht verstand. Das Bosparano war nie eine seiner Stärken gewesen.

»Vertane Zeit, Collegae!« meinte nun der Größere, dem ein kurzer, spärlicher Ziegenbart vergeblich Würde zu verschaffen trachtete. »Die Academia, nichts anderes! Ich bin nicht wählerisch, welche! Ein stilles Plätzchen, wo ich in Muße meinen Forschungen nachgehen kann, was will man mehr, nicht wahr?«

Über diese Forschungen ließ er sich auch sogleich aus. Der junge Mann hatte sich in den Kopf gesetzt, einen Zauber zu entwickeln, der das Essen ersparte.

»Seht Ihr, Collegae, zwar ist das in essentia nur eine kleine Spielerei, dennoch wird dieser Zauber ein großer Fortschritt sein: Ihr sprecht ihn, laßt die astralen Kräfte fließen, und schon ist jeglicher Hunger verschwunden!« Sogleich begann er seinen Begleitern einen Vortrag über die Monomagie der noch keineswegs existenten Thesis seines Zaubers zu halten.

Scheijian seufzte laut und stieß aus: »Warum sollte irgend jemand, der noch recht bei Sinnen ist, etwas Derartiges wollen?«

Die drei Zauberer blieben stehen und wandten sich zu dem uneingeladenen Mitredner um. Der größere der Männer betrachtete Scheijian von oben bis unten und fragte dann hochnäsig: »Seid Ihr vom Fach, werter Herr?«

Scheijian schüttelte den Kopf, darauf bauend, daß keiner der drei gleich hier auf der Straße seine Angabe nachprüfen würde.

»Stellt Euch vor, guter Mann, Ihr habt Hunger!« begann der Große in dozierendem Tonfall.

»Das hatte ich bereits. Meistens habe ich dann etwas gegessen. Bisweilen sogar mit großem Vergnügen!« spottete Scheijian.

»Nun stellt Euch vor, Ihr hättest nichts zu essen!«

»Aha! Nun verstehe ich Euch! Ich gehe dann zu einem Magus und bezahle ihm 15 Dukaten, wofür er mich satt macht. Bestimmt ist dies einfacher für ihn,

als mir eine Stulle zu geben. Zumal man ja auch nicht wüßte, wie bekömmlich diese Stulle wäre. Sagt, Magister, wenn ich nun mit meinem Weib, unseren sechs Kindern, Muhme Emer und dem Großvater zu dem Magus gehe – ich mach's Euch einfach und sage: die Vettern sind gerade nicht da, was nicht stimmt, weil sie eine verfressene Bande sind – mag's dem Magus nicht ein wenig leid sein, uns alle zu sättigen? Mag er darüber nicht selbst müde und hungrig werden?«

»Ihr seid ein Laie, guter Mann«, antwortete der Große, »das pardoniert Eure Kurzsicht. Ihr seid natürlich in einer Gegend, wo es weder etwas zu essen noch einen Magus gibt! Was macht Ihr dann?«

»Den Proviant verspeisen, den ich vorsichtshalber mitgenommen habe!«

»Nun, den habt Ihr nicht mehr!«

Scheijian mimte den Zerknirschten: »Dann bin ich ein arger Tor und hab's verdient zu verhungern!«

Der Ziegenbärtige strahlte: »Nun, das werdet Ihr nicht! Denn trotz Eurer Torheit wart Ihr schlau genug, zu dem Magus zu gehen, der priore seine arkane Kraft in ein Artefacto fließen ließ, eben mit jenem Zauber! Ihr versteht doch, was ich meine, guter Mann?«

»Gewiß! Ich war zu blöde, mir in eine Gegend, wo es offenbar weder Tier noch Pflänzlein gibt, etwas zu essen mitzunehmen, doch schlau genug, mir einige

Amulette zu besorgen, an denen ich nun knabbern kann. Sagt, werter Magus, könnt Ihr Euren Zauber auch so wirken, daß er nach etwas schmeckt, und sei's nur nach der Hartwurst, die ich nicht mitgenommen habe?«

Scheijians Gesprächspartner zog die Augenbraue hoch: »Mein Herr Ihr spottet meiner!«

»Das will ich nicht leugnen, guter Magus«, antwortete Scheijian und tippte ihm auf die Brust. »Deshalb ist es wohl vernünftiger, wenn ich Euch wieder Euren Forschungen überlasse, nicht daß es Euch ergehe wie Nazir Al'Fuq!«

»Einer Eurer Vettern vermutlich«, schloß der Ziegenbärtige gelangweilt.

»Mitnichten!« strahlte Scheijian. »Ein Präpeldiker, doch mancher ordnet ihn auch fälschlicherweise den Epirohalisten zu!«

Der maraskanische Zauberer ließ die drei verdutzten Jungmagier stehen und ging seines Weges. Er hatte wahrlich Besseres zu tun, als sich mit drei Grünschnäbeln zu streiten. Er mußte sich um den Dünn-schiß seiner Gefährten kümmern.



... im ...

... öffnete sich die Tür und ein Mann und eine Frau traten herein. Der Schuster sah von seiner Arbeit auf.

»Womit kann ich den Herrschaften an diesem kalten Tag dienen?« fragte er beflissen, denn keiner der beiden sah aus wie die armen Schlucker, die sonst in seine Werkstatt kamen. Heute versprach ein guter Tag zu werden! »Stiefeletten für die Dame? Ein Paar Überschuhe für den Herrn?«

»Nichts dergleichen, nur einige Fragen, die du uns beantworten sollst!« entgegnete die Frau, warf eine Münze in die Luft und fing sie geschickt wieder auf. »Doch zuvörderst: Bist du der Schuster Haldan, den man auch ›den Maraskaner‹ nennt und der ...«



Mörderisches Wetter

Das Verhältnis zwischen Berengar und Scheijian hatte seine frühere Leichtigkeit eingebüßt. Zunächst einmal war der Baron völlig überrascht gewesen, als ihm sein Leibdiener Emmeran vier Tage nach dem Ausflug zu den Silkwiesen einen Besucher ankündigte, der sich als Scheijian erwies, da er nicht damit gerechnet hatte, den Maraskaner wiederzusehen, geschweige denn, daß der ihn in seinem Haus in Neu-Gareth besuche. Berengar hatte Scheijian zwar die zweistöckige Villa im spät-eslamidischen Stil beschrieben, ihn aber nie dort zu Gast gehabt. Selbstredend hatte der Baron seinen Besucher am Fuße der geschwungenen Treppe zur ersten Etage empfangen und ihn in ein Gemach geführt, das zahlreiche Erinnerungsstücke an lang vergangene Reisen und Ereignisse aus dem Leben seines Bewohners beherbergte, etwa einen alten Dolch vom Schlachtfeld von Brig-Lo – »vermutlich eine Fälschung, aber hübsch anzusehen« –, das Figürchen eines Einhorns aus Grangor, teils aus Gold, teils aus geschliffenem Kristallglas bestehend, eine Marandoline, deren Klangkörper der

Panzer eines kleinen Harnischgürtlers war, einen kunstvoll bemalten Teil des Griffbretts einer Rajdegg – »das wirst du wahrscheinlich nicht mehr kennen, doch deine Ahnen spielten auf diesem Instrument« – und derlei mehr. Scheijian war auf den winzigen Balkon getreten, hatte die etwas über dreihundert Schritt entfernte Neue Residenz mit ihren weißgekalkten Mauern, blauen Fensterläden und roten Dächern bestaunt. Später reichte Emmeran Likör und Cressos. Scheijian und der Baron hatten geplaudert und sich benommen, als habe es den Zwischenfall auf und nach den Silkwiesen nie gegeben, und Berengar stellte auch nicht die Frage, die ihm so schwer auf dem Herzen lag: Hast du es dir anders überlegt?

Bei dieser Unbeschwertheit blieb es jedoch nicht. Das gewandelte Verhältnis zwischen dem Baron und seinem Freund machte sich für Berengar dadurch bemerkbar, daß Scheijian weniger Zeit für ihn hatte. Wenn Berengar seinem Freund, während der nun kurzen und erheblich seltener gewordenen Treffen – etwa zu einem Essen oder auf ein rasches Glas Wein in der Almada-Stube – einen Vorschlag für eine gemeinsame Unternehmung unterbreitete, dann dachte Scheijian meist länger nach und antwortete oft, daß er schon anderweitig verpflichtet sei. Da Berengar nicht ahnte und auch nicht ahnen durfte, welches diese anderen Verpflichtungen waren, zog er seine eigenen Schlüsse.

So verwandelte sich das Leben Berengars, das in den letzten Jahren zwar nicht ausgefüllt, aber doch einigermaßen leicht gewesen war, in den Ritt auf einer Schaukel. Schwang die Schaukel hoch, so empfand Berengar Hoffnung, Freude und ein säuerliches Glück, schwang sie wieder herab, so begegnete Berengar Trauer, Schmerz und Verzweiflung.

Bisweilen dachte der Baron: Was tue ich bloß? Ich benehme mich weinerlich und verliere meine Würde. Ich lebe ein Leben, das nicht meines ist. Und jetzt, da ich meine Schwäche gezeigt habe, verachtet er mich! Als Folge solcher Überlegungen benahm sich Berengar beim nächsten Treffen mit Scheijian gezwungen und überdreht fröhlich. Doch dann brach wiederum heraus, was er zu unterdrücken versuchte – »Ich liebe dich!« –, worauf Scheijian geistesabwesend antwortete: »Ich weiß, mein lieber Freund, doch darüber sprachen wir bereits!« und das Thema wechselte.

Manchmal dachte der Baron auch verbittert: »Der Bube spielt mit mir, er nützt mich aus!« Doch dafür gab es keinerlei Beleg, denn niemals bat Scheijian Berengar um eine Gunst oder ein Geschenk. Er war zwar wißbegierig, verlangte aber nie: Berengar, mach mich mit diesem (deiner einflußreichen Freunde) bekannt! Oder: Führ mich in jenes (vornehme) Haus ein.

Wer bin ich denn! dachte der Baron ein andermal. Ich bin zwar nicht mehr jung, aber ich bin immer

noch der Baron von Braast aus dem wohlhabenden Almada! Ich könnte Dutzende wie ihn haben! Das stimmte zwar, aber Berengars Herz begehrte eben nicht Dutzende, sondern genau diesen einen, und den bekam es nicht.

Und dann wiederum, wenn die Schaukel beinahe den Boden berührte und das Antlitz der Nacht seine dunkelste Stunde zeigte, stand Berengar am Fenster seines Gemachs, und seine Seele brüllte stumm in die Schwärze hinaus: Pagol, du hast mein Leben vergiftet! Doch die Nacht hörte diesen Schmerzensruf nicht. Sie sah nur die weißen Wölkchen, die aus Berengars Fenster kamen.

Und Scheijian? Zum Teil fühlte er Berengars Schmerz mit, da auch er schon vergeblich geliebt hatte und hin und her geschwankt war zwischen Trauer und Raserei, doch auf bedenklichere Art als der Baron, denn wenn Scheijian etwa über einen Nebenbuhler dachte: Ich werde ihn umbringen!, dann klang das nach mehr als nur Gerede. Nicht daß es zu derlei Eifersuchtstaten je gekommen wäre, denn solche Unbeherrschtheiten verbot die mörderische Bruderschaft.

Doch zu einem anderen Teil wurde ihm Berengar lästig: die fortwährende Trauer in seinen Augen, das Verletztsein, das ständige Gefühl, daß er, Scheijian, seinem Freund Leid zufügte. »Es ist seine Liebe und nicht meine!« pflegte Scheijian zu murren und seine

Gedanken wieder fester der Ermordung Parinors von Halbleth zuzuwenden. Doch manchmal, wenn Scheijian Berengar tagsüber getroffen hatte und der Baron wieder einmal auf diese verdammt, verzweifelte Art gesagt hatte: »Ich liebe dich!« lag der Magier nachts in seinem Bett und dachte: Ich werde einen Zauber über ihn sprechen! Er soll seine Liebesnacht haben, und er soll sich an sie als die enttäuschendste seines Lebens erinnern! Für Scheijian wäre eine solche List leicht zu verwirklichen gewesen, denn mehrmals zuvor, wenn auch bisher aus anderen Gründen, hatte er den mächtigen Zauber gewirkt, um jemandes Erinnerung an den vergangenen Tag durch eine völlig andere zu ersetzen. Aber Scheijian belegte Berengar nicht mit einem Zauber. Denn obwohl der Rur-und-Gror-Glaube ein für Nichtmaraskaner nur schwer nachvollziehbares Verständnis von Sünde hat – manche behaupten sogar, der Zweigötterglaube habe überhaupt kein Konzept dafür –, dachte Scheijian: Die Holde und Frohe Schwester wird solches Handeln nicht mögen! Ebensowenig wie ich.

Anfangs dachten die Rebellen noch, daß Elgoran nur übertreibe. Denn jeder von ihnen litt unter den Folgen der ungewohnten Kälte und klagte über eine Trief- oder Stopfnase und andere Beschwerden. Obwohl Scheijians Kenntnisse seine Gefährten vom

Flinken Difar geheilt hatten, waren die Kälte, die matte Wintersonne über Gareth und die Unzulänglichkeiten der Nahrung Themen, über die sich die Maraskaner oft und ausgiebig ereifern konnten. Doch dann mußten sie einsehen, daß Elgoran tatsächlich erkrankt war. Seine Augen waren matt, sein Atem ging rasselnd, und wenn er hustete, war sein Auswurf rötlich.

»Der Roabakanan braucht dringend einen Heiler! Wir müssen sogleich nach einem schicken!« erklärte Sumujida.

Garamold schüttelte entschieden den Kopf: »Auf keinen Fall! Die Wirtsleute sind sowieso schon recht neugierig geworden, und kommt noch ein Medicus in ihr Haus, so wird's ihre Neugier kaum vermindern. Das werdet Ihr wohl einsehen.«

»Du willst ihn verrecken lassen, Fren'Chirakanan, wie?«

Der Ältere zuckte die Schultern: »Wir wußten alle, was auf uns zukommt. Vermutlich wird er sowieso nur der erste von uns sein.«

Sumujida sah sich hilfesuchend um. Alrech sah betreten zu Boden, Scheijian abwesend zum Fenster hinaus, als habe er überhaupt nicht zugehört.

Mehr oder weniger stimmte das auch. Denn Scheijian ärgerte sich über Elgoran, weil er krank geworden war, über alle viere, weil sie den Flinken Difar bekom-

men hatten, über ihr fortwährendes Klagen wegen der Kälte und des Essens. Hinzu kam ihre völlige Unerfahrenheit, was das Leben in einer Stadt wie Gareth anbelangte! Ständig mußte man ihnen etwas erklären oder ausreden: Es ist nicht wie zu Hause! Fortwährend mußte man sie ermahnen, sorgfältiger zu sein.

Sicherlich, auch ihm waren die Mietskasernen in Meilersgrund neu gewesen, dennoch: Wenn dieses Attentat schon wegen eines zweifelhaften Traums, der wahrscheinlich nur ein Hirngespinst war, auf gänzlich unvertrautem Grund stattfinden mußte, warum hatten die Rebellen nicht gleich die Bruderschaft beauftragt? Scheijian wäre mit ein oder zwei Begleitern nach Gareth gefahren, oder besser noch allein mit Alryscha, falls sie Zeit gehabt hätte. Er hätte sich vorbereitet auf die Reise, hätte das Dokument mitgenommen, das ihn als Weidener Kleinadligen namens Maurik von Finkenwalden auswies, und als Mann und Frau wären er und Alryscha im ›Seelander‹ abgestiegen, wo die Umgebung hell und warm war, wo man nicht ständig die Überreste erfrorener Wanzen fand! Sie beide hätten Spaß miteinander gehabt, hätten das Attentat gemeinsam geplant und vielleicht schon hinter sich gebracht, und wenn doch nicht, so hätten ihn wenigstens nicht die Zweifel geplagt, daß er es überlebte! Und vor allem wäre Berengar angesichts Alryschas, der vermeintlichen Gelieb-

ten oder Gemahlin, gar nicht erst auf den Gedanken gekommen, ihn mit seinen Gefühlen zu verfolgen. Berengar! »Verzeih mir, aber ich kann doch nichts dagegen tun!« Berengar! Als habe ihm Rahjas Gabe der Liebe, die Gabe Hesindes, den Verstand geraubt!

Scheijian blickte auf den erbärmlich aussehenden Roaber. Bei der Gnade Rurs, dachte Scheijian, er kann doch nichts dafür, daß er krank ist, ebenso wie die anderen nichts für ihr Unwissen können! Ich tue ihm unrecht, ich tue den anderen unrecht, ich tue allen unrecht, auch Berengar, und nur deshalb, weil ich über mich und meine Gedanken bestimmen lasse!

Er blickte zu Sumujida, die irgend etwas gesagt hatte.

»Was ist mit dir?« wiederholte die Rebellin. »Du scheinst doch einige Kenntnisse der Heilkunst zu haben?«

»Ich weiß nicht einmal, was ihn plagt, abgesehen davon ist das Heilen nun wirklich nicht mein Metier. Und gewiß hat Garamold recht. Wenn schon, dann muß Elgoran zu dem Heiler gebracht werden. Wir können keinen hier gebrauchen!« Der Magier fluchte insgeheim. Er war immer noch nicht bereit, den anderen zu eröffnen, was er wirklich war. Allein und ohne Zeugen wäre es ein leichtes gewesen, Elgoran immerhin soweit aufzupäppeln, daß er den Weg in die Stadt hätte bewältigen können.

»Den Weg wird er zu Fuß nicht durchstehn!« erklärte Sumujida.

»Sollen wir etwa eine Kutsche kommen lassen?« brummte Garamold, sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Alrech stieß plötzlich einen Ausruf aus, eilte zu seiner Habe und forderte einen blaugrauen, vertrockneten Klumpen zutage: »Rauschgurke mit Kurinharz, zwei Jahre alt, bestimmt nicht mehr giftig! Damit marschiert er bis zum Weltenrand!«

»Verdammtd, ja!« dachte Scheijian. »Daran hätte ich selbst denken können! Wenn nicht ...« Ja, wenn ihm nicht andere Dinge im Kopf herumgegangen wären. Die mit dem Harz behandelte Rauschgurke brächte Elgoran bestimmt wieder auf die Beine, allerdings würde sie später ihren Preis fordern. Doch dagegen kann man etwas tun, dachte der Magier, ich werde einfach dafür sorgen, daß ich Elgoran alleine wegbringe. Er wird überhaupt nicht wahrnehmen, was um ihn herum geschieht.

Scheijian nahm das verschrumpelte Stück Pflanzenfleisch, berührte es und roch daran, nickte und gab es an Sumujida weiter, die es nach einer ähnlichen Prüfung Garamold reichte.

»Dein Ausschlag ist besser geworden«, sagte Scheijian zu dem Jungen.

»Er mag diese lausige Kälte ebensowenig wie ich!«

antwortete Alrech grinsend. »Das einzige Gute an diesem Wetter.«

»Woher hast du ihn überhaupt?«

»Es sah aus wie das Grüne einer Shatakkolle, bis es sich plötzlich bewegte. So was hatte keiner jemals vorher gesehen. Garstiges Vieh, Beine wie Blätter. Roch süßlich, als ich es zerquetschte.«

Sie bereiteten einen Tee aus der Pflanze und flößten ihn Elgoran ein. Schon nach kurzer Zeit erhob sich der Roaber von seinem Lager und lief hektisch im Zimmer umher. »Ich muß gehen. Ich muß gehen. Ich muß gehen«, plapperte er wirr vor sich hin.

»Wohin willst du denn, Elgoran?« fragte ihn Alrech, der die Wirkung dessen, was sie dem Kranken eingeflößt hatten, offenbar nur unzureichend oder vom Hörensagen konnte.

Elgoran blieb mit flackerndem Blick stehen und antwortete: »Weiß nicht. Muß gehen. Muß gehen. Muß gehen.«

Als Elgoran von den anderen so dick in Jacken und Umhänge eingehüllt worden war, daß der massive Mann einem mittleren Bären ähnelte, brach Scheijian ganz alleine mit ihm auf. Denn so hatte er es eingerichtet. »Ich weiß, wo der Perainetempel mit dem Siechenhaus ist. Sie werden uns dort keine Fragen stellen. Nicht nötig, daß einer von euch mitkommt.« Niemand widersprach ihm. Wenn der Meuchler sich schon freiwillig

für den langen Marsch durch die Kälte meldete, dann wollte man ihm sein Vorhaben nicht streitig machen.

Jetzt, da Elgoran nicht mehr von den engen Wänden des Zimmers eingesperrt war und sein Körper sich so bewegen konnte, wie der Drang in ihm forderte, erstarb sein Brabbeln, und mit schnellen Schritten ging er den Weg, den Scheijian ihm wies, so daß dieser beinahe Schwierigkeiten hatte mitzuhalten. Diese scheinbare Kraft von Elgorans Bewegungen war jedoch Lüge, weshalb Scheijian die erste Gelegenheit nützte, die sich bot, unbeobachtet den beabsichtigten Zauber zu wirken. Er war nicht stark genug, Elgoran von dem, woran er erkrankt war, zu kurieren, doch stark genug, den Preis zu bezahlen, den die Droge von Elgorans Körper verlangen würde.

Der Roaber sah Scheijian beim Zaubern zu. Seine Augen sahen aus wie die eines sehr jungen Kindes, und er verstand nichts von dem, was um ihn herum vorging. Plötzlich sagte er mit einer Stimme, die ebenfalls nicht wie die eines erwachsenen Mannes klang: »Ich werde sterben. Verrate mir ... Bruder ... wer bezahlte für Feruderans Tod?«

Der Magier sah den Kranken prüfend an: »Das scheint dich wirklich sehr zu beschäftigen! Du wirst nicht sterben, und ich werde dir diese Antwort nicht geben! Nimm einfach an, ich wüßte sie nicht.«

Sie gingen weiter.

Der Peraine-Tempel von Gareth war ein großes, wenig verziertes Gebäude, unweit des ›Seelanders‹, das nur an einem Ährenfries an der Mauer und einem fliegenden Storch über dem Eingang als Tempel zu erkennen war. Das wesentlich kleinere Siechenhaus lag gegenüber. Dort wurden die beiden von einem noch sehr jungen Geweihten empfangen, der das übliche grüne Priester Gewand der heilenden Göttin trug. Er ließ sich erklären, weshalb Scheijian und sein Begleiter ihn aufgesucht hatten, und begann dann, Elgoran, der wieder in seinen ursprünglichen Zustand verfallen war, abzuklopfen und abzuhorchen. Glücklicherweise war der Tee, der dem Roaber verabreicht worden war, sparsam genug gewesen. Das Gesicht des Geweihten wurde jeden Augenblick ernster.

»Genaueres weiß ich noch nicht«, sagte er endlich und zupfte nervös an seinem üppigen Backenbart. »Aber das Leiden ähnelt ein wenig der Blauen Keuche. Woher kommt ihr?«

»Aus Almada«, antwortete Scheijian, ohne zu überlegen, was sein erster Fehler war.

»Woher aus Almada?« fragte die Geweihte weiter. Eine sehr unwillkommene Frage, da sich Scheijians Kenntnisse über diese Provinz mehr oder weniger darin erschöpften, daß es sie gab und Berengar dort geboren war.

»Aus Brig-Lo«, antwortete Scheijian rasch und korrigierte sich gleich darauf: »Aus einem Dorf in der Nähe von Brig-Lo.« Er wollte sichergehen, denn möglicherweise gab es den Ort, dessen Namen er nur von Berengars Lippen kannte, seit Jahrhunderten nicht mehr. Vielleicht war er ja während der erwähnten Zweiten Dämonenschlacht vernichtet worden?

Das war sein zweiter Fehler.

Denn zu dieser Zeit war eben erst Kunde von einer Seuche nach Gareth gelangt, die im Süden des Lieblichen Feldes, an das Almada grenzt, ausgebrochen war, und die einen furchtbaren Zehnt der Bevölkerung abforderte. Noch marschierte diese *Rote Keuche*, wie man die Seuche getauft hatte, erst langsam im Gefolge der flüchtenden Landbevölkerung nach Norden, doch das sollte sich innerhalb weniger Wochen ändern. Jedoch orakelten bereits die ersten, daß diese Sieche eine Strafe der Götter für die Hoffart der Herrscherin des Lieblichen Feldes, Amene, sei, die sich einige Jahre zuvor selbst von der Königin zur Horas-Kaiserin befördert hatte und die mit ihrer Erhöhung eine Brücke schlug vom Lieblichen Felde zum Bosparanischen Reich, das auf selbigem Boden zweitausend Jahre zuvor bestanden hatte und wegen der götterlästerlichen Frevel der damaligen Kaiserin Hela-Horas untergegangen war. Tatsächlich war diese Krankheit keine Strafe der Götter, sondern einer der Schatten des hereinbrechenden

Abends, der aus den Niederhöllen hervorbeschworen worden war, was jedoch außer den dafür Verantwortlichen niemand ahnte.

Wie auch immer, die Kunde hatte Gareth erreicht, und die dornige Blume Angst hatte zu spritzen begonnen und verströmte schon ihren schweißigen Duft, der daran gemahnte, daß die Seuche nicht nur auf das verruchte Liebliche Feld mit seinen mächt-hungrigen Cavalleros beschränkt bleiben müsse. Denn Götterstrafe hin oder her, zum Leben eines Gläubigen scheint die Überzeugung zu gehören, daß die Götter, wenn sie schon mal beim Strafen sind, ausgiebig und blind strafen. Von dieser Überzeugung konnte sich auch der junge Geweihte nicht freimachen. Und Brig-Lo war nun einmal eine almadanische Grenzstadt. Allerdings standen sich damals seit Monden an der almadanischen Grenze waffenstarrende Heere der Mittelreicher und Liebfelder gegenüber, so daß diese Trennlinie nicht gerade leicht zu überwinden war, selbst für die Rote Keuche nicht.

»Wie ich schon sagte«, wiederholte der Geweihte, »kann ich Euch noch nichts Weiteres zu seiner Krankheit sagen. Wir werden ihn pflegen, doch gewißlich liegt sein Leben in der Hand der Herrin Pe-raine. Was Euch betrifft ...«

»Ich werde für die Kosten aufkommen«, antwortete Scheijian rasch.

»Das meinte ich nicht. Auch Ihr werdet hierbleiben müssen«, erklärte sein Gegenüber.

»Das ist unnötig. Ich fühle mich sehr gut.«

»Das sagt Ihr! Ein oder zwei Tage mögen vergehen, und Ihr liegt darnieder wie Euer Freund! Versteht, Ihr handelt in Eurem eigenen Interesse, wenn Ihr bei uns bleibt!«

Scheijian wußte zwar nichts von der Roten Keuche, doch die Entwicklung der Dinge gefiel ihm nicht: »Da scheint Ihr meine Interessen nicht ganz zu kennen! Wißt, tatsächlich sind sie derart, daß ich jetzt gehen werde, und wenn ich es mir recht überlege, so lauten meine Interessen auch, daß ich meinen Gefährten wieder mitnehmen werde!«

»Das werde ich auf keinen Fall erlauben!« Der Priester erhob die Stimme zu einem schrillen Falsett und warf sein gesamtes Gewicht als Geweihter der Zwölfe in die Waagschale. »Wißt Ihr nicht, Wahnwitziger, wo Ihr seid? Ich werde nicht zulassen, daß Ihr die Seuche in die Stadt ...« Er verstummte abrupt, denn letzteres hatte er nicht laut aussprechen wollen.

Noch mehr Zeit zum Zetern wollte Scheijian dem Geweihten nicht geben. Rasch griff er ihm ins Gewand und zog ihn zu sich heran. Solche Unverschämtheiten waren dem Geweihten noch nicht unterkommen! Fassungslos riß er Mund und Augen auf, begegnete Scheijians stechendem Blick und hörte die

eigenartigen Laute aus dessen Mund kommen, als der Magier die arkane Kraft von sich zu dem Geweihten fließen ließ. Von einem Augenblick auf den anderen sah der Geweihte die Welt aus etwas anderer, viel rosigerer Sicht. »Nun, wie steht es, mein Freund?« fragte Scheijian lauernd, um zu erfahren, ob der Beherrschungszauber gewirkt habe.

»Ich mache mir wirklich Sorgen um dich!« entgegnete der Geweihte und sah mit leicht umflorten Blick auf Scheijian, in dem er nun einen alten Freund sah, an den er sich nur nicht mehr erinnern konnte und den er zuerst gar nicht erkannt hatte, bis dieser ihm die Augen öffnete. Wie peinlich!

»Die Sorge ist gänzlich unnötig!« erklärte der Magier freundlich. »Du weißt, daß ich ein sicheres Urteil habe. Sage, habe ich mich jemals geirrt?«

Der Geweihte dachte angestrengt nach. Nein, da hatte dieser Freund aus vergessenen Tagen recht, ihm fiel tatsächlich nicht ein, daß der Dunkelhaarige sich jemals geirrt hätte. Andererseits fiel dem Geweihten überhaupt nichts über diesen Freund ein! Der Geweihte wollte schon eine Bemerkung dazu abgeben, doch dann dachte der Priester: Es wird meinen alten Freund kränken, wenn er merkt, daß ich mich seiner nicht erinnere. Und das zu recht!

Der Geweihte deutete verschämt auf Elgoran: »Aber der muß dableiben!«

Nach wie vor freundlich lächelnd widersprach Scheijian: »Er hat nicht die Seuche! Du weißt doch, wie ihre Anzeichen aussehen?«

Der Geweihte zögerte: »Schon so wie bei ihm, doch er hat keine eiterblutenden Beulen, das will ich eingestehen.«

»Eben! Darum kannst du wie immer meinem Urteil vertrauen! Denn habe ich dich jemals enttäuscht?«

Wiederum versuchte der Geweihte sich zu erinnern, schüttelte dann aber zerknirscht den Kopf. »Ts, ts, ts!« sagte Scheijian, klopfte dem Perainegeweihten aufmunternd auf die Schulter, griff Elgoran unter den Arm und verließ mit ihm das Spital. Aus den Augenwinkeln bekam er mit, daß der verzauberte Ge-weihte ihnen nachwinkte.

Kaum waren sie aus der Sichtweite des Siechenhauses, da beschleunigte Scheijian seinen Schritt. Der Zauber mochte eine Stunde oder etwas länger anhalten, und wer wußte schon, was der Geweihte dann unternähme? Er mochte den Vorfall für sich behalten, doch ebensogut konnte er Himmel und Niederhölle in Bewegung setzen! Bis dahin, also in einer Stunde, mußte Scheijian einen Medicus für Elgoran gefunden haben, möglichst weit weg vom Tempel! Der Magier dachte nach. Natürlich hatte er in den vergangenen Tage nicht darauf geachtet, wenn er an einem Heiler oder einer Medica vorbeigekommen war, warum hät-

te er das auch sollen? Doch jetzt brauchte er dringend einen Vertreter des heilenden Standes! Scheijian sprach die nächste Vorübergehende an. Die wußte einen Medicus, und zwar unweit des Perainetempels. »Der ist mir zu teuer!« behauptete Scheijian, doch in Wahrheit meinend: Das ist mir zu nah. Dieselbe Antwort gab er aus gleichem Grunde auf den nächsten Vorschlag der Frau.

»Dann solltet Ihr jenseits der Mauern suchen, wenn Euch die Kreuzer reuen!« sagte die Frau barsch und ging weiter.

Jenseits der Mauern, das war bestimmt ein guter Rat, doch wo dort? Eine hölzerne Tafel mit einem Storch darauf schob sich vor Scheijians inneres Auge. Wo hatte er diese Tafel nur gesehen? Der Storch war ihm aufgefallen, weil er lächerlich schlecht gezeichnet gewesen war und mehr wie ein tanzender und überaus fetter Reiher ausgesehen hatte. Scheijian versuchte, das schlechte Abbild eines Storches aus seinen Erinnerungen auszugraben. Ein Storch, ein Reiher, ein überaus fetter Stiefel auf einer Tafel, die an einer Wand aus Bruchstein befestigt gewesen war! Er schüttelte unwillig den Kopf. Kein Stiefel! Ein Storch! Wie kam er bloß auf einen Stiefel?

Endlich fiel ihm ein, wo er den Stiefel gesehen hatte: Irgendwann auf dem Weg zu den Silkwiesen!

Nicht weit weg erblickte Scheijian eine Droschke, de-

ren Kutscherin neben einem der Pferde stand, das aus einem Futterbeutel fraß, den sie ihm umgehängt hatte.

»Kutscherin, bring Sie uns zu den Silkwiesen!« befahl Scheijian und stieg mit Elgoran in den geschlossenen Kutschkasten des Gefährts. Die Kutscherin reagierte auf den festen Ton, der weder freundlich noch unfreundlich war, nur störrisch und unwillig, in vergleichbarer Weise wie ihre Pferde, als sie auf ihren Kutschbock stieg und die Tiere mit einem »Hoi!« zum Antraben brachte.

Die Kutscherin nahm denselben Weg wie Berengars Kutscher vor einigen Tagen. Aufmerksam sah Scheijian zum kleinen Seitenfenster der Kutsche hinaus, damit er das Haus des Medicus nicht verpasse.

»Ich weiß, daß ich sterben werde«, meldete sich Elgoran, der seit dem Abklingen der Droge in dumpfe Teilnahmslosigkeit versunken gewesen war, wieder zu Wort.

»Du wirst nicht sterben!« betonte Scheijian wiederum, obwohl ein Blick auf den Kranken und das schwere Geräusch seines Atems ihn an seinen eigenen Worten zweifeln ließen.

»Doch, ich werde sterben!« widersprach der Roaber. »Sag mir, wer für Feruderan bezahlte! Das ist mein Wunsch, der Wunsch eines Sterbenden!«

»Wenn du ohnehin stirbst, dann brauchst du es nicht mehr zu wissen!« antwortete Scheijian grob und

überlegte, wie er den Roaber überlisten könne, damit der sich mehr anstrenge, gegen die Erkrankung anzukämpfen, die an seinem Leben zehrte. »Indessen, wenn du nicht stirbst, mag ich mich anders besinnen«, fuhr Scheijian fort und dachte, daß kein Schaden daraus entstehen könne, dem Fiebernden zu Willen zu sein, schon gar nicht bei der Geschichte, die er ihm erzählen würde. Denn diese Geschichte behielte Elgoran ganz gewiß für sich.

»Ich ...«, setzte Elgoran an.

»Versprich es! Sag ja, und du sollst es erfahren! Sag nein, und du stirbst dumm, Roabakanan! Wähle!«

»Ich werde nicht sterben!« röchelte Elgoran.

»Sag: Das gelobe ich bei der Gnade Rurs und der Schönheit der Welt! Ich, der ich war, der ich bin, der ich sein werde! Nun mach schon, bevor ich anderen Sinnes werde!«

Langsam wiederholte Elgoran das Vorgesagte. Als er fertig war, lehnte sich Scheijian auf der Sitzbank zurück und gab leise die Antwort auf Elgorans Frage: »Er selbst.«

»Du lügst! Niemand bezahlt für seinen eigenen Tod!«

»Dieser tat es.« Scheijian schwieg für einen Moment und erklärte dann in leierndem Ton: »Die übliche Verfahrensweise besteht darin, daß ein Auftraggeber an die Bruderschaft herantritt. Heißt der Zweite Finger

sein Anliegen gut, so bestimmt er einen von uns, sich der Angelegenheit anzunehmen, worauf der oder die Erwählte für einen stillen oder spektakulären Tod des Opfers sorgt, je nach der Vorgabe dessen, der uns beauftragt hat. Nach diesen Vorgaben versuchen wir uns nämlich bei der Erledigung unserer Arbeit zu richten. Selbstverständlich nicht nach allen, denn schließlich sind wir keine Unmenschen. Doch nun zu dir, Bruderschwester: Auch bei Feruderan war zunächst alles wie üblich. Er hatte einen Namen genannt und bezahlt. Der Zweite Finger sandte einen Bruder aus, um zu erledigen, was zu erledigen war. Der betreffende Bruder brach also auf und bereitete alles vor, um dieses Treffen mit Schwester Tsa herbeizuführen, kehrte dann jedoch unverrichteter Dinge zurück. Zum Zweiten Finger sagte er: ›Ich habe diesen‹ ... sagen wir Menschen, denn ich werde dir nicht verraten, ob es bei dem Auftrag um einen Mann oder eine Frau ging ... ›diesen Menschen erforscht und meine nun, daß es eine sehr schlechte Tat wäre, ihn vor der Zeit der Schwester begegnen zu lassen. Sogar ein Verbrechen.‹ ... Auch die Gründe des betreffenden Bruders will ich dir nicht nennen ... Als der Zweite Finger sich diese Gründe angehört und darüber nachgedacht hatte, sagte er: ›Aber für diesen Tod hat Feruderan bereits bezahlt!‹

Der besagte Bruder antwortete ihm: ›Dann muß man ihm sein Gold zurückgeben, Großv... Zweiter Finger!‹

Hierauf stellte ihm der Zweite Finger die Frage: »Wer hätte diesen Tod verantwortet? Das Herz, das ihn beschlossen hatte, oder die Hand, die ihn herbeigeführt hätte?«

Die Antwort ist einfach, wie du zustimmen wirst, Bruderschwester Elgoran: Es ist das Herz, wie es immer das Herz ist, gleichgültig ob es einem Gemeinen oder einem Herrscher gehört. Auch ist leicht ersichtlich, was der Zweite Finger sagen wollte: Wenn Feruderans Herz einen Tod beschlossen hatte, warum sollte sich sein Entschluß ändern, nur weil sich ihm die Hand für die Tat versagt hatte? Also würde es sich eine neue Hand suchen, um auszuführen, was die Bruderschaft nicht nur abgelehnt, sondern als schlechte Tat angesehen hatte und damit nicht zulassen konnte. Deshalb bezahlte Feruderan für seinen eigenen Tod, und nun gilt er immer noch als Held und nicht als Schurke!«

Elgoran hatte die Augen geschlossen und schien nicht mehr bei Bewußtsein zu sein, so daß Scheijian nicht einschätzen konnte, wieviel der Roaber von der Geschichte mitgenommen hatte. Ob es viel oder wenig war, das spielte keine Rolle, denn das Wichtigste war, daß er ein Versprechen abgegeben hatte, an das er sich in den Phasen der Klarheit erinnern würde.

Als Scheijian das Abbild des Storches entdeckte, befahl er der Kutscherin zu halten. Dieses Haus war nicht

das Haus, an das er sich erinnerte. Zwar war es ebenfalls aus Bruchstein errichtet, doch seine Mauern waren so schief, daß sich die Hauswände in der Mitte sichtlich nach außen wölbten. Auch der Storch war nicht auf eine Holztafel, sondern mit Ruß an die Tür des Hauses gemalt. Was er allerdings mit dem Storch in Scheijians Erinnerung gemein hatte, war, daß auch er eher einem etwas anderen Federvieh ähnelte. Vor dem Haus erblickte der Maraskaner eine Frau, die mit einem Besen die Schneewehe vor der Tür wegkehrte.

»Ich suche einen Heiler!« rief Scheijian und stieg aus der Kutsche. Die Frau sah auf. Ihr jugendlich rotes Haar stach so stark von dem furchigen Gesicht mit den weißen Augenbrauen und dem gleichfalls weißen Bärtchen auf ihrer Oberlippe ab, daß Scheijian an die Echtheit seiner Farbe nicht glauben wollte.

»Bist wohl richtig bei mir!« sagte die Frau. »Siehst aber nit krank aus!« Sie hatte eine auffällige Art zu reden, da sie jedes ›I‹ überdehnte und dafür jedes ›K‹ zu einem knackenden Laut machte: Siehst niet kran'kk aus!

Scheijian erklärte ihr, daß nicht er der Hilfesuchende sei, sondern sein Begleiter.

In der Stube ihres Hauses, in dem Dutzende tönerne Vasen mit vertrockneten Zweigen und Blumen standen, sah sich die Heilerin den Roaber näher an. Sie schob seine Lider zurück, schnüffelte an seinem

Atem und sagte dann: »Mag die Kält nit, mag Firuns Atem nit leiden. Ist ein Sonnenkind. Mußt ihm geben Krauttee und Salb und mußt ihn schlafen lassen. Zwiemal am Tag, zwiemal in der Nacht. Dann willst warten, zwiemal ein Tag und zwiemal ein Woch, als beides! Will's ihm bald wieder gut gehn. Tust' nits, willst ihn haben keine zwie Tag mehr!«

Obwohl die Frau nicht der Heiler war, den Scheijian ursprünglich hatte aufsuchen wollen, und obwohl die Alte ebenfalls nicht klar ausgedrückt hatte, was dem Roaber fehlte, ließ Scheijian Elgoran bei ihr zur Pflege. Nicht weil er die Heilerin als besonders befähigt in ihrer Kunst eingeschätzt hätte – das konnte er nicht beurteilen –, sondern wegen der Art, wie sie ihm erklärt hatte, wie Elgoran zu helfen sei. Denn diese Fülle von Zweien schien dem Maraskaner ein gutes Zeichen zu sein.

Zwei Wochen und zwei Tage, also sechzehn – ebenfalls ein gutes Zeichen –, sollten also bis zu Elgorans Genesung vergehen. Das ergäbe genügend Zeit, um das noch fehlende Wissen über den Gouverneur zu ergänzen. Dann konnte das Attentat endlich stattfinden. Doch über Teppiche sprachen wir bereits.



... *im* ...

... beinahe schon wieder vergessen, hätte sich die dicke Jette nicht so angestellt. »Wer ist denn das auf deinem Talerchen, Schusterchen?« hatte sie gefragt und Haldan dabei angesehen, als traue sie ihm nach all den Jahren zu, daß er ihr eine falsche Münze andrehe! »Wird doch wohl kein Asker Batzen sein!«

»Ein dummes Ding bist du, Fjette!« hatte Haldan geantwortet. »Weißt von gar nichts! Ein Liebfelder Taler ist das! Weißt wahrscheinlich auch nicht, wo das ist? Kennst Vinsalt? Kennst nicht, nein, kennst nichts. Jetzt zieh endlich dein Mieder aus!«

Selbstverständlich hatte Jette wie immer, wenn er sie so nannte, nach Haldan geschlagen, denn diesen Spitznamen mochte sie gar nicht leiden!

Der Schuster grinste in sich hinein und griff nach dem Stück Leder, das er eben zu einer Sohle zugeschnitten hatte. Leise öffnete sich die Tür, und ein Mann mit pfefferfarbenem ...



Das Wollnashorn

Die Ironie des Schicksals, eine Laune der Götter oder vielleicht auch einer dieser fragwürdig unglücklichen Zufälle wollten es, daß Scheijan drei Tage später selbst eines Heilers bedurfte. Bis dahin aber hatten die Rebellen einen gangbaren Weg gefunden, auf dem sie zu Parinors Rotem Gemach vordringen konnten. Wie auch schon früher hatte ihnen die ›Mägde-und-Zofen-Kette‹ zu diesem Weg verholfen.

Im Süden des Palastgeländes gab es ein Mauerstück, das mit nicht allzuviel Glück überstiegen werden konnte. Gleich dahinter schlossen sich die Gärten der Kaiserlichen Hofküche und die Vogelvolieren an, kurzum, ein Gelände, für das sich die Mauerwachen nicht sonderlich interessierten. Hielt man sich hinter diesem Garten eng an der Trennmauer zum Park hin, auf der keine Wachen patrouillierten, so kam man an Stallungen vorbei bis fast zu dem Gebäude, in dem sich Parinor von Halbleth aufhielt. Dieses Haus stand gleich gegenüber des eigentlichen Palastes, jedoch ging Parinors Gemach nach hinten hinaus, nämlich hinter dem fünften Fenster linker Hand, in der zwei-

ten Etage. Ein kleiner Balkon war vor dem Fenster. Allem Anschein nach war die einzige riskante Stelle dieses Weges das relativ offene Gelände zwischen Parkmauer und Gästehaus.

»Wenn der Himmel weiterhin so bewölkt bleibt wie bisher, dann wird dieses kurze Stück nicht so schlimm sein!« meinte Alrech. »Ich habe letzte Nacht die Kleine gefragt, ob's denn auch im Rahjamond nur Wolken gebe und wie ...«

»Da ist immer noch der Schnee!« sprach Garamold gleichzeitig. »Der gefällt mir überhaupt nicht, weil man seinetwegen nachts ...«

»Vielleicht haben wir Glück, und es schneit!« meinte Sumujida. »Ich hätte nie gedacht, daß ich mir diese Unbill ...«

»... man da in eine frohe Stimmung kommen könne?«

»... weiter sieht, als gut für uns ist.«

»... auch noch wünschen würde!«

»Was hat es mit den Volieren auf sich?« fragte Scheijian. »Warum haben sie Vogelkäfige im Kräutergarten?«

»Vielleicht damit diese Gefangenen in ihren Käfigen den Krähen eine Warnung sind?« scherzte Alrech. »Im Winter sind sie leer, daher müssen wir uns nicht um sie kümmern.«

Blieb nur noch Elgoran. Daß bis zu seiner Gesun-

dung noch mehr als zwei Wochen vergehen sollten, war ein schwerer Schlag für die Rebellen gewesen. Sie hatten es satt zu warten und unter Kälte und ungewohnter Nahrung zu leiden. Jetzt, da sie wußten, wo der Gouverneur sich aufhielt, und sie einen Weg zu ihm gefunden hatten, wollten sie handeln. Jeder weitere Tag der Untätigkeit war eine Verlängerung ihrer Qual. Das Unternehmen sollte jetzt endlich seinen Abschluß finden! Daß dieser Abschluß gleichzeitig ihr eigenes Ende sein könnte, spielte in ihren Überlegungen keine Rolle.

»Wenn wir noch länger warten«, sagte Sumujida, »ergeht's uns am Ende wie dem Roaber! Brauchen wir ihn denn wirklich?«

Alrech grinste: »Der wäre vielleicht stinkig, wenn er wiederkäme und alles wäre bereits vollbracht! Allerdings sind's die Sira Roabanak ja gewohnt, daß man sie vergißt!«

»Wir warten auf unseren Bruder!« bestimmte Garamold. »Denn ihn jetzt nicht mehr teilhaben zu lassen, wäre schlecht und ehrlos gehandelt!«

Am Abend des bereits erwähnten dritten Tages war Scheijian zu Gast in Berengars Haus. Der Baron war charmant und geistreich wie in den ersten Tagen ihrer Freundschaft, so daß Scheijian die Hoffnung hegte, daß Berengar seine Gefühle ihm gegenüber lang-

sam wieder in den Griff bekäme. Was die Stimmung des Maraskaners etwas trübte, war ein häufiges Aufstoßen, das ihn seit dem frühen Nachmittag quälte und Mund und Nase mit säuerlichem Geschmack füllte. Er versuchte, dieses Übels mit Berengars Wein Herr zu werden, doch brachte dies nicht die erwünschte Wirkung. Im Gegenteil, ein lästiges Kribbeln und Ziepen in Fingern und Zehen ergänzte das Ungemach. Das viel zu hell erscheinende Licht der wenigen Kerzen blendete Scheijian, so daß er Berengar, dessen Stimme wie aus einer tiefen Grotte zu kommen schien, nur noch undeutlich erkennen konnte. Mitten in einem Satz seines Freundes erhob sich Scheijian aus seinem Sessel. »Mir ist ...«, begann er, schluckte den Speichel hinunter, der in seinem Mund zusammenlief, brach ab und eilte zur Latrine, wo er ausgiebig würgte, war für Berengar nicht zu überhören war.

Als die Würggeräusche aufgehört hatten und einige Zeit vergangen war, ohne daß Scheijian zurückgekehrt war, stand Berengar auf, um nach seinem Gast zu sehen. Er fand ihn in seinem Erbrochenen liegend, die Haut von gelblicher Farbe, ob er noch atmete, war kaum festzustellen. Berengar kniete sich neben seinen Freund, nahm dessen Kopf in die Armbeuge, wischte ihm das Gesicht sauber, vernahm das kaum hörbare Atmen, stammelt ein Stoßgebet zu den Göttern und

rief laut nach seinem Hausdiener: »Emmeran! Rasch einen Medicus!«

Dann trug Berengar den Freund die Treppe hinauf zu seinem Schlafgemach, legte ihn auf das breite Bett mit dem Baldachin, hielt mit der Linken eine Hand, wischte gleichzeitig mit der Rechten die dicken Schweißperlen ab, die sich auf der Stirn des Geliebten bildeten, und bat verzweifelt: »Stirb nicht! Stirb nicht!« Immer wieder hielt er den Atem an, um zu lauschen, ob Scheijian noch ein Geräusch von sich gab.

Endlich kam der Medicus, ein Mann mit einem wallenden, weitärmligen Umhang, dessen Anblick an einen großen Vogel erinnerte. Auf dem Kopf trug er ein zerbeultes Barett, das er auch dann noch aufbehielt, als ihm Emmeran schon lange den Mantel abgenommen und diesen weggetragen hatte. Zusammen mit dem Medicus kamen seine Gehilfen, ein Junge und ein Mädchen, beide etwa zwölf Jahre alt, die so viele Gerätschaften und Taschen mitschleppten, daß man die drei leicht mit einer Reisegesellschaft hätte verwechseln können.

Der Medicus sah sich den Kranken an und begann Anweisungen zu geben. »Heißes Wasser, Unauer Salz, Knoblauch, Zwiebeln!« rief er und sagte leiser zu seinen Gehilfen: »Vom Rondrazahn, Traviane!« Und: »Linnensamenwickel und Belmart, Bub!«

»Er hat etwas Schlechtes gegessen, nun ist ein Gift

in den sechs Säften! Das muß raus!« verkündete der Medicus.

Kaum hatte er das gesagt, begann die Köchin aufzuheulen, die wie der Rest des Gesindes neugierig und aufgereggt an der Tür von Berengars Schlafgemach stand. Sie könne nichts dafür, schluchzte sie laut, bis der Baron sie anherrschte: »Schweig endlich, Irmelgunde! Dummes Ding, er hat hier überhaupt nichts gegessen!« Die Worte allein hätten die Köchin beruhigt, doch Berengars barscher Ton vergrößerte ihre Not. Also lärmte Irmelgunde weiter, bis Gero, der Kutscher, sie wegführte.

Der Medicus hatte sich zwischenzeitlich das Erbrochene bringen lassen und es untersucht. »Einen schlechten Fisch hat er gegessen!« stellte er fest und griff nach Schale und Messer. Er war ein großer Freund des Aderlasses.

Gerade als der Medicus das Messer ansetzte, schlug Scheijian durch schieren Zufall die Augen auf. Nicht daß der Maraskaner auch nur das geringste von dem mitbekommen hätte, was um ihn herum vorging – dazu stand er viel zu nahe an Borons Schwelle –, doch sein starrer Blick war so finster und furchteinflößend, daß der Medicus Messer und Zinnschale fallen ließ, sich räusperte und brummte: »Die Egel, Bub, die mögen's auch tun!«

Als der Medicus alles getan hatte, was seine Kunst

ihm sagte, erteilte er seine letzten Anweisungen: »Warm muß er's haben, und schwitzen muß er! Doch laßt ihn darüber nicht verdursten. Wenn ihr das bekommen könnt, hängt Firungsglocken auf und verbrennt Tobak! Das treibt die bösen Säfte aus dem Kopf. Und vergeßt nicht eine Gabe an Frau Peraine!« Letzteres sagte der Medicus nur, weil seine Kundschaft diesen Rat von ihm erwartete. Da er gesehen hatte, daß Kranke starben, obwohl man viel für sie spendete, andere genasen, für die keiner einen Heller an die Göttin gab, hatte der Medicus für sich den Schluß gezogen, daß die Götter sich von einer einmal getroffenen Entscheidung nur selten wieder abbringen ließen. Als einem Vertreter der vorbeugenden Heilkunst schien es ihm weiser, sich – wie er seinen beiden Gehilfen oft genug einbleute – in den Jahren ohne Qual und Pein »in die Ohren der Zwölfe hineinzubeten, damit sie euch auch dann noch hören, wenn eure Stimmchen schwächlich von Fieber und Sieche sind!«

Die nächsten beiden Tage verbrachte Berengar ein Großteil seiner Zeit an Scheijians Bett. Er hielt die Hand seines Freundes, die sich anfühlte, als sei die Haut mit Wachs überzogen, blickte auf das Gesicht, auf dem sich jede Kante scharf und jede Falte tief abzeichnete, und erzählte dem Bewußtlosen Dinge, die er sich nicht getraut hätte, dem Wachen zu sagen.

In derselben Nacht, die Scheijian auf das Krankenlager warf, erhob sich Elgoran von seinem Lager. An das Versprechen, das er Scheijian gegeben hatte, erinnerte sich Elgoran genausowenig wie an die Geschichte über Feruderans Tod, die er für sein Versprechen erzählt bekommen hatte. Der einzige Gedanke, der dem Roaber beim Erwachen aus seinem Traum im Kopf herumging, war: Ich werde völlig sinnlos sterben!

Deshalb nahm er seine Kleider, verließ das Haus der alten Heilerin und ging durch erneutes heftiges Schneetreiben zurück nach Meilersgrund. In dieser Nacht fiel dem Roaber die Kälte, unter der er so lange gelitten und die er so oft verflucht hatte, nicht auf, ja, er bemerkte nicht einmal, wie seine Haare auf dem Weg zur Unterkunft der Rebellen zu eisigen Strähnen gefroren, denn er war besessen von dem einen Gedanken: Es darf nicht alles sinnlos gewesen sein!

Alrech, Sumujida und Garamold waren hochüberrascht, als sie den breitschultrigen Mann so unerwartet zur Tür hereinkommen sahen, und Alrech beging den Fehler, dem Roaber sogleich zu unterbreiten, daß sie inzwischen herausgefunden hatten, wo sich der Gouverneur aufhielt und wie man an ihn herankam. Kaum hatte Elgoran das vernommen, da sagte er auch schon: »Worauf warten wir noch? Wir wollen es hinter uns bringen!«

Bei Sumujida und Alrech fielen seine Worte auf fruchtbaren Boden. Der Grund, warum sie den Anschlag verschoben hatten, war nicht mehr vorhanden. Wäre es nach ihnen gegangen, so wären sie alle vier noch in dieser Nacht zu den Mauern der Neuen Residenz geeilt. Nur Garamold hatte Einwände: »Ihr seht nicht aus, Roaber, als könntet Ihr viel aushalten. Ihr seid krank, Mann!«

»Das bin ich, Garamold, doch so viel Kraft ist noch in mir, dem Parinor den Tod zu bringen!«

Garamold schüttelte den Kopf: »Wir werden warten, bis es Euch wieder besser geht!«

Elgoran lachte häßlich: »Das wird es nicht mehr! Seht mich an! Das einzige, das mir noch bleibt, ist zu sterben! Und ihr habt darüber zu beschließen, ob mein Tod sinnlos sein soll oder nicht!«

Ein schlimmer Hustenanfall schüttelte ihn. Wenn man den Roaber so ansah, mochte man kaum mehr an seinen Worten zweifeln. Als der Anfall vorüber war, sprach Elgoran weiter: »Seht mich an! Was immer das für eine Sieche sein mag, sie hat bereits über mich entschieden! Ich bin den ganzen Weg von Jergan bis hierher gegangen: Sumujida, Alrech, wollt ihr mich jetzt im Stich lassen? Garamold, bei deiner Ehre, willst du einen Sterbenden verraten?«

Der ältere Mann schüttelte mit zusammengekniffenen Lippen den Kopf: »Nein. Doch wir warten noch

auf den Meuchler. Er wollte morgen früh vorbeikommen.«

Doch Scheijian kam weder am Vormittag, wie es vereinbart gewesen war, noch während des übrigen Tages. Die folgende Nacht verstrich ebenso wie der nächste Morgen, ohne daß man etwas von ihm gehört hätte. Verschiedene Mutmaßungen wurden geäußert. Vielleicht war der Vermißte ja überhaupt nicht mehr in Gareth? Denn was wußte man schon über die Bruderschaft? Scheijians Anführer konnten ihm Weisungen gegeben haben, die keiner der Rebellen kannte und die gänzlich oder gar nicht mit dem gemeinsamen Ziel übereinstimmten. Oder er war letztlich doch zurückgeschreckt vor der Gefährlichkeit der Aufgabe. »Er ist nicht wie wir!« sagte Alrech nicht ganz zu unrecht. »Ihm bedeutet diese Queste nicht dasselbe wie uns! Sie ist für ihn nur einer von vielen Morden, die er begangen haben mag!«

»Vielleicht ist er auch unter ein Fuhrwerk geraten und tot!« mutmaßte Sumujida.

Am frühen Nachmittag wußte Garamold dem Drängen der anderen drei, die eine gemeinsame Front gegen ihn gebildet hatten, nichts mehr entgegenzusetzen. »Heute nacht vollbringen wir's!« sagte er daher.

Selbst in der Nacht ist die Neustadt Gareths nie völlig dunkel, denn kein Tag vergeht, an dem nicht wenig-

stens in einer der prachtvollen säulengesmückten Villen, die die Neue Residenz umgeben, ein ausgelassenes Fest gefeiert wird. Nicht viel anders geht es im Herzen dieses Stadtteils zu, den Kaiserlichen Palastanlagen. Denn unter den Hunderten von Fenstern der Haupt- und Nebengebäude finden sich stets einige bis in die Morgenstunden erleuchtete, hinter denen man fröhliches oder geschäftiges Treiben vermuten darf. Genauso war es auch in dieser Nacht. Die Wolkendecke war etwas aufgerissen, so daß sich ein Teil der schmalen Madamalsichel zeigte.

Die Rebellen standen unweit der Südmauer der Anlage, warteten und zählten leise, während die beiden Wachen auf dem Wehrgang weitergingen. Bis etwa dreihundert konnte man zählen, dann kämen die Soldaten wieder an diesem Teil der Mauer vorbei. Bei ›fünfzig‹ rannte Alrech aus dem schützenden Schatten zur Mauer und warf sein Seil, das sich schon beim ersten Wurf an einem Vorsprung verfing. Der Junge grinste stolz, winkte die anderen drei herbei und begann sogleich mit dem Aufstieg, indem er bei nahe waagrecht am Seil hängend die Wand hinaufhastete. Derweil standen seine Gefährten sichernd mit gezückten Waffen am Fuß der Mauer.

Nacheinander folgten Alrech die restlichen Rebellen. Auf der Mauerkrone lösten sie das Seil, banden es um einen Vorsprung an der gegenüberliegenden Seite

und kletterten auf die gleiche Weise, auf die sie auf die Mauer gelangt waren, auf der anderen Seite wieder hinab. Dann ein rascher Zug, und das Seil fiel auf ihrer Seite zu Boden. Sogleich drängten sich die vier an die Innenseite der Mauer und warteten. Sie waren nun wie geplant in den Nutzgärten der Residenz. Schwarze Stangen, die aus dem Boden ragten, ließen vermuten, daß sie zu anderen Jahreszeiten Rankengewächsen Halt gaben. Die nicht übersehbaren leeren Vogelkäfige wirkten im Dunkel wie geheimnisvolle Apparaturen.

Abermals waren die Schritte und Stimmen der Mauerwachen zu vernehmen. Sie wurden lauter und wieder leiser. Als die Wachen genau über ihnen waren, begann Garamold stumm zu zählen. Bei ›ein-hundert‹ nickte er. Die Rebellen rannten gebückt durch den winterlichen Garten zu einem Gebäude, von dem sie wußten, daß es ein Lagerhaus war. Den Rücken dicht gegen die rauhe Wand des Gebäudes gepreßt, hasteten sie weiter bis zu seinem Ende, dann die etwa zwei Schritt hohe Mauer entlang, an die das Lagerhaus gebaut war und die die eigentlichen Palastanlagen von den kaiserlichen Gärten mit ihren Alleen, Rondellen und kleinen Teichen trennte.

Das Haus, in dem der Gouverneur vermutet wurde, war nun zu sehen: ein länglicher Kasten von bald siebzig Schritt Ausmaß. Ein weiteres Gebäude, von dem die Rebellen nichts gehört hatten, stand auf hal-

ber Strecke rechtwinklig dazu. Eine nicht unwillkommene Überraschung, da das Haus die freie Strecke, die sie noch zu überqueren hatten, unterteilte. Sie warteten, rannten, warteten und standen endlich an der Rückseite des Hauses, zu dem zu gelangen sie schon seit Wochen geplant hatten.

Nur vier seiner Fenster waren noch erleuchtet. Das fünfte Fenster in der zweiten Etage von links aus gesehen war dunkel. Wie vor allen anderen in dieser Fensterreihe, befand sich auch vor diesem Fenster ein Balkon, allenfalls einen oder zwei Spann tief. Garamold fluchte leise: »Diese Balkönchen sind viel zu eng, als daß man ein Seil werfen und sich hinaufschwingen könnte, ohne daß jemand etwas davon hört! Wir müssen vorne hinein!«

Leise schllichen sie weiter bis zur Vorderseite des Hauses, von wo aus man auf den kaiserlichen Palast mit seinen mächtigen Seitenflügeln sah. Das Gästehaus hatte mehrere Eingänge, die von Laternen an gußeisernen Haltern flankiert wurden. Die Rebellen nahmen den nächstgelegenen Eingang. Er führte zu den teppichbedeckten Stufen eines Treppenhauses, das spärlich von Wandleuchtern erhellt wurde. Kleine und riesige Bilder verschiedener Epochen hingen an den Wänden.

Dann waren sie in der zweiten Etage angelangt. Stumm zählend, den nackten Stahl in Händen, schli-

chen die Attentäter von Tür zu Tür. Eins, zwei, drei, vier, fünf!

Eine Tür in der Mitte des langen Flurs öffnete sich, und ein Mann mit einem großen Zinnhumpen trat schwankend heraus. Als er die vier Rebellen entdeckte, hob er seinen Krug. »Na-Nachtschwärmer! Ist ja doch noch jemand auf!« lallte er und verfiel in ein glücksendes Lachen.

»Nacht ist's erst, wenn nichts mehr in die Plauze geht!« antwortete Elgoran geistesgegenwärtig. »Äh ... Bruder!«

»Bruder?« lallte der Betrunkene. »Mein Bruder? Hab die alte Stinkranze seit Monden nicht ...«

Steifbeinig, leicht vornübergebeugt, kam der Mann näher. Plötzlich blieb er stehen. Scheppernd fiel ihm der Humpen aus der Hand, als er die Klingen in den Händen dieser vier vermeintlichen Nachtschwärmer sah, und wie von einer Hornisse gestochen machte er kehrt und rannte brüllend den Flur hinab: »Mörder! Zu Hilfe! Mörder!«

Alrech setzte ihm einige Schritte hinterher, doch da öffneten sich bereits andere Türen, die sofort wieder zugeschlagen wurden. In wenigen Augenblicken verwandelte sich die gesamte Etage in ein Tollhaus!

Garamold stieß die Tür zu Parinors Zimmer auf und stürmte hinein. Das Madamal und die Leuchter des Flurs warfen ihr Licht auf ein paar Sessel und ei-

nen kleinen Tisch, auf dem ein angefangenes Weiße- und-Rote-Kamele-Spiel stand. »Das ist nicht sein Zimmer!« brüllte Garamold.

»Da ist er!« schrie Alrech vom Flur her. »Da drin ist er!« und begann wild gegen eine Tür zu treten, die für einen kurzen Augenblick offen gewesen war. Den gemeinsamen Anstrengungen der vier konnte die Tür nicht lange standhalten. Die Rebellen stürzten in einen Raum, der von einem großen zerwühlten Bett beherrscht wurde. Jedoch war keine Menschenseele zu entdecken.

Plötzlich hörte Alrech hinter sich ein pfeifendes Geräusch. Der Junge wirbelte herum und sah eine schattenhafte Gestalt, die einen Morgenstern schwang. Äußerst knapp duckte sich der junge Rebell unter dem Schlag weg und schlug mit aller Kraft mit seinem Schnitter zu. Ein mörderischer Schlag! Die Klinge drang dicht am Hals des Angreifers in dessen Schulter ein und trennte ihm den Kopf halb ab.

Doch der Mann war trotz der schrecklichen Wunde nicht sofort tot! Grauenhaft schreiend taumelte er auf den Flur hinaus, wo er stürzte. Sein Leben schoß rot aus seinem Körper, spritzte gegen Wände und Türen, tränkte den Teppich, der schon bald dieses viele Blut nicht mehr aufsaugen konnte. Alrech stammelte, als er das alte Gesicht seines Opfers sah: »O verdammt! Er ist es überhaupt nicht!«

Der Mann brüllte!

Und brüllte!

Und brüllte!

Und brüllte!

»Schlag ihn endlich tot!« kreischte Sumujida und rannte zum Ausgang des Zimmers. Alrech war schneller. Auf dem Gang brachte er mit einem raschen Streich zu Ende, was er angefangen hatte.

»Aber er muß hier irgendwo sein!« schrie Elgoran in hilfloser Enttäuschung und trat bereits gegen eine andere Tür. »Komm raus, Hund! Komm raus!«

»Paß auf, Sumujida!« gellte Alrechs Warnung. Blitzschnell sprang die Rebellin zur Seite. Eine alte Frau mit aufgelöstem Haar stürmte an ihr vorbei – alt genug, um eine Großmutter zu sein, alt genug, um eines alten Mannes Mutter zu sein.

Die Frau hatte sich eine Zierhellebarde gegriffen und wie eine Lanze unter den Arm geklemmt. Sie sah aus wie die leibhaftige Rache, und tierische Schmerzenslaute schrillten aus ihrer Kehle: »Gos-wiiien! Gos-wiiien!«

Sumujida führte einen Schlag mit dem Schnitter. Die Frau strauchelte, stürzte auf ihren toten Sohn, während die Hellebarde ihren Händen entwich, durch die Luft schoß und sich in Elgorans Seite bohrte. Sumujida sah zu Alrech, ihrem Lebensretter. Der Junge machte eine gekünstelte Verbeugung – »Nicht

der Rede wert!« – und einen jähen Satz nach vorn, als ein Armbrustbolzen seinen Nacken durchschlug!

Von der kurzen Seite des Ganges kamen nun mehrere Bewaffnete. »Da rein!« befahl Garamold, und die drei noch Lebenden sprangen in den Schlafraum des ersten Getöteten und schlugen die Tür zu.

Klack, klack, klack, machte es, als sich drei weitere Armbrustbolzen ins Holz des Türblatts bohrten.

»Wir müssen hier weg!« sagte Garamold.

»Ich werde nicht mit euch kommen, Bruderschwestern!« antwortete Elgoran. Er hatte eine Hand gegen den Körper gedrückt, dickes Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor. »Ich wäre euch nur eine Last! Und ich wußte schließlich, daß ich sterbe!«

Niemand versuchte ihn zu überreden. »Dann nimm wenigstens das!« antwortete Garamold und tauschte sein Tuzakmesser gegen Elgorans Schnitter.

Er und Sumujida rannten zur Tür des Balkons, rissen sie auf und sprangen in die Tiefe, im selben Augenblick, als Elgoran die Zimmertür aufriß und mit einem pathetischen »Freiheit oder Tod!« schwertschwingend auf den Flur hinausstürmte, den wartenden Soldaten entgegen.

Garamold und Sumujida kamen hart auf dem verschneiten Pflaster des Palasthofes auf. »Mein Fuß!« stöhnte die Rebellin. »Ich glaube, der ist hin!«

»Du nicht auch noch!« sagte Garamold entschlossen, hakte seine Gefährtin unter, und halb humpelnd, halb rennend hasteten die beiden zu der Trennmauer zu den Parkanlagen. Garamold schwang sich auf die Mauer, nahm Sumujidas Hände, zog sie hoch, und gemeinsam plumpsten sie auf der anderen Seite zu Boden.

Inzwischen war fast die gesamte Residenz zum Leben erwacht. Allenthalben wurden Laternen und Fackeln entzündet, Söldner und Krieger, gerüstet oder im Nachthemd, rannten mit Schwertern, Lanzen und Säbeln wirr durcheinander. Denn die meisten wußten nicht, was überhaupt im Gange war, außer daß das Reich in Gefahr schien, außer daß es galt, mit dem eigenen Leben den Herrscher und die kaiserliche Familie zu schützen! Doch barsch gebrüllte Befehle brachten geschwind eine eiserne Ordnung in diesen aufgescheuchten Ameisenhaufen.

Sumujida und Garamold trachteten unterdessen, einen Aufgang zur Außenmauer des Parks zu erreichen. Doch auch in diesem Bereich waren die Wachen alarmiert worden. Während in den Höfen bereits das Gerücht kursierte, jemand habe den Reichsbehüter Brin angegriffen und schwer verletzt, handelten die Wachen in diesem Bereich des Palastbezirks in dem Glauben, irgendein Frischling habe wieder einmal fälschlicherweise Diebe gesehen, wie jedesmal, wenn

ein Trupp Neulinge der Palastwache zugeteilt wurde. Das erklärte die gewisse Laschheit, die die Parkwachen an den Tag legten, und den Umstand, daß erst ein paar die Mauern verlassen hatten, um das Gelände nach den wirklichen oder eingebildeten Dieben zu durchkämmen.

Die beiden Rebellen hatten den Park fast zur Hälfte durchquert, als eine dieser wenigen Streifen sie zwang, Schutz zu suchen hinter einem wildwuchern- den, immergrünen Gesträuch, das auch im Winter oder vielleicht erst recht im Winter hervorragend ge- dieh.

Die zwei Wachen waren schon fast an dem Ge- büsch vorbei, als eine der beiden Soldatinnen mehr der Form halber als aus wirklichem Anlaß mit ihrem Schwert in das Gebüsch schlug, hinter dem sich Sumujida und Garamold verborgen hatten.

Ohne zu zögern, schlug Sumujida zurück.

Als die Soldatin sah, daß von ihrem kräftigen Arm von einem Augenblick auf den anderen nur noch ein Armstumpf übrig war, verdrehte sie die Augen und kippte bewußtlos vor Entsetzen in den Schnee. Ihre Gefährtin setzt sich ein Stück ab und schrie: »Sie sind hier! Sie sind hier im Park!«

Ungeachtet ihres Geschreis spurteten die Rebellen weiter. Doch so einfach konnten sie der Soldatin nicht entkommen. Laut verfolgte sie die Maraskaner:

»Herbei, herbei! Sie sind beim Rondell! Sie sind beim Brunnen! Sie sind beim Rosenteich!«

Von den Mauern eilten nun zusätzliche Soldaten in den Park, andere strömen zu den Toren herein, wiederum andere quollen über die niedrige Mauer zwischen Höfen und Park, wie Lachse auf ihren Laichzügen über Stromschnellen und Felsstufen im Fluß. So dauerte es nicht lange, bis Sumujida und Garamold von fast zwanzig Bewaffneten umzingelt waren. Die Soldaten formten einen engen Kreis, steckten Speere, Piken und Schwerter in die Mitte, wo Garamold und Sumujida Rücken an Rücken standen. Fackeln aus der zweiten Reihe warfen ihr flackerndes Licht auf die mordbereite Szenerie.

»Wir geben nicht auf!« flüsterte Garamold auf Maraskani und zischte hart: »Jetzt!«

Sumujida verstand das Zeichen. Schrillkreischend führte sie einen aufmerksamkeitsheischenden Scheinangriff aus, den Garamold nutzte, um gewandt unter zwei Piken hinwegzutauchen und ihre Träger mit schnellen Hieben zu verwunden.

Augenblicklich wurde der Kreis weiter.

»Ich beging einen Fehler, als ich dem Roaber das Tuzakmesser überließ!« knurrte Garamold. »Andernfalls wären die beiden jetzt tot.«

»Zu spät, Bruderschwester!« raunte Sumujida und wurde lauter, so daß sie ein jeder vernehmen konnte:

»Diese da, mit der gebrochenen Nase: Wollen wir wetten, daß ich sie als nächstes erwische?«

Ein böser Reigen begann. Manchmal griffen die Rebellen an und trieben den Kreis um sich näher an die Mauer, dann wieder drängten die Soldaten die Rebellen von der Mauer weg. So bewegte sich der Kreis, den die Soldaten bildeten und dessen Mittelpunkt die Rebellen waren, quer durch den Park. Die Soldaten hatten keinen Grund zur Eile.

»Macht Platz, wackere Gemeine!« erscholl eine Stimme. Sie gehörte einem von zwei noch sehr jungen Männern, gekleidet in Waffenröcke, mit Schwertern an den Seiten, Offiziere ihrem ganzen Gebaren nach.

Der Kreis um die Rebellen herum weitete sich und öffnete sich zu den beiden Neuankömmlingen hin.

Die beiden Offiziere schenkten den Eingekesselten kaum mehr als einen flüchtigen Blick. Einer hatte die Hand auf seinen Schwertknauf gestützt und fragte seinen Nebenmann beiläufig: »Mögt Ihr? Wenn Ihr Wert darauf legt, lasse ich Euch den Vortritt!«

Der andere verneigte sich: »Gerne! Wie Ihr wißt, hege ich einen kleinen Groll gegen das aufsässige Geschmeiß!«

Er formte die Hände zu einer Schale, aus der wie aus dem Nichts eine leuchtende Kugel aufstieg, die auf Garamold und Sumujida zuraste, schneller, als ein Mensch laufen kann.

Was? dachte Garamold, als die Kugel ihn und Sumujida erreicht hatte und unter blendendem Getöse explodierte.

Was? dachte er, als er die lebendige Fackel sah, in die sich seine Gefährtin innerhalb eines Herzschlags verwandelt hatte.

Was? dachte er, als der Schmerz zu ihm durchdrang und er bemerkte, daß es ihm nicht anders erging als Sumujida.

Parinor von Halbleth dürfte einer der wenigen gewesen sein, die von dem Vorfall der Nacht nichts mitbekamen, denn wie stets hatte ihm das gelbe Pülverchen, das ihm der Leibmedicus Seiner Allerzwölf göttlichsten Majestät verordnet hatte, einen bleiernen Schlaf beschert. Aus seinem alten Gemach, dem fünften Zimmer auf der zweiten Etage *rechts*, auch Reuther-Zimmer genannt, war er drei Tage zuvor ausgezogen, nachdem er ein blauschillerndes Käferchen über den Boden hatte rennen sehen. Ein maraskanisches Käferchen, das der Gouverneur offenbar mit seinem Gepäck aus Jergan mitgebracht hatte und das sich seit Wochen in den Bodenritzen des Zimmers versteckt gehalten und sich möglicherweise schon vermehrt hatte. Parinor von Halbleth war es gleichgültig, ob der Käfer harmlos war oder nicht. Er verabscheute alles, was klein war und krabbelte oder

rannte, seitdem eines dieser Geschöpfe ihm vor Jahren ein Leiden eingebracht hatte, das sich in Schmerzanfällen äußerte, die von Jahr zu Jahr häufiger kamen und ihn manchmal schier um den Verstand brachten.

»Den Junker Goswin und seine Mutter haben die Eindringlinge getötet?« fragte der Gouverneur beim Frühstück einen Tischgenossen. »Haltet mich nicht für hartherzig, doch stellt Euch vor, das Gesindel wäre ein paar Tage früher gekommen und hätte sich in der Tür vertan! Nicht auszudenken! Hat man denn erfahren, was der Junker für einen Streit mit diesem hinterhältigen Geschmeiß hatte?«



... *im* ...

»... Wort Cavalliero!« sagte die schlanke Frau. Der Mann warf ihr einen unwirschen Blick zu: »Worum geht es denn?«

»Ya Derezza ...«, begann sie.

»Ich will den Namen des verräterischen Deserteurs nicht hören!« antwortete ihr Gegenüber unwillig.

»Das sei dahingestellt, ob ya Derezza ein Verräter ist oder nicht, oder sollte ich vielleicht sagen: war?« gab die Frau wachsam zurück. »Ich bin bei ein paar von denen, die wir befragt haben, noch einmal gewesen. Wißt Ihr, Cavalliero, daß keiner von ihnen mehr lebt? Kein einziger! Habt Ihr mir dazu etwas zu sagen, Cavalliero?«

Ihr Gegenüber sah sie aus leeren Augen an. »Wenn du unbedingt darauf bestehst!« antwortete der Bärtige und ...



Von Türen

Über den gesamten Vorfall dieser Nacht wurde strengstes Stillschweigen verhängt. Denn zu viele besorgnis-erregende Dinge gingen seit Monden im Kaiserreich und an seinen Grenzen vor, als daß man diesen beunruhigenden Nachrichten noch eine weitere hätte hinzufügen wollen: Auch im Hause eures Herrschers, ihr Untertanen, gehen die Mörder ein und aus!

Abgesehen davon sollte das Verschweigen dieses Vorfalls auch verhindern, daß andere sich eingeladen fühlen könnten, dem Beispiel der vier toten Attentäter zu folgen. Also wurde verlautbart: In der Nacht hat die Wache eine Übung abgehalten.

Für einen Mann vom Stande des Barons von Braast war es jedoch nicht sonderlich schwer, das Wesentliche der nächtlichen Geschehnisse in Erfahrung zu bringen.

Berengar war zwar verliebt, aber er war nicht dumm. Er dachte: Vier Maraskaner – darin war man sich ziemlich sicher, denn jemand hatte die mordlüsternen Besucher an der Sprache erkannt – waren in den Palast eingedrungen, ein weiterer Maraskaner,

jedenfalls was die Herkunft seiner Eltern anbelangte, die Berengar nur durch Zufall erfahren hatte, lag krank in seinem Haus. Konnte eine Verbindung zwischen ihm und den Toten bestehen?

Die Frage wühlte Berengar auf. Er stand an Scheijians Bett und blickte auf den immer noch Bewußtlosen. Sah so ein Mörder aus? War dieser unbeschwerte Freund imstande, jemanden hinterrücks zu töten? Nein, bestimmt nicht! dachte Berengar. Das ist eine abwegige Idee! Doch dann fiel ihm wieder ein, wie überlegen Scheijian mit den beiden Straßenräubern umgesprungen war. Der Baron biß sich auf die Lippe und tat seinen Verdacht als Hirngespinst ab: Hätte ich in jener Nacht eine Waffe mit mir geführt, dann wäre es diesen Strolchen noch schlimmer ergangen, ohne daß ich deshalb ein gewalttätiger Mensch bin oder jemand, der nächtens in Paläste eindringt und alte Männer und Frauen abschlachtet.

Doch die Zweifel blieben. Berengar war ein Würdenträger des Reiches, er hatte einen Lehnseid abgelegt, und der Mord in der Neuen Residenz war Hochverrat und ein Angriff auf das Reich! Was soll ich tun? dachte der Baron. Zumindest müßte er jemanden von Scheijian in Kenntnis setzen, damit seine Angaben überprüft würden. Sollten sich Scheijians Behauptungen als unwahr und er sich als Mitwisser des Gemetzels erweisen, dann würde man ihn viertei-

len. War er nicht schuldig, dann bliebe es für ihn bei einem mehr oder weniger unangenehmen Verhör.

So oder so, gleichgültig, was bei einer Überprüfung herauskam, Berengar hätte Scheijian für alle Zeiten verloren!

»Er ist unschuldig und hat mit dem Vorfall in der Residenz nichts zu tun«, dachte der Baron laut, und sehr, sehr leise: »Und selbst wenn ...«

Kurzentschlossen nahm Berengar den Schwamm aus der Schüssel neben Scheijians Lager und wischte ihm sanft den Schweiß von der Stirn.

Doch so einfach zertritt sich ein einmal gekeimter Zweifel nicht. Zwei Tage später hatte sich Scheijians Zustand deutlich verbessert. Er war bei Bewußtsein, konnte sogar das Krankenlager wieder verlassen, auch wenn er noch etwas zittrig auf den Beinen war.

Im Laufe des Tages, gegen Abend mehr, erzählte Berengar seinem Freund von dem Vorfall in der Neuen Residenz. Während der Baron sprach, stand er am Fenster und drehte Scheijian den Rücken zu. Er wollte sicherstellen, daß er am Ende nicht doch etwas sah, das er nicht sehen wollte.

»Und was ist aus diesen Eindringlingen geworden?« unterbrach ihn sein Freund. »Bestimmt hat man sie verhört, bevor man sie hinrichtete?«

»Dazu kam es nicht mehr!« erklärte Berengar. »Sie wurden bei ihrer Festnahme erschlagen.«

»Nachdem sie vollbracht hatten, was sie wollten?« kam die Stimme von hinten.

»Warum willst du das wissen?« fragte Berengar angespannt.

»Nur aus Neugierde. Niemand dringt ohne Grund in das Haus eines Kaisers ein.«

»Das nimmt man an«, antwortete der Baron nach einer längeren Pause. »Sie erschlugen einen Junker und seine Mutter, sowie einige Reisige.« Plötzlich wandte er sich um und stellte die Frage, die in ihm nagte: »Kanntest du diese vier?«

Scheijian räkelte sich in dem Sessel, in dem er gerade saß, und zog eine Grimasse, aus der niemand etwas hätte herauslesen können: »Woher sollte ich wohl?«

»Verzeih mir, mein Freund, ich war dummi!« rief Berengar aus, dem diese Antwort völlig genügte und dem ein Stein vom Herzen fiel. Nun begann er zu erzählen, was ihm im Kopf herumgegangen war, welche törichten Gedanken! Berengar war nach Wahrheit und Offenbarung zumute, deswegen gestand er schließlich auch: »Und selbst wenn, ich hätte dich nicht verraten und niemandem übergeben!«

Scheijian sah den Baron stirnrunzelnd an: »Nicht unbedingt das, was dein Herrscher von dir erwartet!«

»Was sollte ich tun?« entgegnete Berengar hilflos. »Ich liebe dich!«

»Ich sagte dir, daß du das nicht sollst!« erwiderete Scheijian ärgerlich.

»Ich kann nichts dagegen tun!« rief Berengar. »So sehr ich es auch versuche!«

Doch ebensogut hätte der Baron einem verwundeten Raubtier mit dem Schnupftuch vor der Nase wedeln können! Scheijian sprang wütend auf: »Nichts tust du! Wie oft habe ich dir gesagt, daß ich dich nicht liebe und daß ich dich auch niemals lieben werde! Doch du benimmst dich, als seist du taub!« Scheijian äffte den Baron nach: »Was soll ich dagegen tun? Ich kann doch nichts dagegen tun! Sag, hat dir Schwester Hesinde keinen Krümmel an Verstand, haben dir die Rondra und Phex kein bißchen Willenskraft geschenkt? Laß mich endlich zufrieden!«

Im Grunde sprach nur die Enttäuschung aus Scheijians Mund. Der Mordplan war katastrophal gescheitert, die gesamte Vorbereitung darauf hatte sich als wertloser Plunder erwiesen, und seine Gefährten waren nun allesamt tot! Wie lange mochte es dauern, bis die ersten Zweifel daran wach wurden, daß die vier Toten nur eines unbedeutenden Junkers wegen in die kaiserliche Residenz eingedrungen sein sollten? Und unabhängig davon: Wie lange mochte es dauern, bis man ihre Spur nach Meilersgrund zurückverfolgt hatte, wo man erfuhr, daß es noch eine weitere Person gab? Und Berengar, dieser liebeskranke Tor, hörte

einfach nicht auf, ihn zu quälen! Doch für Berengar sprach nur die noch nicht überwundene Erkrankung aus Scheijians Mund. Denn hatte er sich nicht in den vergangenen Tagen um ihn gesorgt und gekümmert? Konnte er dafür nicht Dankbarkeit und Zuneigung erwarten?

So gab ein Wort das andere, und schließlich endete das Wortgefecht damit, daß Scheijian, der sich nicht mehr anders weiterzuhelfen wußte, Berengar schlug! Totenstille kehrte im Raum ein. Auch aus dem übrigen Haus drang kein Geräusch, denn Berengar hatte seiner Dienerschaft an diesem Tag freigegeben.

Der Baron wischte sich mit der Hand über den Mund, blickte auf die roten Schmierer auf seinem Handrücken und sagte mit rauher Stimme: »Ich verstehe, daß ich mich von meinen Gefühlen dazu hinreißen ließ, Euch zu belästigen und meinen Stolz zu vergessen. Dafür entschuldige ich mich bei Euch!« Berengars Augen blitzten auf: »Doch wärt Ihr einer meiner Gemeinen, so ließe ich Euch für diesen Schlag auspeitschen und baumeln! Wärt Ihr von Stand, so stündet Ihr mir mit der Klinge Rechenschaft dafür! Doch da Ihr beides nicht seid, werdet Ihr nun mein Haus verlassen, ehe sich mein Sinn wandelt! Verschwindet!«

Wortlos griff Scheijian nach seinem Umhang, ging durch die Tür die Treppe hinunter und aus Berengars Haus hinaus.

»Recht geschieht's ihm!« dachte Scheijian zornig. »Ich hätte ihn noch viel stärker schlagen sollen!« Er stellte sich vor, wie er Berengar nach Leibeskräften verprügelte.

Ein wenig später blieb er kopfschüttelnd stehen und dachte: Was habe ich da nur angerichtet? Noch ein wenig später schimpfte Scheijian nur noch unaufhörlich über einen unbeherrschten Maraskaner, der sich für einen gebildeten Magus hielt und für ein erfahreneres Mitglied der Bruderschaft, das gelernt hatte, seine Gefühle zu zügeln, dem aber nichts Besseres einfiel, als den einzigen Freund, den er in dieser Stadt hatte, mit einem Faustschlag zu demütigen!

»Das ist alles eine törichte Einbildung!« sagte Scheijian laut.

Zwei Passanten, die ihn gehört hatten und offenbar seine Worte auf sich bezogen, sahen zu dem Vorübereilenden hin und liefen schamesrot an. Zufälligerweise waren sie zwei der drei Jungmagier, deren Gespräch Scheijian vor ein paar Tagen mitangehört hatte, nämlich der kleine Blonde und die Frau. Doch Scheijian nahm sie nicht wahr. Für ihn stellte sich die Frage: Konnte er noch wagen, in den ›Baldachin‹ zurückzukehren? Er entschied sich dafür. Grimmig lächelnd dachte er: »In Meilersgrund haben sie immer nur einen Vermummten gesehen. Und selbst wenn die Wirtsleute dort einmal mehr von mir gesehen hät-

ten, woher sollten sie wissen, woher ich kam oder wohin ich ging?«

Als Scheijian später im Bett seines überheizten Zimmers lag, nahm er sich vor: »Morgen werde ich mit meinem törichten Freund reden!«

Als die Türe seines Hauses zufiel, überkam Berengar die Leere. Mehrmals hatte er in den vergangenen Tagen, diesen schaukelnden, schwankenden Tagen abgrundnahen Glücks gedacht: Nun ist alles vorbei! Und nun war alles vorbei. Scheijian hatte ihn ebenso verlassen wie Pagol. Seinetwegen hatte Berengar seinen Stolz und seine Würde vergessen, und nun war dieser kleine undankbare Secretarius aus Fasar genauso von ihm gegangen wie dieser schäbige Dieb Pagol! Nicht ganz genauso, denn Pagol, der billige Lump, hatte sich nicht gescheut, sein Pferd zu stehlen, als er verschwand. Ein paar hundert Dukaten war das Tier zwar wert gewesen, doch Pagol hätte viel mehr von Berengar bekommen können, hätte alles von ihm bekommen können, was er wollte! Warum also hatte er bei seiner heimlichen Flucht dieses Roß mit sich genommen? Warum war er gegangen als Dieb? Berengar hatte das nie verstanden.

Nach der Trennung von Pagol war Berengar aus Almada nach Gareth geflüchtet und hatte hier nun wieder nur Almada gefunden.

Ihr laßt wohl niemanden aus dem Schicksal entkommen, daß Ihr ihm einmal zugedacht habt? sprach Berengar zu den Göttern. Gab ich Euch denn nicht genug? Hab ich Euch nicht immer geehrt? Sag, Rahja, warum gibst Du mir Liebe, wenn Du mir jeden verwehrst, dem ich sie schenken will? Warum schickst du mir einen Frühlingsboten in diesen Winter in meinem Herzen, wenn er nur der Verkünder eines vorübergehenden Tauwetters ist, dem um so bitterer Frost folgt? Warum läßt Du mich auf dieser gleichmäßigen weißen Schneedecke, die Du auf meine Seele gelegt hast, Spuren finden, wenn sie mich doch nur in die Irre führen? Warum?

»Winter ist in mir, Kälte ist in mir, hinweg mit der Täuschung!« brüllte Berengar zornig und riß Fenster für Fenster seines Gemachs auf, so daß die eisige Luft hereinströmen konnte. Danach zog er sich nackt aus, damit die Winterluft an seinen Körper gelangen konnte. »Das macht mir nichts aus!« sagte Berengar. »Denn so kalt kann mir nicht werden, wie Ihr Götter mein Herz gemacht habt!«

Der Baron öffnete das kleine Walnußschränkchen, nahm eine noch fast volle Karaffe heraus, setzte sich inmitten des Zimmers auf den Boden und begann zu trinken.

Nichts hat Bedeutung! dachte Berengar.

Ich bin allein. Es ist Winter. Vor mir ist nur weißer

Schnee, unberührt und spurenlos. Für heute, für morgen, für immer. Nichts spielt eine Rolle mehr!

Berengar begann zu weinen.

Doch die Götter hörten Berengar nicht. Aber vielleicht antworteten sie ihm auch bloß nicht.



... im ...

... Tür öffnete sich leise und ...



Kahle Bäume

Erst am nächsten Morgen wurde Scheijian das volle Ausmaß der Katastrophe bewußt. Nicht nur, daß er der einzige Überlebende der Gruppe war und damit die gesamte Last der Aufgabe nun allein auf seinen Schultern lag, auch die Ausführung des Attentats war jetzt unvergleichlich schwieriger geworden. Selbst wenn die Kaiserlichen auch weiterhin dem völlig unverständlichen Irrtum über das wahre Ziel des Anschlags nachhingen, so mußten sie doch schnell in Erfahrung gebracht haben, wie die Rebellen in die Residenz gelangt waren. Also würden sie ihre Sicherheitsvorkehrungen überprüfen und verstärken, womit nicht nur dieser eine Zugang in die Residenz und zu Parinor von Halbleth versperrt würde, sondern auch andere. Damit war die Lage beinahe so, als hätten die Attentäter sofort nach ihrer Abreise aus Jergan ihr Vorhaben bekanntgegeben, in den Palastbezirk eindringen zu wollen. Ein einigermaßen rondragefähiges Vorgehen, aber nicht sonderlich tauglich für einen Mord!

Weiterhin: Woran mochten Garamold und die an-

deren gescheitert sein? War ihnen irgendein dummer Patzer unterlaufen? Immerhin schienen sie ja bis in das Gebäude vorgestoßen zu sein, in dem die Gemächer des Gouverneurs lagen. Ein falsches Stockwerk vielleicht? Doch konnten die Kaiserlichen blind genug sein, um zu übersehen, wer sich noch alles in diesem Haus befunden hatte, außer dem unglücklichen Junker? Gewiß nicht! Ihr Dünkel mochte den Garethjas zwar den Blick vernebeln, dachte Scheijian, aber so kurzsichtig konnten sie einfach nicht sein!

Das bedeutete also, daß der Gouverneur nicht in dem Gebäude gewesen war, wo man ihn vermutet hatte, oder zumindest nicht mehr! Jedoch beruhten diese Spekulationen allesamt auf Berengars Angaben, der einem Gerücht aufgesessen sein mochte, das wenig mit dem tatsächlichen Verlauf der Geschehnisse zu tun hatte. Es tat not, Berengar ein wenig genauer zu befragen, von wem er was gehört hatte, was allerdings ein erhebliches Maß an Fingerspitzengefühl verlangte, damit sich der Baron nicht erneut mit dem gefährlichen Gedanken über eine etwaige Verbindung zwischen Scheijian und den Attentätern beschäftigte. »Berengar!« seufzte Scheijian. Zuvörderst galt es, eine ganze Menge Dinge zwischen ihm und seinem Freund zu klären!

Noch vor der neunten Stunde stand Scheijian vor Berengars Haus. Emmeran zeigte sich sehr erstaunt,

den Freund seines Herrn an der Tür zu erblicken, da er Scheijian offenbar immer noch im Hause gewöhnt hatte. Das erübrigte zwar die Frage, ob der Baron schon auf sei, doch Scheijian stellte sie dennoch. Nein, erhielt er zur Antwort, Hochgeboren habe noch nicht sein Gemach verlassen. »Dann richtet ihm aus, daß ich hier war, um ihn um eine Unterredung zu bitten!« trug Scheijian dem Leibdiener auf. »Ich werde in einer Stunde erneut vorsprechen.«

Die ungeplante Verzögerung des bereinigenden Gesprächs mit Berengar nützte Scheijian für einen Abstecher zur Neuen Residenz. Oberflächlich betrachtet schien dort alles seinen gewohnten Gang zu gehen, außer daß die Mauerwachen geringfügig verstärkt worden waren und die Torwachen bei der Kontrolle der Einlaß begehrenden Lieferanten und Dienstboten etwas sorgfältiger ihres Amtes walteten. Für beides brauchte man jedoch ein empfängliches Auge. Allzu verwunderlich war diese unauffällige Verstärkung der Sicherheitsvorkehrungen jedoch nicht, schließlich konnte man nicht gleichzeitig vermehrte Wachsamkeit und Normalität an den Tag legen. Beides widersprach sich.

Etwa eine Stunde später kehrte Scheijian zu Berengars Haus zurück. Der Baron war immer noch nicht an der morgendlichen Tafel erschienen, doch da sein Bekannter offenbar ein dringendes Anliegen hatte

und von seinem Spaziergang durchgefroren war, bat man Scheijian ins Haus. Die Köchin reichte ihm ein warmes Getränk und erkundigte sich nach seinem Befinden, nachdem Scheijian von sich aus das Gespräch darauf gebracht hatte, indem er sich bei Berengars Dienstboten für die zusätzliche Mühe bedankt hatte, die ihnen wegen seiner Erkrankung abverlangt worden war.

Nachdem abermals eine Stunde verstrichen war und Berengars Gast Emmeran verschiedentlich Blicke zugeworfen hatte, erhob sich der Leibdiener, um seinen Herrn zu wecken. Scheijian hatte sich zwar zu rechtgelegt, was er Berengar wegen dieses blödsinnigen Gerangels des vergangenen Abends sagen wollte, die Frage war jedoch, ob er dazu käme? Das Wissen um sein Hiersein mochte Berengar in Rage versetzen, ihn vielleicht dazu verleiten, mit harschen Worten oder gar blanker Klinge die Treppe heruntergestürmt zu kommen, um den gestrigen Faustschlag zu sühnen. Immerhin war Scheijians Freund trotz allem ein Adliger, noch dazu aus dem ehrbesessenen Almada!

Sowohl Berengars zorniges Gebrüll als auch seine eiligen Schritte die Treppe herunter blieben aus. Statt dessen erklang aus der ersten Etage ein kurzer Aufschrei. Nicht einmal sonderlich laut, doch so wenig menschlich, daß Scheijian im Nu von seinem Stuhl am Tischchen des Kleinen Speisezimmers aufge-

sprungen war und in der Eingangshalle des Hauses stand. Er blickte zu der Balustrade, zu der die geschwungenen Treppenflügel hinaufführten. Eine Tür hinter Emmerans Rücken stand einen Spaltweit auf, der Leibdiener selbst stand direkt am Geländer, in das er seine Hände gekrallt hatte, zuckte und würgte und spie in Stößen den Inhalt seines Magens in die Eingangshalle hinab, ungeachtet dessen, wo er stand, ungeachtet dessen, wohin das Erbrochene fiel!

Scheijian rannte die Treppe hinauf in Berengars Gemach. Ein Blick genügte. Sofort schlug der Maraskaner die Tür heftig hinter sich zu, schloß die immer noch offen stehenden Fenster, riß das Tuch vom Tisch und warf es über Berengars Leichnam. Dann trat er wieder hinaus. In der Eingangshalle waren drei von Berengars Dienstboten zusammengelaufen, Emmeran war immer noch am Würgen, obwohl sein Magen nichts mehr hergab.

»Ruft alle in das Kleine Speisezimmer zusammen!« befahl Scheijian. »Und für den da soll die Köchin einen Tee bereiten!« Danach sprach er leise auf den Leibdiener ein, nahm den Zitternden fest am Arm und führte ihn die Treppe hinab.

Wesentliches auslassend, setzte Scheijian Berengars Dienerschaft von dem in Kenntnis, was sich während der Nacht im Hause zugetragen haben mußte. Er sprach behutsam und bestimmend, hin und wieder

einen Blick auf Emmeran werfend, der unbeweglich vor sich hinstarrte und den Becher in seinen Händen so fest umschlossen hielt, als wolle er ihn zerbrechen, und der nicht zu bemerken schien, wie heiß das Gebräu darin die Becherwand machte, noch daß er sich die Finger daran verbrannte.

»Euer Herr war ein guter Herr«, schloß Scheijian. »Er hat es weder verdient, daß sein Geschick in den Gassen Gareths die Runde macht, noch daß ein Bänkelsänger schaurige Verse darüber schmiedet. Denkt daran! Derlei soll nicht an mein Ohr dringen!« Er ließ einen vielsagenden Blick über die Dienerschaft schweifen und deutete auf Gero: »Du wirst die Ob rigkeit verständigen, aber sorge dafür, daß du keinen geschwätzigen Büttel holst, sondern einen, der seine Zunge zu hüten weiß! Weiterhin ist ein Medicus zu holen, der sich um den Körper eures Herrn kümmert und ihn soweit herrichtet, daß er wenigstens etwas von seiner Würde zurückerhält! Außerdem ist ein Bote nach Almada zu senden, um die Verwandtschaft des Barons zu verständigen. Wer ist der Erste unter euch, wer der Zweite?« Die Antwort auf die erste Frage lautete Emmeran. Scheijian deutete auf den Leibdiener und die Frau, deren Name als zweite genannt worden war. »Ihr werdet dieses Haus vorerst an Stelle eures Herrn weiterführen, bis man euch anderes gebietet.« Das erleichterte die Dienstboten, da

Scheijians Worte verhießen, daß sie nicht während des Winters ihre Anstellung wechseln mußten.

»Und Ihr, Herr?« fragte Gero. »Wo wird man Euch erreichen? Was sollen wir antworten, wenn man uns fragt?« Scheijian verstand zwar, daß die eigentliche Frage des Kutschers eher lautete: Könnt Ihr nicht hierbleiben und alles für uns regeln? Doch das wollte der Maraskaner auf keinen Fall!

»Nichts!« befahl er und deutete mit dem Finger in Richtung von Berengars Zimmer. »Eine Rechnung wurde ausgestellt, die auf ihre Bezahlung wartet. Ich habe nicht die Absicht, mir vorschreiben zu lassen, mit welcher Münze.«

Eindeutig, wie Berengars Dienerschaft diese Worte erschienen, sagten sie im Grunde wenig darüber aus, was dieser Freund ihres Herrn eigentlich vorhatte. Doch für Berengars Leute buchstabierten sich die Worte wie ›Rache‹ und ›Vergeltung‹, zumal die ganze Haltung des schwarzäugigen Südländers dafür sprach. Der Priester Luca hatte Scheijian als dunkle Flamme wahrgenommen, wohingegen er für Berengars Gesinde jetzt mehr wie ein gereiztes Katzentier erschien, kurz vor dem tödlichen Sprung.

Genaugenommen ein falscher Vergleich. Doch ebensowenig wie die gefährlichste Raubkatze Maraskans, den rächenden Roten Parder, kannte Berengars garethische Dienerschaft jenen kleinen, scharf-

zahnigen Räuber, der die nächtlichen Wälder der Insel durchstreift, der seine zischelnde und züngelnde Beute stellt, sie grausam spöttelnd umtanzt, bis er – des Spieles leid – sie packt und das Leben aus ihr herausschüttelt – den Mungo, Phex Nachrichters Tier. Woher hätten sie auch?

Nachdem Scheijian Berengars Haus hinter sich gelassen hatte, ging er geradewegs und sehr schnell zum Kaiser-Rauls-Park, in dem er mit Berengar gewesen war. Zu Hause auf Maraskan wäre er zu Freunden gegangen, wo man gemeinsam geklagt und einander getröstet hätte, doch hier in dieser Stadt hatte Scheijian keinen einzigen Freund mehr, außer der Einsamkeit, die eine böse Freundin ist. Nach den Rebellen war nun auch Berengar tot, so war der Lauf der Welt. Er wie die anderen waren getötet worden, auch das war der Lauf der Welt, wie Rur sie geschaffen hatte.

Trauer war noch das schwächste der Gefühle in Scheijians Seele, stärker waren Wut und Hilflosigkeit, am stärksten aber Abscheu und Ekel. Wäre Berengars Mörder – denn der Baron von Braast war ermordet worden – in diesem Augenblick vor Scheijian getreten, so hätte man nicht raten müssen, was sein weiteres Schicksal gewesen wäre. Aber er tat es nicht, weshalb Scheijian, diesem achtbaren Mitglied der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas, der selbst oft ge-

nug den Tod gebracht hatte, nichts anderes übrigblieb, als die glühende Wut in ihm durch den einsamen Lauf durch den verschneiten Park abzukühlen. Nichts anderes, nicht zu dieser Zeit, auch nicht zu einer anderen.

Scheijian hatte zwar gegenüber Berengars Dienschaft den Eindruck erweckt, den Tod des Barons rächen zu wollen, doch gleichzeitig gewußt, daß das eine Lüge war und bleiben würde. Denn abgesehen davon, daß er keine Vorstellung hatte, wer Berengar getötet haben könnte, und sowieso einen immer noch zu erledigenden Auftrag hatte, war Scheijian den Regeln der Bruderschaft unterworfen.

»Folgende Geschichte!« – so pflegte Haridijida, die den jungen Scheijian in der ersten Zeit bei der Bruderschaft unterwies, ihre Beispiele zu beginnen, anhand derer sie Prinzipien und Vorgehensweise des Zweiten Fingers Tsas erklärte. Die Lehrerin war halbblind durch Maraskengift, und ihr milchiger Blick war irritierend, da man nie genau wußte, wohin sie sah. »Folgende Geschichte!« – stets begannen Haridijidas Ausführungen mit diesen beiden Wörtern und endeten schließlich mit der Frage: »Wie würdest du handeln, Bruderschwester?«

Auf eine dieser Fragen – die vorausgehende Geschichte ist nicht sonderlich interessant, behandelte

aber einen ähnlichen Fall, wie Berengars Tod – antwortete Scheijian, den damaligen Täter meinend: »Ich würde ihn töten!«

»Warum?« fragte Haridijida.

Die Frage erschien Scheijian damals so banal, daß er sich wunderte, daß seine Lehrmeisterin sie überhaupt stellte. »Weil er es verdient hat!« antwortete er.

»Sage mir nun, junger Bruder«, hatte Haridijida weitergesprochen, »womit verdient einer den Tod? Welche Arbeiten muß er verrichten, welche Verdienste erwerben, um vor das Angesicht der Schwester treten zu dürfen?«

»Du verstehst, was ich meine«, hatte Scheijian darauf geantwortet, »drum feilsche nicht um Worte mit mir!«

»Nein, ich versteh dich nicht!« hatte die Lehrmeisterin widersprochen. »Niemand verdient seinen Tod! Man stirbt oder wird getötet, das ist alles! Daher gibt es für einen achtbaren Bruder oder eine achtbare Schwester nur zwei Beweggründe, jemanden Schwester Tsa begegnen zu lassen: den Auftrag und die Notwendigkeit, sprich: die Notwendigkeit, die gestellte Aufgabe zu erledigen, oder die Notwendigkeit, die Bruderschaft und ihre Interessen zu schützen! Neid, Mißgunst oder persönliche Rache werden weder bezahlt, noch sind sie notwendige Gründe! Weichen wir davon ab, so enden wir wie die Sekte Zaborons!«

Zaboron – der Name des Gelehrten war eine ständige Mahnung vor dem Fanatismus des Tötens, dem der Philosoph und seine Schüler verfallen waren, in dem Irrglauben, die Schönheit der Welt zu wahren, und der zuletzt selbst ein Opfer seiner eigenen Maßlosigkeit geworden war.

Nein, niemand hatte für Berengars Mörder bezahlt, und eine Notwendigkeit, ihn aufzuspüren und gleichfalls zu töten, bestand nicht.

»Bestimmt ist heute ein ebenso schöner Tag wie alle anderen!« sprach Scheijan zu seinen Göttern. »Doch versteht, daß es mir schwerfällt, ihn so zu sehen!« Widerstrebend beschwore der Maraskaner das abscheuliche Bild herauf, daß sich ihm im Zimmer seines Freundes geboten hatte.

Berengars Mörder hatte Wert darauf gelegt, daß der Baron möglichst lange lebte. Deshalb hatte er ihm die Adern abgebunden, damit er nicht verblutete, bevor er ihm Hände und Füße abhackte. Die abgeschlagenen Gliedmaßen hatte der Mörder sodann vor seinem Opfer aufgereiht, damit Berengar vor seinem Tode genauestens verstand, daß sein Körper lebendigen Leibes zerstört wurde!

Diebe bestrafte man so, indem man ihnen ein Körperteil abschlug, doch niemals Hände und Füße zugleich, eher tötete man sie. Hatte Berengars Mörder

etwa andeuten wollen, daß der Baron etwas gestohlen hatte? So recht konnte sich Scheijian seinen verstorbenen Freund als Dieb nicht vorstellen, jedoch mochte es sich bei der Bluttat um die späte Folge einer sehr alten Geschichte handeln. Berengar hatte bald fünfzig Jahre gezählt, eine lange Zeit für einen schnurgeraden Lebenspfad. Vielfältige Abzweigungen und Verästelungen konnte dieser Pfad gehabt haben, die Scheijian nicht kannte.

Eine kurze Bö fegte durch den menschenleeren Park und gab einem schneebedeckten Ast, der offenbar nur noch so eben die schwere weiße Last ertragen hatte, den Rest. Krachend stürzte er, eine weiße Wolke aufwirbelnd, zu Boden.

Geräusche! dachte Scheijian. Diese Schlächterei kann nicht völlig lautlos vonstatten gegangen sein! Die Dienerschaft war zwar außer Haus gewesen, aber Berengars Villa stand nicht völlig einsam. Man hätte wenigstens die Nachbarn befragen müssen! Allerdings gab es genug Mittel und Wege, Lautlosigkeit herzustellen: ein Knebel, bestimmte Drogen, die das Opfer der Stimme beraubten oder es nicht bemerken ließen, was mit ihm geschah, schließlich Magie. Die ersten beiden Methoden hätten Spuren hinterlassen, die noch später auszumachen waren. Ich hätte seinen Körper untersuchen sollen! dachte Scheijian bitter, und dann: Doch was dann? Kein Auftrag und keine Notwendigkeit!

Zurück in seiner Herberge, wandte sich der Måraskaner wieder der Tätigkeit zu, für die er einen Auftrag hatte. Berengars Dienstboten waren zwar zum Schweigen ermahnt worden, doch mußte man schon sehr leichtgläubig sein, um darauf zu bauen, daß sie sich längere Zeit daran hielten. Sobald sie zu reden begannen, würde sich die Obrigkeit für Scheijian interessieren, und war es nicht die Dienerschaft, so wäre es einer von Berengars Bekannten, der den Baron zusammen mit seinem Begleiter gesehen hatte und darüber nachdächte: Wo mag Berengars Freund abgeblieben sein? Also mußte dafür gesorgt werden, daß Berengars Freund aus Gareth verschwand.

In der Stille seiner Kammer rasierte sich Scheijian vor einem winzigen Spiegel das Haupthaar bis zu einem schmalen Kamm ab, ebenso die Augenbrauen. Das verbleibende Haar wurde blondiert, die freigelegten helleren Stellen der Kopfhaut mittels einer Tinktur aus dem Weidenkorb Scheijians sonstiger Hautfarbe angepaßt. Das Ergebnis war ein konturloses dunkles Gesicht mit flachsblondem Haar. »Ich würde mich dennoch erkennen!« knurrte Scheijian und vollendete mit den Mitteln der Magie, was er mit Alchimie und Messer begonnen hatte. Nun zierte ein struppiger Bart seine Oberlippe.

Mit gesenktem Gesicht, so daß der Wirt Jedrech ben Tuerachi die Veränderung seines Gastes nicht zu

deutlich sah, beglich Scheijian seine Rechnung, denn mit diesem neuen Aussehen konnte er nicht länger im ›Baldachin‹ bleiben. Wortlos strich der Wirt die Münzen ein und sagte plötzlich, als Scheijian bereits an der Tür stand:

»Für einen Wirt ist es stets schmerzlich, einen ruhigen und zuverlässig zahlenden Gast zu verlieren. Sag, Weißhaar, suchst du vielleicht ein Zimmer? Zufälligerweise räumte eben heute ein schwarzhaariger Herr aus dem Süden sein Gemach. Wenn du willst, Fremder, kannst du es haben.«

»Gute Wirte soll man nicht enttäuschen!« sprach Scheijian und kehrte zurück in das Zimmer mit den erfrorenen Wanzen.

Die Umstände des Todes von Berengar von Braast wurden ebenso vertuscht wie der Anschlag in der Neuen Residenz. Auch wenn zwischen beiden Vorfällen kein Zusammenhang sichtbar war, so handelte die Garether Obrigkeit auch in diesem Fall aus den gleichen Beweggründen wie zuvor. Insgeheim wurde die Suche nach dem Mörder des almadanischen Barons noch bis Anfang 28 Hal betrieben, wenngleich mit mehrmonatigen Unterbrechungen. In den letzten Tagen des Rondra 28 Hal wurden diese Nachforschungen dann endgültig eingestellt. Das Garethische Kaiserreich hatte mittlerweile dringlichere Probleme,

so daß ein toter Baron mehr oder weniger nicht mehr weiter ins Gewicht fiel.



... im ...

... ein einzelner Toter etwas an dem ändern, das begonnen hatte? Wäre dem so, dann müßte eine stille Vereinbarung darüber herrschen, was ein wichtiges Leben sei und was ein unwichtiges. Diese Vereinbarung existiert ebensowenig wie die Übereinstimmung, welcher Tod als bedeutsam anzusehen ist und welcher nicht. Nicht in der Sicht der Welt, wohl in der Sicht des Opfers, bisweilen auch in der Sicht des Täters. Doch nicht immer. Daher mag nicht verwundern, daß sich fortsetzte, was begonnen hatte, und Tür um Tür sich leise ...



Ein Ausflug

Die nächsten beiden Tage verbrachte Scheijian auf seinem Zimmer, dann wagte er sich wieder hinaus in die Straßen Gareths, wo er zuerst einen Trödler aufsuchte, um sich wieder einmal neu einzukleiden. Sein neues Gesicht sollte nicht durch eine altbekannte Kleidung verraten werden. Das abgewetzte Gewand – viel speckiges Leder, viele Nieten –, das Scheijian erwarb, verlieh dem Maraskaner zusammen mit dem blonden Haarkamm und dem ungepflegten Schnäuzer etwas ausgesprochen Barbarisches. Der Magier war zufrieden damit, denn seine neue Erscheinung entsprach nicht mehr annähernd der, die man von einem Vertrauten des Barons von Braast erwartet hätte.

Scheijian hielt die Ohren auf, doch keine aufgeregten Gerüchte über den Anschlag, Berengars Tod oder mit beiden Vorfällen verbundene Nachforschungen kursierten. Tatsächlich erfuhr der Maraskaner nur durch Zufall, daß das Begräbnis seines Freundes schon am übernächsten Tag nach einer ungewöhnlich kurzen Aufbahrungszeit stattfinden sollte. Jedoch sollte die letzte Ruhestätte Berengars nicht auf den

Silkwiesen sein, wie der Wunsch lautete, den der Baron Scheijian anvertraut hatte. Der Verstorbene hatte keine Anweisungen für sein Ableben hinterlassen, denn schließlich stand er erst in der Mitte seines Lebens, also wozu diese Mühe? Statt dessen sollte der Leichnam vorübergehend in der Gruft einer befreundeten Adelsfamilie bestattet werden, solange, bis der Winter zurückgewichen war, die Straße nach Almada leichter zu passieren war und der tote Baron in das Land seiner Geburt gebracht werden konnte.

Berengars Grablegung wollte Scheijian nicht versäumen. Ihm war bewußt, daß er nur unter äußerster Vorsicht daran teilnehmen konnte, wenn er eine Entlarvung nicht riskieren wollte. Zwar war ihm sein Spiegelbild selbst fremd geworden, aber wer konnte schon alle unglücklichen Umstände voraussehen, die eintreten mochten? Neue Kleidung, Frisur und etwas Schminke bewirkten zwar viel, aber sie waren keine Magie, und den kräftezehrenden Zauber, der ihm ein grundauf neues Aussehen verliehen hätte, wollte Scheijian nicht wirken. Nicht solange er eine Aufgabe in Gareth zu erfüllen hatte!

Mit dieser Aufgabe verbrachte Scheijian den Rest dieses Tages und des nächsten. Er beobachtete die Residenz, ohne eine weitere Schwachstelle in der Bewachung ihrer Mauern zu finden, ebenso die Tore, durch die die Hoflieferanten ihre Ware brachten. Er

verzichtete darauf, herausbekommen zu wollen, ob der Kaiserliche Hof Gesinde einstellte, da ihm das als nutzloses Unterfangen erschien, war er doch überzeugt, daß in diesem edelsten aller Haushalte selbst die Stelle eines Pferdeburschen von Generation zu Generation vererbt wurde. Viel anders konnte es auch bei den handverlesenen Hoflieferanten nicht sein. Diese Auserwählten würden wohl kaum eine ihnen gänzlich unbekannte Person in ihre Dienste aufnehmen, auch dann nicht, wenn ein unglückliches Geschick dafür sorgte, daß einer oder mehrerer ihrer Angestellten unerwartet mit heftigem Bauchgrimmen aufs Krankenlager geworfen würde.

Gedankenverloren sah Scheijian zu den Dächern. Daß er nun allein war, hatte wenigstens den Vorteil, daß sich im schlimmsten Fall noch ein letzter Weg für ihn bot, in die Residenz zu gelangen. Doch der Gedanke, zwar mit wärmendem Gefieder in den Palast zu gelangen, dortselbst aber als Nackter wieder Menschengestalt annehmen zu müssen, ließ Scheijian frösteln. Diese eisige Lösung des Problems konnte nur sein allerletzter Ausweg sein!

Eine Stadt wie Gareth hat nicht nur einen Boronsanger, denn wo käme man hin, wenn die vergessenen Gräber der Armen, die schmucken Ruhestätten der Bürger oder die Gruften und Grabhäuser der Adligen Seite an Seite stünden? Hieße das nicht, die

komplizierte präiosgefällige Ordnung, der die Verstorbenen zu Lebzeiten mehr oder weniger gewissenhaft folgten, im Tod außer Kraft zu setzen und durch eine borongefällige Unordnung zu ersetzen, wobei zweifelhaft ist, ob dem Rabengott diese Unordnung überhaupt genehm wäre? Man mag einwenden, daß zwischen einem toten Reichen und einem toten Armen nur geringfügige Unterschiede bestehen. Das mag man tun, aber es ist falsch! Denn eine Wäscherin, die mit zweiundzwanzig Jahren bei ihrer fünften Geburt am Kindbettfieber starb, sieht gewißlich nicht aus wie eine Edelfrau, die kundige Heilerinnen vor diesem Schicksal bewahrten. Ebensowenig gleicht ein verhungerter Tagelöhner einem wohlhabenden Bürger, der durch ein Zuviel an Koschamernzungen dem Schlagfluß anheimfiel, oder ein Bengel aus Meilersgrund, der bei einer Messerstecherei sein Leben ließ, einem rondragefälligen Krieger gleichen Alters, dessen Lebensstrang ein Schwerthieb durchtrennte.

Berengars vorübergehende letzte Ruhestätte hatte nun wahrlich wenig mit einem Boronsanger gemein! Denn ›Anger‹ mag man eine ummauerte Stätte, durch die Sträßchen führen, die beidseitig von Totenhäusern gesäumt werden, nicht nennen, eher Boronstädtchen. Selbst eine Torwache hatte dieses Städtchen, und zwar in Gestalt eines Laienbruders der Bo-

ronskirche. Viel hatte dieser dicke, rotwangige Mann nicht zu tun. Niemand erwartete von ihm, daß er seine tote Klientel vor bösen Geistern schützte. Daß er zur besseren Jahreszeit das Unkraut jätete, die Torangeln ölte, das Tor zu den Gräbern öffnete und schloß und dafür sorgte, daß die Efferdin Zumbels und Nella Korbblechters der Welt den Gräbern der einst Mächtigen fernblieben, war völlig ausreichend.

Lebenserfahrung und – daraus folgend – das Wissen über die Magie klingelnder Münzen ermöglichten Scheijian, der Berengars Trauerzug in einiger Entfernung gefolgt war, den Zugang zu dieser Stätte der Toten.

Versteckt hinter einer der Gruften verfolgte er die Grablegung seines Freundes. Viel Geleit hatte Berengar nicht bekommen, insgesamt gerade zwanzig Trauernde, darunter seine Dienerschaft und die eigentlichen Besitzer der Gruft, die ein bald fünf Schritt hoher Bau mit Fenstern und Türen war. Die geringe Zahl der Trauergemeinde erklärte sich Scheijian damit, daß Berengars Leichnam eben nur eine vorübergehende Ruhestätte gefunden hatte. Die wirkliche Trauerfeier fände erst in Almada statt! Dort würden Gerüstete in blanker Wehr die Bahre des Einbalsamierten durch seine Dörfer tragen, Bläser würden voraus und hinterherschreiten, ein ganzer Zug aus Freunden, Verwandten, deren Reisigen, seinen Unter-

tanen samt heulenden und kreischenden Klagemännern und -frauen würde folgen! Lobesreden würden gehalten, Verdienste aufgezählt und schließlich ein großes Fest gefeiert! Boron mit Dir, Berengar, Baron von Braast! Gehe nun ein in die Gemächer der Zwölfe! Tot ist der Baron, lang lebe der Baron!

So hatte es Berengar Scheijian erzählt.

Dagegen nahm sich die stumme Geschäftigkeit der Boroni auf diesem Anger blaß und kärglich aus. Doch an Berengars endgültiger Totenfeier würde Scheijian nicht teilnehmen können, denn entweder war er bis dahin selbst tot oder zurück auf Maraskan. Also verfolgte er den fremden Ritus, wartete bis die Kutschen den Anger verlassen hatten, und schlüpfte dann selbst aus dem Tor hinaus.

Stracks ging Scheijian zum nächsten Borontempel, einem düsteren Bauwerk aus schwarzem Gestein. Milchige Rauchschwaden von verbrennenden Kräutern hingen in der Luft, Gläubige lagen auf den Gebetsliegen, manche leise flehend, manche in rauschhaftem Traum. Fünf Betende lagen mit ausgebreiteten Armen bäuchlings vor der Statue des Rabengottes, schwarzbekuttete Geweihte hielten ihre schweigsame Wache.

In Gareth stand kein Tempel der Zwillingsgötter, den Scheijian für den Abschied von seinem Freund vorgezogen hätte. Der Glaube an Rur und Gror war zwar schon lange nicht mehr verboten, doch in der

Hauptstadt des Reiches, der Zwölfgötterstadt schlechthin, war man der Meinung, daß die aufsässigen Untertanen der Inselprovinz ihre Ketzereien gefälligst für sich behalten sollten. Doch ein Borontempel kam dem, was Scheijian suchte, am nächsten. Bruder Boron war es schon lange gewohnt, daß man ihn abseits seiner Geschwister pries, da mochte er sich freuen, wenn jemand sein Haus aufsuchte, der ihn so sah, wie er wirklich war, dachte Scheijian. Nicht als den kaltherzigen Herrn der Toten, den gleichgültigen Verwelker, den achtlosen Schnitter, wie dieser furchteinflößende Tempel einreden wollte, sondern als den traurigen Heiler des Schmerzes, den bedächtigen Schenker des Vergessens, den reinigenden Verzeiher, dessen offene Hand die seiner fröhlichen Schwester Tsa berührt!

Ich habe leider keine Jiranblüten, mit denen ich deinen Leib schmücken könnte, Berengar! dachte Scheijian und trat in die Mitte der stockstillen Tempelhalle zwischen die kauernden Gläubigen. Er sammelte sich und erhob dann seine Stimme: »Mein abwesender Freund! Höre, was ich dir zu raten habe!« Lauthals schreiend, begann Scheijian die Sechzehn Guten Ratschläge zu erteilen, so wie es die Sitte der Maraskaner ist und wie sie sich Scheijian in den letzten Tagen für seinen verstorbenen Freund zurechtgelegt hatte, damit der sie über den Tod hinaus zu seiner Wiedergeburt mitnähme und beherzige.

Schon nach dem ersten Ratschlag, der wie Donner in diesem Haus der Stille hallte, wurde der Maraskaner von Borons schwarzen Dienern umzingelt, die ihn, ›Ketzer!‹ und ›Frevler!‹ wispernd und flüsternd, zur Tempeltür stießen und grob hinauswarfen.

Scheijian erhob sich von der Straße, einigen Passanten finstere Blicke zuwerfend, die Zeuge dieses ungewöhnlichen Tempelverweises geworden waren. Er klopfte den Schnee von seiner Kleidung und murmelte: »Diese kulturlosen Garethjas haben keinen Respekt vor den Toten!«

Nun stellte sich für den Maraskaner die Frage, ob es nach den Erfahrungen im Borontempel noch Wert hätte, zum Tsatempel zu gehen, um Berengar die Sechzehn Forderungen zu verkünden. Im Falle seines Freundes waren sie schließlich nur eine reine Formsache, denn Versprechen und Schulden hatte der Verstorbene nicht bei ihm einzulösen oder zu tilgen. Scheijian entschied sich dennoch dafür.

Man muß den Geweihten Tsas zugute halten, daß ihre Toleranz wesentlich höher war als die ihrer Kollegen auf der anderen Seite des Lebens. Denn immerhin gestatteten sie dem blonden Barbaren noch seine vierte Forderung in die Welt hinauszuschreien, bevor auch sie ihn aus ihrem Tempel vertrieben.

Scheijians Rückweg vom Tsatempel führte wieder einmal über den geschäftigen Ostmarkt. Vor den Kaiserlichen Thermen hatte sich ein kleiner Auflauf gebildet, etwa zwanzig bis dreißig Köpfe stark. Das Interesse der teils mißmutig und verdrossen dreinblickenden, teils neugierig gaftenden Versammlung galt dem Eingang des Gebäudes, vor dem eine Sänfte und Pferde standen. Die Sänftenträger und Reiter – sie trugen Halbrüstungen und Schwerter – standen in zwei Grüppchen daneben.

Scheijian tippte auf den Rücken vor ihm und fragte: »Was geht da vor?«

Die Angesprochene drehte sich um. Sie war eine Frau Mitte Dreißig mit braunen, listig blitzenden Augen und einer hübschen Stupsnase. Auf dem Kopf trug sie ein schwarzes Samtbarett, in der Armbeuge eine Laute. Die Frau musterte den blonden Mann von oben bis unten und erklärte: »Irgendein hohes Tier hat die Thermen mit Beschlag belegt, und keinem anderen ist gestattet, sie aufzusuchen, solange er sich darin aufhält. Nun stehen alle davor und warten, daß der hohe Herr das Baden satt hat und wieder herauskommt!« Unvermittelt schlug sie in die Saiten ihrer Laute und sang halb, sprach halb: »Ich seg'le fort, du Liebster mein, segle fort mit dem Morgenwinde.« Sie brach ab und lächelte Scheijian an: »Wenn Ihr mögt, werter Herr, dann könnt Ihr gerne meinen Platz unter

den Wartenden übernehmen. Wer weiß, wie lange es noch dauern mag!» Sie nickte kurz und entfernte sich, langsam über den Markt schlendernd und dabei ein neues Lied anstimmend, das von einer Hexenverbrennung in Abilacht handelte. Im Grunde ein recht garstiges Lied, das sich jedoch im Winter 25 Hal unter den Poeten Gareths einer erstaunlichen Beliebtheit erfreute.

Scheijian wollte es der Bardin schon gleichtun, als sein Blick auf einen der Reitersleute fiel. Der Gerüstezte zeigte sein Profil. Ein häßlicher Ausschlag verunstaltete seine Wange: Zahlreiche kleine Pickelchen, die wie ein Band über das Gesicht liefen und bemerkenswert gleichmäßig angeordnet waren.

Scheijian kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Konnten sich Zufälle ereignen? Konnte ein beliebiger Reitersoldat in Gareth rein zufällig haargenau den gleichen Ausschlag haben wie ein halbwüchsiger Rebell aus den Wäldern Maraskans? Scheijian drängelte sich ein Stück vor, um besser sehen zu können. Nein, da bestand kein Zweifel mehr: Das, was diesem Reiter den Ausschlag eingebracht hatte, war bestimmt das gleiche Tier gewesen, das Alrech den seinen verpaßt hatte – ein Käfertier aus Maraskan!

Nun hatte Scheijian keinen Drang mehr weiterzugehen. Geduldig wartete er, bis das ›hohe Tier‹ die Thermen verließ.

Garamold hatte dem Magier den Gouverneur beschrieben. Nicht in der Art: Er ist Mitte Sechzig, misst einen Schritt und vier Spann, geht ein wenig gebeugt, und seine Nase scheint er einem Reiher gestohlen zu haben – was auf viel zuviel Leute zuträfe –, sondern: Kennt Ihr den und den? Fast so sieht er aus, nur zwanzig Jahre älter. Nun stellt Euch einen Blaureiher im Winter vor, der in einem Tümpel am Unterlauf des Roab steht, gerade gefressen hat und offenbar darüber nachdenkt, ob er sich mit seiner Reihergemahlin wieder versöhnen soll oder nicht. Könnt Ihr das? So sieht Parinor von Halbleth aus!

Und ebenso sah auch der ältere Herr aus, der aus den Kaiserlichen Thermen herauskam und auf die Sänfte zuschritt.

Scheijians Blick huschte von links nach rechts. Der Gouverneur war so nahe, daß Scheijian ihn mit einem Dolchwurf kaum hätte verfehlt können. Allerdings hätte in einer Stadt wie Gareth, wo ein Ortskundiger einen Heiler, gar einen magiekundigen Heiler, leicht finden kann, der besagte Dolch zusätzlich mit einem sehr rasch wirkenden Gift präpariert sein müssen! Doch Scheijian war waffenlos zu Berengars Trauerfeier gegangen. Und Magie? Selbst wenn man die Kenntnis geeigneter Sprüche voraussetzt, wie sie die Kampfakademien von Bethana, Beilunk oder Andergast lehren, so ist es immer noch nicht einfach, einen

Menschen in einem einzigen Augenblick zuverlässig vom Leben zum Tode zu befördern. Abgesehen von der nicht unbedeutenden Kleinigkeit, daß diese Tat im Zentrum der größten Stadt der bekannten Welt, auf einem rege bevölkerten Markt, in der Nähe von Bewaffneten stattgefunden hätte, was summa summarum eine viel zuverlässigere Garantie für das Ableben des Täters als das des Opfers gewesen wäre.

So war der Gouverneur zwar nahe, doch unerreichbar. Scheijian nahm es hin. Er hielt weder etwas von Selbstdtötung noch von unbedachten Handlungen, nur weil sich die Gelegenheit zu ergeben schien. Schließlich war er kein Straßenmeuchler, sondern ein achtbares Mitglied der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas, gewohnt, durchdachte Pläne zu entwickeln und nach diesen zu handeln. Dementsprechend empfand Scheijian diese Begegnung mit seinem künftigen Opfer nicht als verpaßte Gelegenheit, sondern als ein beiläufiges Aufeinandertreffen, eine erste in Augenscheinnahme, etwas, das sich in ähnlicher Weise schon oft zugetragen hatte in den Jahren, da er sein Gewerbe ausübte.

»Nach Hause!« befahl der Gouverneur, stieg in die Sänfte, die ruckartig von ihren Trägern angehoben wurde, während die Reiter sich auf ihre Pferde schwangen. Als bald setzten sich Sänfte und Bedekung in Bewegung.

Ein unbemerkt Verfolger schloß sich dem Troß an. ›Nach Hause‹, das hieß, wenn die ursprüngliche Planung nicht vollständig auf Irrtümern beruht hatte, zur Neuen Residenz. Dort angekommen, verschwanden der Gouverneur und seine Garde durch das Tor, und ihr heimlicher Begleiter würde dann nicht mehr mitbekommen, wohin sie danach gingen.

Das wäre nun wirklich eine verpaßte Gelegenheit!

Mit dem verkniffenen Gesichtsausdruck, den man alfanischen Magiern nachsagt, schickte sich der Maraskaner in das Unvermeidliche. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ließ er den Troß alleine weiterziehen, verschwand in einem einigermaßen sichtgeschützten Hinterhof, in dem keine Kinder spielten und keine neugierigen Nichtstuer aus den Fensteröffnungen starrten, zog sich aus und verbarg seine Kleidung, nackt durch den Schnee hüpfend und grimmig schimpfende Laute ausstoßend.

Während Scheijians kurzer Zeit auf der Akademie in Tuzak hatte man die Zauberschüler gelehrt, daß die Magie, die einem Menschen einen Tierkörper verleiht, elfischen Ursprungs sei, weshalb – wenn die Schüler die Formel einmal hinreichend beherrschten, so daß nicht mehr jede Silbe, jede Handbewegung, jede astrale Verzweigung ihre ausschließliche Konzentration verlangte – es hilfreich sei, wenn die Adepten schon beim Wirken des Zaubers die Empfindungen

des Tieres, dessen Gestalt sie anzunehmen trachteten, zu erfühlen versuchten. Im Falle eines Vogels etwa die Kraft der Schwingen, das schnelle Vorbeistreichen der Luft, die Hitze der Praiosscheibe auf dem Gefieder.

Im warmen Tuzak klangen solche Anweisungen vernünftig und gut, und in Jergan ließ sich leicht an solche Ratschläge halten. Im winterlichen Gareth bedurfte es schon mehr Phantasie, um sich vorzustellen, daß gegenwärtiges Schnattern, Frösteln und eine Gänsehaut etwas mit einem künftigen sengenden Brennen gemeinsam haben könnten. Eher ließ sich da an ein warmes, schützendes Gefieder denken, das so ein Vogel hatte. Ein sehr warmes. Deshalb erhob sich auch wenige Augenblicke später ein äußerst dicht befeoderter roter Vogel aus dem Hinterhof, bestimmt einer der feistesten großen Vögel, die jemals am Himmel Deres zu sehen waren!

Aus einigen hundert Schritt Höhe verfolgte Scheijian, wie sich Sänfte und Reiter mit quälender Langsamkeit auf die Residenz zubewegten. Dieses Empfinden schneckengleicher Langsamkeit ergab sich aus dem erhöhten Blickwinkel und Scheijians vergrößerten Rundblick, der weit über die Stadtgrenzen Gareths hinausreichte. Ungeduldig flog der Magier der Gruppe voraus und kreiste wartend über der Residenz, mißmutig krächzend. Die Höhe, die er momen-

tan erreicht hatte, gedachte er zu halten, denn ein vergleichbares Zwischenspiel wie das, das er mit Fatimah gehabt hatte, wollte Scheijian nicht riskieren. Tiefer zu gehen, war auch nicht nötig, denn Marane sehen wie die meisten Raubvögel sehr gut.

Also konnte Scheijian aus luftiger Höhe hervorragend dem Leben in der Palaststadt folgen. Er sah die Wachen am Tor stehen und auf den Wällen schreiten, Knechte, Mägde und Lakaien über die Palasthöfe hetzen, Höflinge und Hofdamen alleine, in Gruppen oder mit ihren Kindern und Schoßhündchen im Schloßpark flanieren.

In der Nähe des Gebäudes, das seines Wissens nach die Pferdestallungen beherbergte, stand ein Trupp von neun Soldaten, die im Laufschritt dorthingerannt waren. Sie stellten sich in einer Reihe auf, ein Höhergestellter schritt ihre Formation ab und deutete auf zwei der Soldaten, die sofort einen Schritt vortraten, Wehrgehänge und Schwerter ablegten und zu Kampfstäben griffen, um einen Übungskampf zu beginnen. Das weckte Scheijians Neugierde. Warum trugen die Soldaten Langschwerter und übten dennoch nicht mit Übungsschwertern oder -Speeren, sondern mit Holzstangen, die man eher bei der Landwehr als beim regulären Heer des Kaiserreiches erwartet hätte? Er sah genauer auf die beiden Kämpfer und ihre Kameraden und Kameradinnen und

stieß ein überraschtes Krächzen aus, als er die Verzierungen an den langen Holzstäben entdeckte. Das waren keine Kampfstäbe, das waren Magierstäbe!

Ein halbvergessener Name drängte sich in Scheijian's Geist: Orlan von Klatt. Die Begegnung mit diesem Absolventen der Akademie von Schwert und Stab zu Beilunk war eine sehr denkwürdige gewesen, da Scheijian den schwarzhaarigen Mann mit der Bernsteinbrille wegen seines Waffenrocks, des Schwertgehänges und der derben Ausdrucksweise zuerst für einen Krieger oder Söldner gehalten hatte, bis von Klatt sich als Magus und Leutnant der Reichsarmee vorgestellt hatte, ein Rang, mit dem offenbar jeder Beilunker Magier seine Ausbildung abschloß. Scheijian hatte die Worte des Beilunkers seinerzeit zwar so verstanden, daß ihr Offiziersrang erst wirksam werde, wenn Reich und Kaiser zu den Waffen riefen, doch anscheinend gab es Adepten jener Akademie, die einen Teil ihrer Lehrjahre unter dem Greifenbanner verbrachten! Vermutlich war das die Ursache für das Scheitern der Rebellen! Mit Hofmagiern war zu rechnen gewesen, daß man sie trafe, nicht. Doch daß sich unter den gewöhnlichen Wachen der Residenz Zauberer befänden, damit hatten weder Scheijian noch die Rebellen gerechnet. Bestimmt waren Sumujida und die anderen überraschend auf einen dieser Kampfmagier gestoßen! dachte Scheijian.

Die Sänfte hatte mittlerweile das Tor erreicht. Sie wurde die breite Zufahrt entlang eskortiert, vorbei an dem Gebäude, wo das Rote Gemach vermutet worden war, zu einem winkelförmigen Gebäude quer dazu, wo sie abgesetzt wurde. Obwohl Scheijian schon gefolgert hatte, daß der Gouverneur nicht dort wohnte, wo er und die Rebellen angenommen hatten, füllte die Bestätigung des Verdachts seinen Mund (oder besser gesagt: Schnabel) mit einem galligen Geschmack. Ein falsches Gebäude, versteckte Kampfmagier, was mochten sie noch übersehen haben? Verbarg sich gar in einem Weinkeller ein leibhaftiger Drache?

Der Gouverneur war mittlerweile aus seiner Sänfte gestiegen, hatte seine Eskorte entlassen und ging in das winkelförmige Gebäude. Größer als seine ursprüngliche Wohnstätte war es, mit noch mehr Räumen und noch mehr Fenstern. Wenn ich Glück habe, dachte Scheijian, dann geht er in sein Zimmer, entzündet eine Kerze oder öffnete eine Balkontür, so daß ich erfahre, wo er wohnt. Und wenn ich noch mehr Glück hab, befindet sich mich gerade auf der richtigen Seite des Hauses, wenn er das tut!

Aus Scheijians Höhe waren zwar freie Flächen und Häuserdächer gut einsehbar, nicht aber die Fenster der Häuser. Dazu mußte er sich tiefer sinken lassen,

um den Winkel zwischen sich und den Fensterflächen stumpfer zu machen.

Doch Scheijians Marankörper hatte eigene Vorstellungen, wie der Anflug vonstatten gehen sollte. Der Himmel war frei, weit und breit war nichts Größeres zu sehen als er selbst, war es da nicht viel angebrachter, seine Anwesenheit mit einem stolzen Schrei bekanntzugeben? Und was diesen dämlichen Drachen im Weinkeller anbelangte ...

Es gibt keinen Drachen im Weinkeller! dachte Scheijian fest.

..., was diesen oberdämlichen, tolpatschigen Schuppenrüpel im Weinkeller anbelangte ...

Nirgendwo ist hier ein Drache! dachte Scheijian verzweifelt.

... diesen stinkenden Rauch- und Fauchtrott zu foppen, das wäre doch ein Spaß! Ein streitlustiger Schrei kam aus Scheijians Schnabel!

Ein unheimliches »Uhuru-Uhuru!« antwortete.

Scheijian sah zu dem Dach, woher der Schrei gekommen war. Aus einem Verschlag starrte ihm böse ein eulenartiges schwarzes Tier mit länglichem Kopf entgegen. Sofort schlug Scheijian heftig mit den Flügeln, um an Höhe zu gewinnen.

Die großen, leerstehenden Käfige in den Küchengärten! erinnerte er sich. Vermutlich brachte man in ihnen im Sommer einige dieser Vögel unter. Jetzt

schienen sie die Dachstöcke zu bevölkern und gegen ungebeteue Besucher abzuschirmen.

Nachtwinde.

Eulentiere, ausgestattet mit einem feinen Magiege-spür, Geschöpfe der Magierkriege, besessen von ei-nem unstillbaren Haß auf alles Magische! Wäre Schei-jian einem der Dächer zu nahe gekommen oder gar auf einem davon gelandet, so wäre ein lautes Krei-schen ausgebrochen, und jeder, der zum Dach ge-blickt hätte, hätte sich an drei Fingern abzählen kön-nen, daß dort etwas anderes als nur ein großer unbe-kannter Vogel saß!

Wie sie das wohl mit der Anwesenheit der Beilun-ker in Einklang bringen? dachte Scheijian flüchtig und begann innerlich zu toben. Welcher Wahnwitz war doch diese ganze Unternehmung! Einzudringen in eine gut gesicherte Festung, über die man zuvor nichts gewußt hatte, in die man auch keine Spitzel eingeschleust hatte und die ständig neue Überra-schungen barg! Alles bloß wegen eines Traumes, der bestimmt nichts mit dem Großen König zu tun hatte, sondern den sich lediglich einige Rebellenführer im Dschungel ausgedacht hatten, um ihr Ansehen zu mehren und um Einfluß auf die vielen kleinen unab-hängigen Gruppen von Freischärlern zu gewinnen! Scheijian glaubte nicht mehr, daß seinen Auftragge-bern die Person Parinor von Halbleths wichtig war,

denn den Gouverneur hätten sie jederzeit in Jergan erledigen können! Eine Großtat sollte diese Unternehmung sein, eine völlig beliebige große Tat, über die die Fren'Chira Marustazzim, die Sira Jerganak und Roabanak und Alrechs glanzloser Haufen später sagen wollten: Seht her, was WIR vollbracht haben! Was die Rebellenführer wohl dazu sagen würden, wenn er, Scheijian, in diesem Augenblick vor sie träte und sagte: »Schaut her, was eure Helden aus euren hochfliegenden Träumen gemacht haben: Sie sind brav und sinnlos gestorben!«

Ein Traum? Schaum-Traum!

Und daß die Eukolizana sich auf die irrsinnige Geschichte eingelassen hatte und das ehrgeizige Treiben guthieß, war allenfalls mit dem hohen Alter der ihr Angehörenden zu erklären!

Als Scheijian in dem Hinterhof landete, wo er seine Kleidung zurückgelassen hatte, merkte er sogleich, daß etwas nicht so war, wie es sein sollte. Das halbleere Regenfaß mit der dünnen Eisdecke, hinter dem er seine Gewänder versteckt hatte, war ein Stück von der Hauswand weggeschoben. Sein Kleiderbündel befand sich nicht mehr dahinter.

Preiset die Schönheit! dachte Scheijian. Offenbar wollen mich die Geschwister heute etwas enorm Wichtiges lehren! Er war ratlos. Zum ›Baldachin‹ zu

fliegen, um dort wieder Menschengestalt anzunehmen, kam nicht in Frage. Jedrech ben Tuerachi mochte zwar darüber hinwegsehen können, daß sein ehemals schwarzhaariger, glattrasierter Gast über Nacht blond und bärtig geworden war, wenn dieser Guest jetzt aber rotgefiedert erschiene, dann mochte das die Verschwiegenheit des Wirtes überstrapazieren. Statt dessen aber nackt durch das frostige Gareth zu wandeln, war ebenfalls kein anziehender Gedanke, für den sich Scheijian sonderlich erwärmen konnte.

Schaum-Traum! Da blieb nur noch, nach einer Leine mit gefrorener Wäsche Ausschau zu halten oder nach einer achtlosen Magd, die ihren Korb mit Schmutzwäsche zur Wäscherei trug – beides erfreuliche Perspektiven!

Ungesehen, wie er gekommen war, schwang sich der große Vogel wieder in die Luft und ließ sein aufmerksames Auge über die Höfe und Gassen der Stadt gleiten. Vermutlich war es klüger, die neue Kleidung in einem der Vororte zu stehlen, wo nicht soviel Aufsehen erregt wurde, wenn sich ein in dieser Gegend fremder Vogel aus der Höhe der Wolken herabstürzte, und einen Wäschekorb an Beutes Statt raubte, und wo nicht gleich Dutzende von Zeugen beschworen, diesen ungewöhnlichen Vorfall mitangesehen zu haben, oder wo wenigstens deren Wort nichts galt. Mit derselben Beiläufigkeit, mit der ein gewöhnlicher

Mensch bei einem Maronenröster stehenbleibt, einige heiße Kastanien erwirbt und sie im Weitergehen verzehrt, schlug der Scheijian-Maran eine unvorsichtige Krähe, zerriß sie mit seinen Krallen und verschlang sie im Fluge, wie es die Art der großen Vögel ist. Scheijian stutzte. Na warte, Strolch! dachte er. Das hast du nicht ungestraft getan!

Lumpen-Bardo, auch Schmuddel-Alrik, Schmierschopf oder Rattenrülpser genannt, durchquerte zufrieden das Stadttor. Bisweilen blickte er verliebt auf das Bündel unter seinem Arm: Heute war ein besonders guter Tag! Trotz der häufigen Schikanen der Torwachen (an gewöhnlichen Tagen) und ihren gelegentlichen Drohungen, ihn spaßeshalber durchzuwalken, wenn er nicht augenblicklich vom Stadttor verschwände (an schlechten Tagen und abhängig davon, wer gerade Wache hielt), hatte es sich wieder einmal für ihn gelohnt, das reiche Bürgerviertel Garreths aufzusuchen, um von der unglaublichen Verschwendungssehnsucht der dort wohnenden feinen Pinkel zu profitieren. Was die alles wegwarfen! Knochen an denen noch Fleischstückchen hingen, Käse- und Brotrinden, die erst ein bißchen grün waren, oder Speckschwarten, mit denen man hervorragend Ratten und Mäuse anlocken konnte! Lumpen-Bardo schüttelte den Kopf: diese Verschwender! Vergnügt schlug er

auf das Bündel unter seinem Arm. Schuhe, Hose, Wams, Umhang – ein vollständiges Gewand, kaum getragen! Eine Schande, so gute Stücke einfach wegzwerfen! Doch ihm sollte das nur recht sein, denn für diesen Schatz bekäme er nicht nur Heller und Kreuzer wie sonst, sondern Talerchen! Silbrige Talerchen! Bardo fuhr sich mit der Zunge über die Lippen: Talerchen!

Er zog einen der Lumpen, die seine Kleidung ausmachten, der beim Gehen verrutscht war, über ein Stück freigelegter Haut. Angesichts des strengen Winters hätte er die gefundenen Kleidungsstücke ganz gut für sich selbst gebrauchen können. Doch das kam nicht in Frage.

»Bist jetzt ein Herrchen geworden, Schmierschopf!« hieße es, wenn er in diesem feinen Gewand herumliefe. Und: »Stolzierst wie ein Gockel, Rülpser! Bild'st dir wohl noch was drauf ein? Denkst, daß wir vor dir kratzbuckeln müssen und dir die Schühchen polieren? Die Fresse kriegst jetzt poliert, Stinkwanst, die Fresse!«

Und so würde alles enden: Er hätte seinen Schatz nicht mehr, dafür aber eine zerschlagene Nase. Nein, das war kein guter Tausch! Da verkaufte man lieber den Fund. Denn was keiner sah, konnte ihm auch niemand abnehmen.

Lumpen-Bardo bog in das Gäßchen ein, in dem er

hauste und das wahrscheinlich auch einen richtigen Namen besaß, aber allgemein nur ›Wo die Mäuse greinen‹ genannt wurde.

Für gewöhnlich hatte Lumpen-Bardo eine rasche Auffassungsgabe, so daß er – als er des schwarzbraunen Buckels ansichtig wurde – gar nicht lange nachzudenken brauchte. Die Bleikugel, die ihm seit dem Orkenkrieg gehörte, schoß aus seiner Hand und traf mit dumpfen Klatschen die unvorsichtige Ratte.

Lumpen-Bardo trat in die Einfahrt, griff das fette Tier am Schwanz und klatschte die Ratte gegen die Wand. Er war vorsichtig geworden, seitdem ihm ein vermeintlich totes Rattenvieh den Daumen abgebissen hatte. Lumpen-Bardo steckte die tote Ratte zwischen das Kleiderbündel und rieb sich strahlend die Hände: Welch ein wunderbarer Tag! Heute stand sogar das Abendessen Schlange!

Rauschend setzte etwas hinter seinem Rücken auf. Lumpen-Bardo fuhr herum und starrte auf den großen roten Vogel mit seinen halbausgebreiteten Schwingen, eine imposante Erscheinung!

»Meine Güte, Kleiner, wo kommst du denn her?« kam es aus Lumpen-Bardos Kehle. Der Bettler war, das sei ergänzt, im Grunde seines Herzens ein sehr tierlieber Mensch. Wenn man die Geschöpfe, die die Götter den Menschen zur Seite gestellt hatten, nicht essen konnte (von dieser Sorte gab es Lumpen-Bardos

Erfahrung nach nur wenige), dann konnte man genausogut auch freundlich zu ihnen sein.

»Geh, Kleiner!« sagte der Mann daher. »Hüpft auf einen Ast, oder flattere auf ein Dach! Doch sei dem lieben Onkel Bardo nicht weiter im Wege! Heb dich hinweg!«

Der Vogel dachte nicht daran, der Aufforderung Folge zu leisten, sondern hob und senkte statt dessen die Schwingen, klapperte mit dem Schnabel und schlurfte auf Bardo zu. Er hüpfte und trippelte nicht wie andere Vögel, nein, er schlurfte, Furchen im fest-getrampelten Schnee hinterlassend! Lumpen-Bardos Blick saugte sich an den Krallen des Geschöpfes fest: ausgeprägte, dolchartige Sporen an der Ferse der Vogelbeine, ungleich jedem anderen Federvieh, das Bardo kannte, machten ihm das Tier nicht eben sympathischer. Meine Güte! dachte er. Wozu hat er solche Krallen? Reißt er Ochsen und schlitzt ihnen den Leib auf?

Unwillkürlich legte der Bettler eine Hand schützend auf seinen Bauch und bemerkte dabei, wohin das Ungeheuer starre.

»Das ist meine Ratte!« rief er mit beginnenden Zweifeln in der Stimme.

Der Vogel streckte den Kopf vor, öffnete den Schnabel und gab ein drohendes Krächzen von sich.

Schnell griff Bardo in das Kleiderbündel, riß die

Ratte heraus und warf sie dem Ungetüm vor die Kral-
len.

Doch – platsch! – wurde der Rattenkadaver zu-
rückgeschleudert und knallte in Lumpen-Bardos
verwirrtes Gesicht! Der Bettler riß schützend die Ar-
me hoch, wodurch das Bündel unter seinem Arm zu
Boden fiel. Ein leichter Schubs und ein schmerzhafter
Schnabelhieb ließen ihn zurücktaumeln. Als Bardo
wieder die Augen öffnete, saß der Vogel auf dem
Kleiderbündel, schlug mit den Flügeln und er hob
sich samt Bündel in die Luft. Lumpen-Bardo schüttel-
te den Kopf, bückte sich nach seinem Abendessen,
das der Vogel verschmäht hatte, sah nach oben, wo
nur noch ein schwarzer Punkt am wolkenbedeckten
Himmel zu sehen war.

»Meine Güte!« murmelte Lumpen-Bardo. »Er frißt
Rauhleder und Nieten! Welch ein Glück, daß ich
nicht in diesem Fummel steckte!«



... *im* ...

»... Meister der Geheimhaltung zu sein. Also werden wir ihn selbst befragen müssen!«

»Ihr wollt was?« rief der Drôler entsetzt aus. Auf einen Schlag wich alle Farbe aus seinem Gesicht. »Ihr müßt verrückt geworden sein! Macht, was Ihr wollt, Cavalliero! Ich werde mich an diesem Hasardspiel nicht weiter beteiligen, und ich bin überzeugt, auch keiner der anderen! Ich bin doch nicht lebensmüde.«

Der Mann mit dem pfefferfarbenen Bart schob scharrend den Stuhl zurück und erhob sich: »Euer letztes Wort?«

»Gewiß!« bekräftigte der Drôler und verfolgte mit trotzigem Blick, wie der Cavalliero zur Feuerstelle ging, den schweren Schürhaken ergriff und in der Glut stocherte. Der Bärtige richtete sich wieder auf. »Ihr wollt mir mit Eurem Geschwätz also klarmachen, daß Ihr mir nicht länger von Nutzen ...«



Die übliche Vorgehensweise

Sch-sch ...

Als Scheijian erwachte, wußte er genau, was er zu tun hatte. Wie seltsam, daß weder er noch Sumujida, Garamold, Elgoran oder Alrech jemals an diese Möglichkeit gedacht hatten! Ärgerlich und lächerlich zugleich! Der Garether Winter schien ihnen allen die Hirne zu Eisklumpen zusammengefroren zu haben!

... Sch-sch ...

Scheijian warf seine Kleidung über und rannte aus der Herberge. Die Wolkendecke war aufgebrochen, so daß Praios' Schild umrahmt von einem hellblauen Kranz zu sehen war. Die warmen Strahlen leiteten ein kurzes Tauwetter ein, das zwar nicht lange vorhalten würde, aber momentan ausreichte, Eiszapfen zum Tropfen zu bringen und den Schnee zum Schmelzen, so daß kleine Matschberge die Dächer hinabrutschten. Sie verharrten kurz an den Simsen und Schrägen, bis sie mit leisem Gepolter zu Boden fielen.

... Sch-sch ...

Auch der Schnee auf dem Zwölfgötter-Platz war über Nacht geschmolzen und hatte sich in schmut-

zigbraunen Matsch verwandelt. Dadurch war zwar das steinerne Muster der Marmorplatten zu großen Teilen freigelegt, doch immer noch nicht soweit, daß man es entschlüsseln konnte. Dafür sorgten die wäßrigen braunen Schlieren, indem sie über das Steinmuster ein neues Muster legten und damit Muster unter Muster verbargen. Aus windiger Höhe, aus dem Auge eines Vogels betrachtet, konnte diese Tarnung wohl keinen großen Wert haben! Jedoch: Kein Vogel kreuzte den Himmel, statt dessen saßen Aberhunderde von Finken, Amseln und Sperlingen auf den Dachrändern und -giebeln und zwitscherten und krakeelten mit ohrenbetäubender Lautstärke.

... Sch-sch ...

Kein großer Sinn lag darin, den Weg alleine finden zu wollen, daher sprach Scheijian eine Frau auf dem Platz an, die Blumen mit roten Blütenkelchen verkaufte: »Sag, Schwester, wo finde ich hier den Tempel der Zwillinge?«

»Kennen wir uns?« antwortete die Blumenverkäuferin freundlich.

»Ich denke nicht! Doch spielt das eine Rolle für den Weg, den du mir erklären sollst?«

»Alles spielt eine Rolle, meinst du nicht, Bruder?« antwortete die Frau. »Lehrt euer Glaube nicht, Måraskaner, daß die Welt ein Geschenk Rurs an seinen Zwilling Gror sei? Wie könnte es dann auch nur ein

einziges Sandkorn geben, an dem Rur nicht für Tage und Wochen gefeilt hätte?«

»Das weiß ich nicht! Erklärst du mir nun den Weg oder nicht?«

»Gerade auf der anderen Seite des Kaiser-Raul-Parks!« erklärte die Frau mit unveränderter Freundlichkeit und deutete vage in Richtung des Parks.

»Und dann?«

»Du kannst den Tempel nicht verfehlten, Bruder!«

... Sch-sch ...

Im Laufschritt hetzte Scheijian durch den Park. Allenthalben schritten fast feierlich Krähen über die verschneiten Flächen, die Köpfe ruckartig bewegend, bisweilen rasch und mörderisch mit ihren Schnäbeln zustoßend. Welch guter Tag für die Schwarzgefiederten, welch schlechter für Myriaden von Würmern und Käfern!

... Sch-sch ...

Ich werde still im Tempel sitzen und lauschen! nahm Scheijian sich vor. In einer so großen Stadt wäre es doch verwunderlich, wenn nicht wenigstens einer der Gläubigen im Palast des Herrschers sein Tagwerk vollbrächte? Zu dem werde ich gehen und ihm in allen Einzelheiten die Drei Großen Geheimnisse der Bruderschaft darlegen! Scheijian schmunzelte. Die Bruderschaft kannte keine Drei Großen Geheimnisse, doch diese Idee hatte Scheijian von einer Ge-

schichtenerzählerin aus Fasar übernommen und immer einmal ausprobieren wollen. So hatte diese Erzählerin gesprochen:

»Jetzt, da du die Neun Innersten Geheimnisse der Allerverschwiegensten und Allergefährlichsten Söhne des Toten Auges kennst, liebliche Prinzessin Josmabith, liegt dein Leben in meiner Hand, sprach der finstere Assassine! Wähle also, Täubchen, ob du uns für immer dienen willst, oder ob ich augenblicklich dein junges Leben rauben soll!«

Seltsame Vorstellungen hatten diese Geschichtenerzähler! dachte Scheijan. Die finsternen Assassinen: Ständig liefen sie grimmig in dunklen, wallenden Gewändern herum, den rechten Arm angewinkelt auf dem Rücken, in der Hand einen Dolch! Im Laufe der Jahre mußte das zu einer Versteifung der Gelenke führen, aber vielleicht wurden die Finsteren Assassinen der Geschichtenerzähler auch mit einem Winkelarm geboren? Welch trauriges Leben!

... Sch-sch ...

Hinter dem Park fiel die Böschung gut zehn Schritt steil zum Fluß ab. Das graue Wasser hatte eine starke Strömung, große gelbliche und grünliche Eisschollen trieben darauf, zahlreiche von ihnen waren zum Flußufer abgedrängt worden, wo sich die Schollen zu schroffen Gebirgszügen auftürmten. Eine weiße Brücke aus bald einhundert steinernen Bögen, ver-

ziert mit Neckern, Fischen und allerlei Flußgeistern, verband die beiden Ufer. Ohne innezuhalten, überquerte Scheijian das beeindruckende Bauwerk.

... Sch-sch ...

Der Tempel der Zwillinge war ein trauriges Gebäude, dicht umstellt von den anrainenden Häusern, überhaupt nur entdeckbar, weil der dreistöckige Turm seine Nachbarschaft überragte. Die Gasse vor dem Haupteingang war nicht einmal einen Schritt breit. Nur wenige Menschen hielten sich in der Tempelhalle auf, darunter eine der Hochgeschwister, kenntlich am gelben und purpurnen Gewand und der helmartigen Gapuzza auf ihrem Haupt.

Die Priesterin trug im Arm einen braunschwarzen Mungo, dessen Bauch sie kraulte und der mitunter seinen Rachen öffnete, so daß die weißen Zähne blitzten. Als habe sie ihn erwartet, winkte die gebeugte Gestalt Scheijian heran. Sie hatte einen Buckel und war nicht mehr sehr jung. »Preise die Schönheit, Bruderschwester!« murmelten Scheijian und die Priesterin gleichzeitig.

... Sch-sch ...

Mit einer bedächtigen Kopfbewegung forderte die Hohe Schwester Scheijian auf, ihr zu folgen. Sie ging zu einer der Türen, die zu den Seitenräumen der Tempelhalle führten, öffnete sie, schüttelte den Kopf, schloß sie und ging zur nächsten, wo sich alles wiederholte.

»Habt Ihr vergessen, wohin Ihr wolltet, Hohe Schwester?« fragte Scheijan bei der fünften oder sechsten Tür.

Die Priesterin bedachte ihn mit einem forschenden Blick: »Immer noch besser, als zu vergessen, woher man kam, oder ganz so nebenbei: wer man ist! Stimmt Ihr mir zu, Bruder?« Sie öffnete die nächste Tür, die zu einem Treppenhaus führte. Der Mungo sprang aus den Armen der Priesterin, sah beleidigt die beiden Menschen an, und huschte davon.

... Sch-sch ...

Hinter der Priesterin stieg Scheijan die ausgetretene, steile Treppe hinauf. Die Stufen knarrten unter seinen Füßen, und die einst dunkel lackierten Wände, an denen überall die Farbe abplatzte, schienen mit jeder Stufe dichter heranzurücken. Wie kann dieser Turm nur so hoch sein? dachte Scheijan leicht schwindelig und fragte laut: »Wohin führt Ihr mich eigentlich, Hohe Schwester?« Erst auf dem nächsten Treppenabsatz antwortete die Priesterin: »Wir sind da!« Sie deutete auf eine Schiebetür, neigte kurz den Kopf und stieg langsam wieder die Treppe hinab.

... Sch-sch ...

Wenige Kerzen tauchten den Raum in honigfarbenes Licht. Er war leer bis auf eine geflochtene aranische Wand, die ein Stück des Zimmers abteilte. Über den Rand der Trennwand hinweg sah man den Rah-

men einer halboffenen Tür. Zwischen den Lücken des Flechtwerks war der Umriß eines Menschen zu erkennen, der hinter dem Paravent kniete. »Preise die Schönheit, mein achtbarer Bruder Scheijian!« erklang eine wohlvertraute Stimme.

»Berengar?« rief Scheijian überrascht aus, setzte einen Fuß vor und wurde sofort angehalten.

»Bleibe, wo du bist, mein Freund und achtbarer Bruder! Ich möchte nicht, daß du mich so siehst!«

»Du lebst?« sagte Scheijian ungläubig, dann tropfte langsam in sein Bewußtsein, wie Berengar ihn genannt hatte: achtbarer Bruder!

... Sch-sch ...

Scheijian atmete tief ein und aus: »Seit wann weißt du das, Berengar?«

»Ich wußte immer, wer oder was du bist, das habe ich dir voraus, mein trügerisch schillernder Freund!« entgegnete der Baron von Braast.

»Doch hast du nie eine Andeutung über dein Wissen gemacht!«

Ein kurzes tiefes Lachen antwortete: »Du hättest mich getötet, Freund!«

»Ja«, bestätigte Scheijian, dachte gleichzeitig aufbegehrend: Niemals!, hörte Berengar sagen: »Für alles gibt es ein erstes Mal!« und antwortete darauf selbst: »Nur wenn wir das so wollen, denn nicht jedes mögliche erste Mal muß auch verwirklicht werden! Diese

Wahl läßt uns Rur. Er und sie ist nicht grausam! Was willst du von mir, Berengar von Braast?«

Ein Scharren und Poltern von Holz antwortete, und langsam wie auf Krücken richtete sich die undeutlich zu erkennende Gestalt auf: »Warte! Ich wünschte, ich könnte sagen, daß du mir etwas schuldest, mein geliebter, achtbarer Freund! Leider ist es nicht so. Warte!« Gleichmäßig klopfende und schleifende Geräusche erklangen, als Berengars Schemen sich umwandte und zu der Schiebetür in den Nachbarraum bewegte, die er mit einem Krükkenschlag aufstieß und hinter der er verschwand.

... Sch-sch ...

Nachdem Scheijian lange genug gewartet hatte, trat er zu der Aranischen Wand. Wie erwartet, stand dahinter eine Kniebank. Sowohl dort, wo die Füße des Knienden, als auch da, wo seine Hände gewesen sein mußten, fand Scheijian noch feuchte Blutspuren. Auf der Lehne der Bank lag ein rotbraun verkrusteter Taler, den Scheijian ohne nachzudenken einsteckte, bevor er in den Nachbarraum trat. Der war leer. Kein Fenster, keine andere Tür, keine Dach- oder Bodenluke führten weiter.

Scheijian schüttelte den Kopf: Was war das für eine Narretei? Er stieg das Treppenhaus des Tempelturms abwärts und verließ das Gebäude. Draußen dämmerte es bereits, der westliche Horizont war rot verfärbt,

als Praios der Penible seine Wacht an seinen und Rondras kleinen Bruder abtrat.

... Sch-Schaum.

Als Scheijian erwachte, wußte er genau, was er zu tun hatte. Er mußte umgehend in den Rur-und-Gror-Tempel zurückkehren, um die Hohe Schwester Be-rengars wegen zu befragen! Sie hatte ihn, Scheijian, die Treppe hinaufgeführt, also wußte sie wohl, wer dort auf ihn wartete. Wie seltsam, daß er nicht gestern schon daran gedacht hatte! Ärgerlich und lächerlich zugleich! Als hätte der Garether Winter sein Hirn zu einem Eisklumpen zusammengefroren!

Scheijian zog sich an und verließ die Herberge. Das gestrige kurze Tauwetter schien nur eine flüchtige und schon wieder vergessene Episode gewesen zu sein, denn neue Eiszapfen hatte den Platz ihrer Vorgänger eingenommen, und die Hausdächer waren wieder schneebedeckt wie vor dem gestrigen Tage. Scheijian eilte über den Zwölfgötterplatz, wo heute keine Vögel zwitscherten, und durchquerte den Kaiser-Rauls-Park auf seinem Weg zum Fluß.

Hinter dem Park blieb Scheijian stehen und schalt sich: Narr, wie oft wirst du dich in dieser Stadt verlaufen? Denn das Flußbett war nirgends zu sehen.

»Auf ein Wort!« sprach Scheijian eine vorbeieilende Frau an. »Ich bin fremd hier und habe mich verirrt.

Seid so gut und weist mir den Weg zum Tempel der Zwillinge!«

»Wo wollt Ihr hin?« erkundigte sich die Frau.

»Zum Tempel von Rur und Gror. Er muß gleich hier in der Nähe sein.«

»Viele Tempel stehen in Gareth, doch Rur und Gror, die Namen habe ich noch nie gehört!« sagte die Frau. »Meint Ihr vielleicht den Tempel des Blutigen Kor?«

»Nein, nicht Kor! Der Tempel der Zwillinge ist ein Turmbau. Vielleicht ist er Euch bisher entgangen, da er ziemlich zugebaut ist. Ein unscheinbares Türmchen, gleich am Flußufer. Ich war gestern noch dort!«

Die Frau warf Scheijian einen entrüsteten Blick zu: »Ich lebe seit meiner Geburt hier! Kann mir nicht vorstellen, daß mir ein Turmtempel entgangen wäre. Am Fluß, sagtet Ihr?«

»Ja, am Fluß«, bestätigte Scheijian.

»Wo kommt Ihr denn her, wenn man fragen darf?« erkundigte sich die Frau neugierig. »Müßt wohl von weit her aus der großen Wüste im Süden kommen? Hab noch nie einen von Euch gesehen! Wie nennt Ihr Euch noch mal? Irgend etwas wie Be-vo-Bevonadi oder so ähnlich?«

»Spielt das denn eine Rolle?« sagte Scheijian mit wachsender Ungeduld. »Wollt Ihr mir jetzt sagen, wie ich zum Fluß gelange, oder nicht?«

»Ihr müßt nicht gleich unverschämt werden!« schnauzte die Frau zurück. »Wenn Ihr einen Fluß haben wollt, dann bringt Euch nächstens einen mit! Durch Gareth fließen nur Gardel und Wirselbach. Hört Ihr: Bach! Nur ein Bevolandi wie Ihr kann die beiden Rinsale mit Flüssen verwechseln!« Sie ging und ließ Scheijian stehen.

Einer ganzen Stunde bedurfte es, bis Scheijian endlich einsah, daß weder ein breiter Fluß durch Gareth floß noch ein Tempel der Zwillinge innerhalb oder außerhalb der Stadtmauern stand. Und was den gestrigen Tag anbelangte, an dem plötzliches Tauwetter angebrochen war, so hatte es *diesen* gestrigen Tag nie gegeben.

»Ein Traum!« murmelte Scheijian bestürzt. »Ich habe mich von einem Traumgespinst täuschen lassen und es mit der Wirklichkeit verwechselt!«

Um einen letzten Beweis dafür zu bekommen, daß er sich das Treffen mit Berengar nur eingebildet hatte, griff Scheijian zu seinem Geldsäckel. Kein blutverschmierter Taler lag darin.

Auf dem Rückweg zu seiner Herberge kaufte Scheijian bei einem Apothecarius vorsichtshalber einen beruhigenden Tee für die nächste Nacht. Im ›Baldachin‹ angekommen, lenkte er seine Gedanken zu der anstehenden Aufgabe, der Ermordung des Gouverneurs. Die Neue Residenz war erheblich bes-

ser gesichert, als er auch nur geahnt hatte. Ein heimliches Eindringen schien unmöglich, wollte er nicht ebenso enden wie die Rebellen. Ein noch undeutlicher Gedanke regte sich.

Doch so leicht war der Traum nicht abzuschütteln. Wenn Scheijian nicht intensiv über seinen Mordplänen brütete, schweiften seine Gedanken regelmäßig ab. Was, wenn Berengar noch lebte? Seinen Leichnam hatte Scheijian nie untersucht. Er hatte den verstümmelten Körper gesehen und die Decke darüber geworfen, um die Schmähung des Toten darunter zu verbergen, hatte nicht für nötig gehalten nachzuprüfen, ob der vermeintliche Tote ein wirklicher Toter war, denn Leichen hatte Scheijian in seinem Leben genügend gesehen.

»Wunschdenken als Folge von Trauer!« urteilte Scheijian nüchtern. »Ich war bei seiner Grablegung zugegen; wäre noch ein Lebensfunken in Berengars Leib gewesen, so hätte ein anderer als ich ihn entdeckt!«

Lebensfunken – nicht nur die magischen Wissenschaften wußten, daß nicht immer ein Lebensfunken vonnöten war, damit jemand in der Welt wandelte. Ein Fluch vielleicht, sicher eine Beschwörung, bewirkten gleiches. Was, wenn Berengar ...

Scheijian faßte einen Entschluß. Einen klaren Kopf bekäme er erst dann wieder, wenn er nachgeprüft

hatte, daß Berengar wirklich tot war, und er sich damit bewiesen hätte, daß das eingebildete Treffen, so täuschend echt es auch gewesen war, tatsächlich nichts weiter als nur ein Traum war!

Wie Scheijian vermutet hatte, hatte der Laienbruder, der den Boronsanger bewachen sollte, nächtens Beseres zu tun, als die dunklen Reihen der Grabmäler abzuschreiten. Kein Laut drang aus der kleinen Totenstadt der Vornehmen, nur von fern war der triumphierende Ruf eines Nachtvogels zu vernehmen, der eben seine Beute geschlagen hatte.

Scheijian nahm Anlauf, schwang sich über die Mauer und stürzte auf der anderen Seite mit einem überraschten Ausruf in die Tiefe. Regungslos blieb er liegen, wo er war, nämlich in einer Grube von drei mal drei Schritt, einer Baustelle für ein neues Grabmal. Er entspannte sich und stand auf. Auf dem Boronsanger war kein Lebendiger zu befürchten, der ihn gehört haben konnte, und sollte dennoch etwas in den dunklen Gassen zwischen den Totenhäusern wandeln, dann konnte ein Lebender noch so leise sein und würde dennoch bemerkt werden.

Eine Rampe führte aus der Grube hinaus. Scheijian sah sich um. Das eindrucksvolle Familiengrab, in dem Berengar übergangsweise beigesetzt worden war, überragte die benachbarten Grabhäuser und war daher

leicht auszumachen. Von Grabmal zu Grabmal huschend, bewegte sich der Maraskaner darauf zu. Ein Raunen und Flüstern drang an seine Ohren. Scheijian erstarrte und lauschte angestrengt. Nur das leise Rauschen des Blutes in seinen Ohren war zu hören. Gewißheit ist ein scharfes Messer, dachte Scheijian und sprach in die Dunkelheit: »Flüstert und raunt da jemand?«

Keine Stimme antwortete, doch weniger als sechs Schritt von sich entfernt entdeckte Scheijian einen nachtschwarzen Schemen. Der ausgestreckte linke Arm der Gestalt deutete mit geballter Faust auf ihn!

Scheijian handelte blitzschnell, denn die Gestik seines Gegenübers entsprach der, die ein Magier für einen recht geläufigen Kampfzauber einnimmt. Da brauchte Scheijian nicht erst noch auf die hinausgebrüllte Zauberformel zu warten! Beherzt sprang er zur Seite und stürzte in die nächste Grabgrube. Wo bin ich hier eigentlich? schimpfte er lautlos. Auf einem Boronsanger oder einem Tummelplatz von Wühlschraten und Zwergen?

Doch die knurrenden Silben in Zhayad blieben aus. Sollte der andere Magus sich noch während des Zauberns umbesonnen haben? Vorsichtig lugte Scheijian über den Rand der Grube. Immer noch streckte die Gestalt die geballte Linke vor, was jedoch nicht mehr drohend wirkte, wegen des Kauzes, der sich auf ihren Arm gesetzt hatte und die Bewegungen des Men-

schen in dem Erdloch mit ruckartigen Kopfbewegungen verfolgte.

Scheijian stemmte sich aus dem Loch und ging zu der Statue. Was nachts wie eine geballte Faust aussah, war bloß der Überrest einer Hand, die durch Verwitterung ihre Finger verloren hatte! »Keine Sorge, kleiner Freund, ich tue dir nichts zuleide!« sprach Scheijian im Näherkommen zu dem Käuzchen. Der Vogel hackte nach ihm. »Ich kann mich immer noch anders besinnen!« drohte ihm Scheijian und ging zu Berengars Grab.

Das Tor des Grabhauses war mit einer dickgliedrigen Kette verschlossen, was wenig Sinn machte, da das Gebäude große Butzenglasfenster hatte, die ein Grabräuber leicht hätte eindrücken können. Offenbar gab es nichts von Wert in diesem Grabmal.

Scheijian nahm die Kette in beide Hände, konzentrierte sich auf seinen Zauberspruch und ließ die arkanen Kraft in ein Kettenglied fließen, bis es weich und schmierig wie Lehm wurde. Mit einem leichten Ruck zerriss er das Glied, zog die Kette aus den Ringen, durch die sie führte, und öffnete die Grabbüre.

Abgesehen davon, daß in den Häusern der Lebenden für gewöhnlich keine Sarkophage stehen – und falls doch, dann sollte man sich Gedanken über Hausherr und -herrin und die Häufigkeit von Besuchen bei ihnen machen –, sah das Grabmal von innen

fast wie ein herrschaftliches Gemach aus. Wände und Boden waren geplättelt, von der Decke hing ein schwerer Leuchter, in Wandhalterungen steckten unbenutzte Kerzen. Selbst ein Gemälde mit welliger und rissiger Leinwand hing an einer Wand. Scheijian entzündete eine der Kerzen.

Berengars Sarg war leicht zu bestimmen, da er als provisorische Ruhestätte weder mit Siegeln noch Schutzzeichen versehen worden war. Ächzend und schnaufend schob Scheijian die Deckplatte des Sarkophags weg, bis sie unter ihrem eigenen Gewicht langsam nach unten kippte.

Wer immer den Leichnam Berengars hergerichtet, geschminkt und balsamiert hatte, hatte so gute Arbeit geleistet, daß der Baron beinahe lebendiger aussah als zu Lebzeiten. Scheijian schob die Ärmel von Berengars feinem Wams etwas zurück. Auch die Hände des Barons waren – wenn auch mit groben Stichen – wieder angenäht worden. Der Maraskaner legte sanft eine Hand auf das Gesicht seines toten Freundes. Es war kalt, wie er erwartet und gehofft – oder befürchtet hatte. Das läßt sich schwer unterscheiden. Nur um ganz sicher zu sein, wirkte Scheijian einen Zauber.

Wenn Magier über arkane Kraftlinien und -felder sprechen, so ziehen Laien oft den Schluß, die Welt verwandle sich, sobald das astrale Auge zu sehen beginnt, in ein buntes Fest mit Lichterketten und Lam-

pions. Das Ungenügen der Sprache führt diesen Eindruck herbei, die – als Erzeugnis der Mehrheit – ein Empfinden erklären soll, das nur eine verschwindende Minderheit haben kann. Und weil Magiekundige den Unkundigen nicht nahebringen können, was sie wirklich sehen, sprechen sie von leuchtenden Linien und Aureolen, wie sie eine Kerzenflamme umgeben, da jeder Versuch, das tatsächliche Erleben zu schildern, dem Bemühen nahekäme, etwa einem Amdegynsmolch zu erklären, was links ist.

Da wo das Herz schlägt, würde man antworten, worauf das Tierchen, könnte es reden, die Gegenfrage stellen würde: Was ist ein Herz? Oder, was vielleicht noch zutreffender ist, als wolle man einem maraskanischen Schädelfisch nahebringen, was männliche und weibliche Geschöpfe sind und warum sie sich soviel Mühe miteinander machen und auch miteinander haben. Denn Schädelfischchen haben nur ein Geschlecht.

Was also sah der Magier Scheijan? Zunächst beruhigenderweise nichts, denn Tote haben keine Lebensaura, und die Nicht-Aura eines Wiedergängers hätte Scheijan mit diesem Zauber und seinen Kenntnissen auch nicht feststellen können. Das war kein Gebiet der Magie, auf dem Scheijan bewandert war, was nicht weiter verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß er Maraskaner war und mit Leib und Seele an seine Götter Rur, Gror und deren Diener glaubte, so-

wie den fortwährenden Kreislauf aus Tod und Wiedergeburt. Mit diesem Glauben konnte Magie, die sich mit den Verstorbenen beschäftigte, nur als anrüchig angesehen, konnte gar Nekromantie, deren Requisiten die Verstorbenen sind, nur als verderbt und bekämpfungswürdig betrachtet werden.

Nichts, aber nicht ganz nichts. Denn deutlich zeichnete sich über Berengars Körper etwas ab, was man der Anschauung wegen, als ›feine, violette Schlieren‹ bezeichnen könnte. Scheijian erstarre und wirkte sogleich den nächsten Zauber. Nicht das Vorhandensein von Leben in Berengars Leib interessierte ihn nun, sondern etwaige magische Restmuster.

Scheijians Innerstes wurde eiskalt. Auch unter diesem andersartigen Zauber erschienen wiederum die ›Schlieren‹, obwohl in anderer Farbe, zusätzlich aber um Berengars Kopf herum ein feines, grünes Flechtwerk. Wenngleich Scheijian die ›Schlieren‹ ein völliges Rätsel waren, so wußte er das ›grüne Flechtwerk‹ zu deuten: Berengar war irgendwann im Laufe seines Lebens Opfer eines Beherrschungszaubers geworden. Doch was für eines! Verglichen mit der Feinheit dieses Zaubers war jeder ähnliche Zauber, den Scheijian zu wirken wußte, wie das Netz eines Fischers im Vergleich zu dem kunstvollen Werk einer Drôler Spitzenzöpplerin!

Benommen schob Scheijian die Grabplatte über

seinen toten Freund, verließ das Grabmal, hängte die Kette vor der Tür wieder ein und drückte Schnee und Eis über das zerbrochene Kettenglied, damit nicht bekannt werde, daß jemand in das Grab eingedrungen war, nicht bis zum Frühjahrstauwetter, wo man die zerbrochene Kette vielleicht als von der Witterung zermürbt ansähe.

Was hatte das alles zu bedeuten? Unbekannte ›Schließen‹ und ein Zauber, den kein Mensch so fein weben konnte?

In diesem Augenblick hätte sich Scheijian eine Magietheoretikerin wie A'Sar al'Abastra an seiner Seite gewünscht, um mit ihr über das Gesehene zu disputieren. Die weißhaarige Magierin, deren Bekanntschaft Scheijian vor zwei, drei Jahren gemacht hatte, schien enorme Kenntnisse auf mehreren Gebieten der theoretischen Magie zu besitzen, unglücklicherweise jedoch auch Wissen über das Seilerhandwerk und die Stadt Belhanka, was Scheijian nicht ahnen konnte, als er sich A'Sar gegenüber bei ihrer ersten Begegnung als Seiler aus eben jener Stadt vorstellte. »Sie wäre mir dennoch auf den Leim gegangen«, hatte Scheijian später gegenüber Alryscha behauptet, »wenn mich ihre unglaublichen Augen nicht so verwirrt hätten!« Worauf seine Freundin in ihrer gekünstelten Dämmchenstimme geantwortet hatte: »Das mag ich dir nicht gerne abkau-

fen, mein teuerster Freund, kennt man euch Burschenvolks doch zur Genüge! Es sei denn, du wollst mir einreden, daß ihre Augen auf ihrem Hintern wuchsen, was tatsächlich unglaublich verwirrend sein muß, Bruder!« Wie so oft hatte Alryscha recht. Scheijians Interesse an A'Sar lag nur zum Teil an ihren Augen.

Augen hin oder her, der Seiler aus Belhanka war schnell von der Bildfläche verschwunden, so daß die beiden Magier bald als Kollegen miteinander fachsimpelten, wobei Scheijian den Eindruck gewann, daß A'Sar Kenntnisse besaß, von denen er gar nicht erst wissen wollte, wie tief sie reichten. Sie schien nicht weniger zu verbergen zu haben als er. Also einigte man sich stillschweigend darauf, daß es in beider Leben Bereiche gab, über die man gegenseitig nichts in Erfahrung bringen wollte.

Der maraskanische Wiedergeburtsglaube hatte auf A'Sar eine beträchtliche Anziehungskraft ausgeübt, jedoch wohl mehr aus schierer Neugierde an dem exotischen Volksglauben einer abgelegenen Insel, sonst hätte sie nicht auf der einen Frage beharrt: »Interessieren dich denn deine angeblichen früheren Leben nicht?«

Daß zwar wichtig war, wer den Weltendiskus geworfen hatte und daß dieser sich vorwärtsbewegte, nicht aber, wo er gestern gewesen war oder vor einem Jahrhundert, schien A'Sar nicht verstehen zu können. Insgeheim schätzte Scheijian die Kollegin, obwohl sie

Gegenteiliges behauptete, als einer Anhängerin der ›Magierphilosophie‹ anstand, nach der die Götter nichts weiter als eben besonders mächtige Wesen der Fünften Sphäre waren. Eine Philosophie, von der Scheijian sich zu erinnern glaubte, daß sie auf Ru'halla zurückging oder daß jedenfalls ihre Denkweise von dem Zauberer auf dem Kaiserthron geteilt worden war, was nur zeigte, daß auch große Geister irren konnten.

Um Scheijians Überlegungen auf ihren Ausgangspunkt zurückzuführen: In diesem Augenblick hätte er des Rats einer Kundigen wie A'Sar bedurft, um ihr, zwar dem Sinne nach, doch nicht so ausgedrückt, die Frage zu stellen: Du scheinst Wissen über dieses Gebiet unserer Kunst zu haben, das ich als verderbt empfinde. Ist dir jemals etwas wie diese ›Schlieren‹ untergekommen?

In dieser Nacht träumte Scheijian fast denselben Traum wie in der Nacht zuvor, nur daß er wußte, daß es ein Traum war. Zum dritten Mal in den vergangenen beiden wirklichen und geträumten Tagen erwachte er, genau wissend, was er zu tun hatte.

Seit über einer Stunde lungerte Scheijian im Eingangsbereich des grellbunt ausgemalten Tsa-Tempels herum und wartete auf einen günstigen Augenblick, um auszuführen, was er beschlossen hatte. Die Zeit verstrich, ohne daß sich eine günstige Gelegenheit er-

geben hätte, da der Strom der Gläubigen, die gekommen waren, um der Göttin diesen neuen Tag ihres Lebens zu weihen, nicht abzureißen schien. Je länger Scheijan wartete, desto ungeduldiger wurde er; schließlich wischte er seine Bedenken zur Seite und trat zur Opferschale. Er tastete in seinem Gewande herum, als suche er eine Gabe für die Göttin, griff in die Schale, umschloß mit seinen Fingern einen Silbertaler und nahm ihn heraus. Eine fremde Hand legte sich um sein Handgelenk, und eine Stimme sprach leise: »Bedenke, wo du bist! Im Haus der Göttin! Auch wenn dich der Hunger treiben mag, Sohn, so ist dein Handeln sündig und frevelhaft! Lege zurück, was du stahlst, und erbitte Vergebung!«

Scheijan sah in das Gesicht des Sprechenden, eines Geweihten des Tempels, und zischte: »Ich habe keinen Streit mit dir, und falls die Junge Göttin Streit mit mir haben sollte, so ist das nicht dein Geschäft, sondern ihres und meines!« Fast unhörbar fügte er hinzu: »Also nimm deine Hand weg und tritt mir aus dem Weg, oder ich verspreche dir, dich Dinge über Tsa zu lehren, die du dir nie erträumt hättest!« Als hätte sich der Arm des blonden Barbaren in eine giftige Schlange verwandelt, zuckte die Hand des Geweihten zurück, und wie gelähmt sah er mit an, wie Scheijan mit seiner Beute den Tempel verließ. Eine ganze Zeit verging, bis in das Bewußtsein des er-

schrockenen Geweihten drang, daß der Tempelräuber nichts anderes getan hatte, als ihm, dem Geweihten, mit der Göttin zu drohen, der er sein Leben gewidmet hatte, mit Tsa der Ewigjungen und Erneuernden, der Göttin des Lebens! Der Priester begriff nicht, was ihn daran so erschreckt hatte. Er bat seine Göttin um Verzeihung, für die Furcht, die die Nennung ihres Namens bei ihm ausgelöst hatte. Dem gestohlenen Geld ging er nicht weiter nach. Der Fremde hatte seinen Frevel im Hause Tsas als alleinige Angelegenheit zwischen sich und der Göttin erklärt, demnach stand ihr allein das Privileg der Vergeltung zu!

Doch als der Geweihte sich wieder gefaßt hatte, stand Scheijian bereits zwischen den hohen schwarzen Basaltsäulen im Tempel Borons, die auch an diesem Tag von Rauchschwaden umwabert wurden. Er spielte mit einem Silbertaler zwischen seinen Fingern, einer Liebfelder Münze, wachsam beobachtet von zwei Geweihten, die sich des Krakeelers gut erinnerten. Doch heute kam kein Gebrüll aus Scheijians Mund, nur leises Murmeln: »Berengar von Braast! Noch nie hat jemand so billig die Dienste der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas erkauft! Doch ich erkläre unseren Handel für gültig und beschlossen!«



... *im* ...

... Kehle war wie zugeschnürt, sie bekam kaum noch Luft, und ihr Verstand weigerte sich zu begreifen, was sie sah! »O Ihr Götter, o Ihr Götter, o Ihr Götter!« stammelte sie ununterbrochen. Sie waren alle tot, alle bis auf sie, Olruk und den Cavalliero, tot und bei lebendigem Leibe ... Ihr Geist machte einen Satz über das schreckliche Wort! Wer konnte so etwas angerichtet haben! Sie wandte sich um, um das Fenster zu öffnen, damit sie wieder Luft bekäme und dieser schreckliche Geruch hinauswehe. Erst da bemerkte sie, daß sie nicht alleine im Raum war! Mit einem mal verstand sie, wer diese schrecklichen Dinge getan hatte! Somena warf sich auf die Knie und winselte: »Habt Erbarmen! Verschont mich! Bitte, verschont mich!« »Warum?« gab der ...



Eingehandelt, ausgehandelt

Daß Scheijian außer dem Auftrag der Lebenden nun noch den eines Toten angenommen hatte, machte sein Leben nicht leichter. Dennoch klagte er nicht, da das Ganze über ihn gekommen war wie Sonnenschein oder Regen, die man beide nur erdulden kann. Sicher jedoch bekam damit seine Planung eine neue Dimension: Womit beginnen? Viel sprach dafür, den ursprünglichen Auftrag schnell zu Ende zu führen und den Gouverneur zu ermorden, um danach die Jagd auf Berengars Mörder zu beginnen, zumal Scheijian nicht wußte, wie lange der Gouverneur noch vorhatte, sich in Gareth aufzuhalten. Parinor von Halbleths Plänen nach bestimmt nicht bis zu seinem Lebensende, eine Planung, die Scheijian etwas anders sah. Das bedeutete allerdings, daß das Attentat so ausgeführt werden mußte, daß Scheijian – vorausgesetzt, er überlebte den Anschlag – nicht gezwungen war, danach aus Gareth zu fliehen! Also keinerlei lebende Zeugen. Ähnlich verhielt es sich mit der Suche nach Berengars unbekanntem Mörder, falls der überhaupt noch in Gareth weilte!

Scheijian hatte sich mittlerweile darauf geeinigt, daß die Spuren des Beherrschungszaubers, die er bei der Leiche gefunden hatte, nichts mit dem Ableben seines Freundes oder dessen Mörder zu tun hatten. Dieser Zauber mußte vor sehr langer Zeit gewirkt worden sein, war damit ein Rätsel, das für immer ungelöst bliebe.

Einige Stunden nachdem Scheijian den Borontempel verlassen hatte, hatte der verschwommene Gedanke, den er gehabt hatte, bevor er zu Berengars Grab gegangen war, klarere Züge angenommen. Entgegen der früheren Bedenken würde doch ein Hoflieferant eine Rolle in seinem Plan spielen. Doch kein Hoflieferant, der Scheijian als Angestellten beschäftigte, sondern ein Hoflieferant, der unter einem Zauber stand.

Scheijian stellte sich vor, daß er einem der Lieferanten nach Hause folgen würde, um zu einem günstigen Zeitpunkt mit arkaner Kraft dessen Erinnerungen zu beeinflussen. Unter der Wirkung des Zaubers sollte die betreffende Frau oder der Mann davon überzeugt sein, den Sohn eines Jugendfreundes getroffen zu haben, der in das Gewerbe einsteigen wollte. Weiterhin sollte sich der noch unbekannte Lieferant daran erinnern, diesem Freundessohn hoch und heilig versprochen zu haben, ihn zu einer Warenauslieferung mit in die Residenz zu nehmen. Nach Scheijians

Einschätzung konnte dieser Plan nicht allzu schwer zu verwirklichen sein, nicht wegen des Zaubers, der kompliziert und anstrengend war, sondern wegen der falschen Erinnerung. Diese mußte nicht sonderlich detailreich erzeugt werden, weil ihr Aufhänger weit in der Vergangenheit lag und der angebliche Sohn über seinen Vater oder seine Mutter nur Dinge zu wissen brauchte, die der Beeinflußte nicht kannte.

Das Opfer des Zaubers hatte jedoch zwei Bedingungen zu erfüllen. Die erste davon war jedoch nicht zwingend notwendig. Günstig war es, wenn der Betroffene alleine lebte, da der Zauber dann ungestört gewirkt werden konnte, und kein Dritter da war, um Fragen zu stellen, die Zweifel in dem Verzauberten weckten. Die zweite Bedingung war wichtiger. Scheijian hatte nichts davon, wenn er frühmorgens Einlaß in die Residenz bekam. Denn egal, wie er sich verkleidete, ob als Page, Diener oder Knecht, er konnte innerhalb des Palastgeländes immer jemandem über den Weg laufen, der in Scheijian einen unbekannten Neuling sah – was für sich alleine noch nicht tragisch war –, jedoch einen Neuling, dem man Anweisungen geben oder wegen seines offensichtlichen Müßiggangs zu rechtfestigen mußte, was die Handlungsfreiheit enorm einschränkte. Deshalb mußte der Auserwählte jemand sein, der nicht nur regelmäßig, sondern auch möglichst spät seine Ware anlieferte.

Über eine Stunde verging, bis Scheijian wußte, wen er suchte: einen Zulieferer für die Hofbäckerei und -konditorei. Denn in der Backstube begann das Tagwerk um die dritte oder vierte Stunde nach Mitternacht. Alle Zutaten für Brot und Gebäck mußten zu dieser frühen Stunde bereitliegen, also am Abend vorher angeliefert worden sein. Sie durften auch nicht schon unbegrenzt lange gelagert worden sein, denn ein Kaiser hatte ein Recht auf frischeste Speisen!

Richtig oder falsch, so hatte sich Scheijian seinen Plan zurechtgelegt, als er am nächsten Tag gegen die vierte Nachmittagsstunde, bei Einbruch der Nacht, in der Nähe der Residenz Wache bezog. Er beobachtete die gelegentlich ein- oder ausfahrenden Karren und versuchte abzuschätzen, welche Ladung sie mitführten. Kam kein Wagen, so ging Scheijian mit flottem Schritt ein Stück von der Residenz weg und wieder zurück, um durch Bewegung die Kälte aus seinen Gliedern zu treiben. Bei einer dieser Exkursionen sah Scheijian eine bekannte Gestalt daherschlendern. Er kämpfte kurz mit sich, beschloß dann, die Wahl des geeignetensten Lieferanten auf den nächsten Tag zu verschieben, und eilte der Gestalt hinterher.

»Dreh dich nicht um, Gero!« sagte Scheijian, als er den Mann erreicht hatte. Erschrocken zuckte Berengars einstiger Kutscher zusammen, als er die Stimme in seinem Rücken erkannte, und sprudelte auch so-

fort los: »Ich war es nicht! Ich habe nichts gesagt! Ich bin der Falsche!«

»Was hast du nicht gesagt?« fragte Scheijian.

»Nun, was Ihr uns verboten habt, über Euch natürlich.«

»Wem denn gesagt? Erklär dich schon, Mann!«

»Den Bütteln eben«, antwortete Gero mit leichtem Beben in der Stimme. Diese Schwatzhaftigkeit war zu erwarten gewesen, dachte Scheijian, doch ein paar Tage länger hätte die Dienerschaft wohl Stille bewahren können!

»Was habt ihr den Bütteln denn erzählt?« fragte Scheijian leise schmeichelnd, was nicht eben zur Belehrung des Kutschers beitrug. Er wandte sich halb um, da er diese Stimme nicht gerne in seinem Rücken hatte, und zog auch unwillkürlich die Schulterblätter zusammen, als könne das seinen Rücken schmäler oder unverletzlicher machen. Hysterisch rief er: »Alles! Und jetzt denken sie ... jetzt sagen sie ...«

Scheijian schnitt ihm das Wort ab: »Sieh nach vorne! Was sagen sie?«

»Sie suchen Euch, weil sie meinen, daß Ihr unseren Hochgeboren ...«

»Schazakim!« schimpfte Scheijian. »Sie denken, ich hätte Berengar getötet?«

»Ja«, hauchte Gero.

»Und du glaubst das wohl auch, Tropf, wie? Dein

Herr war mein Freund, und ich wäre sicher nicht mehr in Gareth, wenn ich sein Mörder wäre, meinst du nicht?«

»Ja, Herr!« stimmte der Kutscher zu. Sein Tonfall ließ nicht daran zweifeln, daß er lediglich die Antwort gab, die von ihm erwartet wurde. Scheijian sah keinen Sinn darin, Berengars Bediensteten von seiner Unschuld zu überzeugen. »Hatte dein Herr Feinde?« fragte er daher geradewegs.

»Wie?« Gero hatte offenbar alles andere als diese Frage erwartet.

»Feinde!« wiederholte Scheijian. »Widersacher, jemanden, mit dem er Streit hatte, jemanden, der ihm etwas schuldete oder umgekehrt! Aber nicht nur ein paar Taler, sondern so viel, daß ihn jemand dafür getötet hätte. Das muß auch nicht unbedingt Geld gewesen sein. Vielleicht jemand, dem nach der Baronie Braast gelüstete?«

»Ich bin nur ein Kutscher«, antwortete Gero zögerlich.

Scheijian lachte trocken:

»Ich weiß sehr gut, wieviel Diener oder Sklaven mitbekommen! Mehr, als ihren Herrschaften lieb ist. Also denk nach!«

Der Kutscher schien jetzt doch in Betracht zu ziehen, daß die Stimme in seinem Rücken nicht dem Mörder seines Herrn gehörte. Er schüttelte den Kopf.

»Wenn der Herr Feinde hatte, dann weiß ich das nicht. Meines Wissens kam er mit jedem gut aus!«

»Wie sieht es mit Magiern aus? Hatte Berengar Umgang mit Zauberern?«

»Warum?«

»Das muß dich nicht kümmern! Sieh weiter geradeaus und antworte!«

»Mit Zauberern?« Gero legte die Stirn in nachdenkliche Falten. »Der Baron von Schrotenstein ist ein Zauberer. Ein sehr merkwürdiger Herr, wenn Ihr mich fragt.«

»Weilt er zur Zeit in Gareth?«

»Davon weiß ich nichts.«

»Wann hat er deinen Herr zuletzt getroffen?«

»Oh! Das muß über ein Jahr her sein!«

»Vergessen wir's! Sonst?«

»Wie?«

»Gibt es sonst noch jemanden? Sieh nach vorn!«

»Wenn Ihr so fragt: der Baron von Cres. Der ist recht oft in Gareth. Ein überaus rätselhafter ...« Geros Stimme schwand zu einem Flüstern. »Er ist ein Spitzohr!«

»Ein Dschinn? Nein, diese Tat war nicht Dschinnennart!«

»Was sagtet Ihr?« fragte Gero.

»Elf, sagte ich«, behauptete Scheijian flugs. »Was ist mit den Fenstern? Haben die Büttel unter den Fenstern nach Spuren gesucht?«

»Nein, warum? Hätten sie das tun sollen?«

»Ch'Azuul!« fluchte Scheijian. »Ich hätte das tun sollen! Irgendwie muß der Mörder ja ins Haus gelangt sein, und die Fenster waren offen! Das heißt, er muß Spuren im Schnee hinterlassen haben. Es sei denn, Berengar hätte ihn hereingebeten.« Scheijian räusperte sich: »Nun gut, Gero, nenn mir jetzt alle, mit denen dein Herr während des letzten Jahres Umgang hatte!«

Der Kutscher blies die Backen auf, kratzte sich im Haar und begann dann, Namen um Namen zu nennen. Bisweilen fügte er eine kurze Erklärung hinzu. Endlich war er fertig und wartete auf die nächste Frage der Stimme in seinem Rücken. Als sie ausblieb, drehte er sich vorsichtig um. Niemand war zu sehen, denn Scheijian war längst gegangen.

Pünktlich zur Abenddämmerung war Scheijian am nächsten Tag wieder in der Nähe der Residenz. Du hättest diese Aufgabe auch einfacher für mich machen können, Berengar, dachte er, und wenigstens ein oder zwei Todfeinde haben! Scheijian hatte den ganzen Tag über das Gespräch mit dem Kutscher nachgedacht. Er wollte nicht daran glauben, daß sein Freund einen Widersacher gehabt haben könnte, von dem seine Bediensteten nichts wußten. Dienstleute tratschten stets über ihre Herrschaften, untereinander

oder mit den Bediensteten anderer Herrschaften. Das war in der ganzen Welt so. Also mußte der Mörder eine Feindschaft gehegt haben, von der Berengar selbst nichts wußte oder die er zwar als Rivalität, aber nicht als ernstzunehmende Feindschaft angesehen hatte. Oder eine Gegnerschaft, die so lange zurücklag, daß Berengars Bedienstete nichts davon wußten, möglicherweise eine Art Blutrache oder Fehde. Einen zufällig bei Berengars Haus vorbeigekommenen Totschläger schloß Scheijian aus. Der Täter mußte durch das Fenster eingestiegen sein, denn da Berengar nackt gewesen war, hatte er seinem Mörder bestimmt nicht die Türe geöffnet. Das Fenster lag aber im zweiten Stock, zuviel Mühe für einen Besessenen oder unter dem Einfluß des Bruderlosen Stehenden! Hinzu kam, daß offenbar niemand Schreie gehört hatte. Zusammen mit den eigenartigen ›Schlieren‹ sprach das sehr für Magie.

Zur Not werde ich mir diesen Baron von Schrotenstein vorknüpfen müssen, dachte Scheijian mißmutig, da er nicht daran glaubte, daß ihn diese Spur weiterbrächte. Er wünschte, er wäre nicht dazu gezwungen worden, sein Äußeres zu verändern – eine kluge Maßnahme, wie das Gespräch mit dem Kutscher gezeigt hatte –, da er dann alle, deren Bekanntschaft er durch Berengar gemacht hatte, hätte ausforschen können. Geschickt eingeflochtene gelassene Bemer-

kungen oder ein geeignetes Mienenspiel hatten bisweilen eine bessere Wirkung als tausend Fragen. Sie ließen Menschen über Dinge reden, von denen sie nicht wußten, daß sie damit Antworten auf Fragen gaben, die niemals in Worten gestellt worden waren. Diese Technik hatte Scheijian erst in der Fremde erlernt, denn auf Maraskan war es nicht nötig, jemandem Fangfragen zu stellen oder ihn auszuhorchen. Man bekam fortwährend Dinge erzählt, die irgend jemand als geheim ansah und die man nicht wissen wollte, allenfalls deshalb, um damit den nächsten Plausch zu bestreiten.

Aber diese Möglichkeit schloß sich natürlich aus, seitdem die Büttel aufgescheucht worden waren. Außerdem konnte dadurch aus einem Mörder, der einen Mörder jagte, leicht ein Mörder werden, der von einem Mörder zur Strecke gebracht wurde.

Zwei Wagen waren im Laufe der letzten Stunde durch das Tor der Residenz gefahren und hatten sie wieder verlassen. Beide Karren schienen von weither zu kommen, würden also nicht so bald wieder eine Fracht zuzustellen haben. Auch ein Beilunker Reiter hatte das Tor durchprescht. Notfalls war auch das eine Möglichkeit, in die Residenz zu gelangen. Hier im Zentrum des Kaiserreiches zweifelte niemand an der Echtheit des Boten, wenn ein Beilunker Kurier in der allgemein bekannten und geachteten Uniform seiner

Zunft, mit der Ledertasche über der Schulter heran-
eilte und erklärte: Eine Depesche für den ehrenwer-
ten Sowieso von Sonstwo! Allerdings bedurfte eine
solche Kostümierung eines sehr verschwiegenen und
demnach teuren Schneiders.

Eine kleine Gruppe Berittener erreichte das Tor,
zwei Frauen und ein Mann. Der Mann stieg von sei-
nem Pferd, ging zur älteren der beiden Frauen und
half ihr galant von ihrem Roß. Währenddessen war
die zweite Frau von ihrem Pferd gesprungen. Sie
schob die Pelzkapuze ihres Umhangs zurück, was
kurz geschnittene weißblonde Haare freilegte, ging
einige Schritte von ihrem Roß weg, bückte sich, ne-
stelte an ihrem Schuhwerk oder hantierte am Saum
ihres Rockes herum, richtete sich wieder auf, ging ei-
nige Schritte und sprach dabei. Die Aufmerksamkeit
des Mannes, eines stattlichen Herrn mit glattrasier-
tem Schädel, galt allein ihr, die ältere Frau stand un-
terdessen, ohne sich an dem Gespräch zu beteiligen,
bei ihrem Pferd und wartete geduldig. Vermutlich
war sie eine Zofe oder Anstandsdame. Scheijan
konnte nicht verstehen, was die Blonde und der
Mann miteinander besprachen. Doch auch er hatte
vorübergehend nur Augen für diese blonde Frau. Ihn
faszinierte die Art, wie sie beim Reden ihre Arme hob
und senkte, und vor allem wie sie ging. Sie schob bei
jedem Schritt das Becken leicht vor, möglicherweise

wegen der Höhe ihrer Absätze, vielleicht auch, weil es so wirklich ihre Art war, sich zu bewegen. Schließlich verabschiedete sich der Mann von den Begleiterinnen, indem er der Blonden artig die Hand küßte und der anderen kurz zunickte. Die zweite Frau war offenbar tatsächlich nur eine Zofe.

Der Kahlrasierte ging zu seinem Pferd, schwang sich jedoch nicht wieder in den Sattel, sondern nahm es bei den Zügeln, genau wie die beiden Frauen, die auf das Tor zuhielten. Die Blondine wandte sich noch einmal um, und diesmal trug der Wind ihre Worte an Scheijians Ohr: »Ich sehe Euch doch morgen bei dem Empfang, mein lieber Menzheim?« Der Mann antwortete, was Scheijian wiederum nicht verstand, und führte sein Roß in Richtung der Innenstadt, während die beiden Frauen mit ihren Pferden durch das Tor der Residenz gingen. Scheijians Blick wanderte von dem Mann zu den beiden Frauen und wieder zurück. Er sah das Profil des Mannes, sah den schmalen Oberlippenbart, dessen dünne Spitzen zu beiden Seiten des Mundes wie zwei lange Fäden herabhingen.

Wäre nicht die aufrechte, aber nicht steife, sondern beherrschte Körperhaltung gewesen, die den Krieger verrät, so hätte man den Mann für einen norbardi-schen Händler halten können. Scheijian wußte es bes-ser, schließlich hatte er einstens die Herzallerliebste dieses Kriegers vor dem Tode bewahrt, weshalb die-

ser – wie Scheijian gut wußte – sich ihm offenbar bis zum Ende seiner Tage verpflichtet fühlte. Ein sehr glückliches Zusammentreffen! Im Nu fügten sich die Gedanken Scheijians zusammen, wie Lettern im Setzkasten eines Tuzaker Druckers.

Der Mann hatte es nicht sehr eilig, weshalb ihn Scheijian bald eingeholt hatte.

»Ich hoffe, Ihr hattet einen angenehmen Ausritt, werter Rissan Dubej?« sprach ihn Scheijian an. Der Norbarde, ein Mann Mitte Dreißig, sah zu dem dicken Blonden – so mußte Scheijian auf jeden wirken, der nicht ahnte, wie viele Kleidungsstücke der Maraskaner am Leibe trug – an seiner Seite und antwortete gedeckt: »Kennen wir uns?«

»Ich meine wohl, Bruderschwester!« erklärte Scheijian.

Die Frage im Gesicht des Norbarden wich freudiger Überraschung – »Bei Rondra! Ihr seht fremd aus! Ich hätte Euch niemals erkannt!« –, die ihrerseits mißtrauischer Wachsamkeit Platz machte: »Was führt Euch denn nach Gareth, Scheijian? Eure Tabakplantage in Sinoda, das Holzgeschäft Eures Vaters in Jergan oder die Seilerei Eurer Mutter in Festum?«

Diese Spitze rührte daher, daß bei den wenigen Gelegenheiten, wo der Maraskaner und der Norbarde aufeinandergetroffen waren, Scheijian sich bei seinen Reisegefährten bereits eingeführt hatte, jeweils mit

einer unterschiedlichen Geschichte. »Nichts dergleichen, teuerster Rissan!« entgegnete Scheijan ungezährt. »Oder muß ich Euch jetzt Hochgeboren nennen? Wie man hört, hat sich Euer Geschick sehr günstig entwickelt.«

Rissan Dubej wurde noch wachsamer. Erst vor wenigen Monden war er zum Nachfolger des verstorbenen Barons von Menzheim ernannt worden. Bestimmt ein sehr ehrenvoller Aufstieg, nur wollte er nicht gerade aus diesem Munde dazu beglückwünscht werden. Rissan ahnte, daß etwas Zwielichtiges an dem Maraskaner war, wenngleich er nicht wußte, was für windige Geschäfte der Mensch betrieb. Zaubern konnte er, das hatte Rissan miterlebt, ob der Maraskaner aber ein Magier war oder nur ein fähiger Laie, der die Kraft in sich zu beherrschen wußte, war ihm unbekannt, und als Krieger stand Rissan solchen Künsten sowieso zurückhaltend gegenüber. Der Norbarde glaubte nicht, daß der letzte Satz des Maraskaners zufällig gefallen war. Der nächste Satz bestätigte seinen Verdacht: »Wie geht es Eurer Herzensdame? Habt Ihr sie endlich gefreit, oder umminnt Ihr sie immer noch? Ich hoffe doch, daß die liebliche Myrra wohlauf ist?«

Rissans Lippen wurden zu dünnen Strichen. Hier braute sich wirklich etwas zusammen. Wenn ihn der Maraskaner schon so unverblümt daran erinnerte, daß er während ihrer ersten Begegnung das Leben der Frau

gerettet hatte, die Rissans Herz regierte, dann hieß das in klaren Worten: Ihr habt eine Schuld bei mir, nun bezahlt! Und dummerweise, fand Rissan, konnte er nicht einmal etwas dagegen sagen. Er stand wirklich über alle Maßen in der Schuld dieses Menschen!

»Der holden Myrra geht es gut!« antwortete der frischgekürte Baron von Menzheim. »Doch wäre mir lieber, wolltet Ihr Euch nicht so bald wieder nach ihrem Befinden erkundigen.«

Später, in der Herberge, in der der Menzheimer abgestiegen war, wechselte man klarere Worte.

»Was fordert Ihr von mir?«

»Ich sah Euch vorher in der Gesellschaft einer sehr anziehenden Dame, Bruder Rissan, deren Bekanntschaft ich gerne machen würde. Wie ich hörte, ist morgen ein Empfang, wo man die Liebreizende treffen kann und zu dem auch ihr hinwolltet. Bestimmt habt Ihr nichts dagegen, wenn Euch ein alter Freund begleitet.«

»Ich wollte zwar nicht hingehen«, brummte Rissan, »doch erscheint mir dieser Gefallen billig zu sein.« Scheijian entging das kurze, spöttische Aufleuchten in den Augen seines Gegenübers.



... *im* ...

... käme, erginge es ihm ebenso wie den anderen! Er muß wahnsinnig geworden sein! dachte Olruk. Verzweiflung und Furcht hatten von ihm Besitz ergriffen. Was soll ich bloß tun? dachte er. Zurück nach Hause? Nein, er wird mir auf der Straße auflauern, da er weiß, wohin ich will! Und wenn er mich erst gefunden hat? Oh, Ihr Götter, habt Erbarmen! Laßt nicht zu, daß es mir wie den anderen ergeht! Doch wohin dann? Harena? Festum? Er wird das voraussehen! Er wird denken, daß ich nicht wage, nach Neetha zurückzukehren, und bestimmt herausfinden, welchen Weg ich gewählt habe! Er wird mich jagen, gnadenlos jagen und ...



Der klassische Liebhaber

Der sogenannte Empfang erwies sich als Ball, der von einer bornischen Geschäftsfrau ausgerichtet wurde, der man Verbindungen zum mächtigen Handelshaus Stoerrebrandt nachsagte. Die Dame war neu in Gareth und erhoffte sich durch dieses Fest Zugang zur gehobenen Schicht der Kaiserstadt zu erlangen. Das Haus, das die Bornländerin zu diesem Zwecke angemietet hatte, gehörte einem Kaiserlichen Gardeoffizier, Sproß einer alten Familie, der kürzlich eine größere Geldsumme beim Glücksspiel verloren hatte und daher die Einnahmen für die Überlassung seines Hauses in der Innenstadt dringend benötigte. Die Mietbedingungen für das Haus schlossen mit ein, daß der Offizier auch die Gäste des Festes stellte, weshalb er großzügig Einladungen verteilt hatte. Wenn die Bornländerin unbedingt ihre Batzen unter das Volk bringen wollte, so war das nicht seine Sorge. Was der Offizier nicht wußte, war, daß er nicht zufällig diese Pechsträhne beim Spiel gehabt hatte. Die hatte ein gewerblicher Glücksspieler aus Festum herbeigegeführt.

Der Offizier trug zwar einen angesehenen Namen, doch die wirklich einflußreichen Kreise der Stadt hatte er seiner Wohltäterin doch nicht besorgen können. So tummelten sich auf dem Fest die dritte und vierte Garnitur der Stadt sowie jene, die unabhängig von ihrem Stand zu jeder Festlichkeit eingeladen wurden – die Maskottchen der Mächtigen –, die auf diese Weise die Brücke schlügen zwischen denen, die gerne Einfluß und Ansehen gehabt hätten, und jenen, die dieses Einflusses überdrüssig waren, jedenfalls wenn man ihren Worten Glauben schenken wollte.

Und dann eben auch Leute wie Rissan. Zwar vom Stand her ein Baron, aber nicht aus den kultivierten Provinzen des Reiches stammend, sondern aus Weiden, wo man zwar große Rinderherden hatte, sich aber ansonsten tagein, tagaus mit Orks und Goblins schlug, also wohl kaum Zeit hatte für die wirklich wichtigen Dinge des Lebens. Und wenn dieser Landadlige unbedingt diesen etwas wild aussehenden Kumpan auf den Ball mitbringen mußte, so sah man ihm das nach. Man war froh, wenn er nicht nach Kuhdung duftete.

Die Gastgeberin hatte sich ihren Einstand etwas kosten lassen. Bald ein Dutzend Barden und Spielleute musizierten in verschiedenen Räumen des Hauses, vier oder fünf Narren mit klirrenden Schelmenkappen auf den Köpfen trieben ihre Scherze, auch waren

zwei Räume für Glücksspiele vorgesehen worden (um die der besagte Offizier aber einen großen Bogen machte). Getrunken wurde Meskinnes und Kwassetz, verspeist wurden Elchschinken, Dotzen und Dickbalken. Fast jede der Zutaten dieser Speisen war direkt aus Festum angeliefert worden.

In diese Gesellschaft mischten sich der Herr von Menzheim und Maurik von Finkenwalden. Diesen Namen als den seinen zu nennen, hatte Scheijjan mit Rissan ausgemacht. »Weil das mehr hergibt als mein eigener Name!« hatte der Maraskaner geäußert, was der Menzheimer ihm nicht verdenken konnte. Er hatte in den acht Tagen, in denen er sich in Gareth aufhielt, um in Belangen seines Lehens bei einer der Kanzleien vorzusprechen, die Hochnäsigkeit der Garether zur Genüge erfahren. Außerdem war es ihm gleichgültig, unter welchem Namen er seinen Begleiter vorstellte. Scheijjan oder Maurik, beide Namen hatte Rissan schon aus diesem Mund gehört. Ob überhaupt einer der Namen der richtige war, vermochte der Norbarde ohnehin nicht zu beurteilen. Er wollte das weder wissen, noch darüber nachdenken. Das Schicksal hatte ihn diesem Menschen verpflichtet, und er wollte nicht mehr als unbedingt nötig über ihn wissen. Die Spende, die der Baron vorsichtshalber zu früher Stunde im Tempel seiner Göttin Rondra hinterlassen hatte, war teuer genug gewesen.

Die Blonde, derentwegen Scheijian gekommen war, war schnell ausgemacht. Nachdem der Norbarde sie und Scheijian miteinander bekannt gemacht hatte, zog sich Rissan unverhofft taktvoll und schnell zurück. Scheijian plauderte mit der Frau, alles schien sich wie geplant zu entwickeln. Bis eine weitere Blonde hinzustieß. Sie sah der ersten zum Verwechseln ähnlich, fast hätte man sie für Geschwister halten können. Die Frauen begrüßten sich mit einem Kuß, einem keineswegs flüchtigen, so daß Scheijian weder an die Begrüßung zweier Geschwister noch an die zweier guter Freundinnen glauben wollte. Er löste sich bald aus dem Gespräch und hielt nach dem Norbarden Ausschau. Der lehnte an einer Säule, die Arme verschränkt, ein feines Lächeln um die Lippen. Offenbar hatte er das Geschehen beobachtet.

»Interessiert sie sich überhaupt für Männer?« fragte ihn Scheijian.

»Die Edle Linai?« entgegnete Rissan und legte ein Gesicht auf, als müsse er erst lange und gründlich nachdenken. »Das hängt davon ab, wie Ihr das meint.«

»Wie werde ich das wohl meinen?« gab Scheijian gereizt von sich.

»Nein. Nicht daß ich wüßte«, antwortete sein Gegenüber mit sichtlichem Vergnügen und erntete dafür einen bösen Blick.

»Oh, ich versteh'e!« fuhr er scheinheilig fort. »Das tut mir leid! Ihr hättet mich vorher um Rat fragen sollen! Wie kann ich das Versäumnis wiedergutmachen? Leider bin ich hier auch recht fremd, weshalb ich eigentlich schon wieder gegangen sein wollte. Doch wenn Euch nach einer rahjagefälligen Eroberung ist ... Maurik ... warum versucht Ihr Euer Glück nicht bei der bezaubernden Dame Viridia?« Er deutete auf eine tiefdekolletierte Frau Anfang Zwanzig, die ihr langes kastanienbraunes Haar zu einem dicken Zopf geflochten hatte, der ihr bis zur Taille reichte und mit dessen Spitze ihre Finger spielten. Fünf Männer zwischen Zwanzig und Fünfzig umlagerten sie.

»Sie scheint schon ausreichend Gesellschaft zu haben«, stellte Scheijian fest.

»Das hat nicht viel zu bedeuten, habe ich mir berichten lassen. Sie ist eben gewinnend und spielt gerne. Ich denke nicht, daß einer von denen da sich große Hoffnungen zu machen braucht. Wenn Ihr als etwas Geduld aufbringen wollt, mein Bester, und die Zahl der Mitbewerber nicht scheut«, Rissan strahlte mittlerweile über alle Backen, »dann mag Euch Frau Rahja vielleicht hold sein.«

Scheijian hatte seine Gründe gehabt hierherzukommen, und wollte nicht unverrichteter Dinge wieder gehen. »Sie sieht gar nicht aus wie eine Bornländerin«, behauptete er.

»Wie kommt Ihr denn darauf?« fragte Rissan erstaunt.

»Ich dachte, sie sei aus dem Gefolge unserer Gastgeberin, zumal ihr Kleid etwas verknittert ist, als habe es lange in einem Koffer gelegen!«

Der Baron sah angestrengt zu der belagerten Frau hinüber. Knitterfalten hätte er auch nicht sehen können, wäre er dicht neben ihr gestanden. »Nein, nein!« gab er die gewünschte Auskunft. »Sie ist eine Hofdame wie Linai und lebt natürlich im Palast. Wo denkt Ihr hin? Doch wie schon gesagt, wollte ich mich jetzt zurückziehen. Viel Erfolg noch!« Er grinste breit und ging.

Scheijian hatte nicht die geringste Lust, die Verehrerschar der umschwärmteten Viridia zu vermehren. Also wartete er und behielt sie im Auge. Als sie endlich aufbrach, und zwar allein, wie Rissan vorhergesagt hatte, folgte ihr Scheijian. Nicht weit weg von seiner Herberge sprach er das Edelfräulein an.

»Laßt mich in Frieden!« antwortete die Hofdame und ging weiter.

»Ich wollte Euch nicht erschrecken«, beschwichtigte Scheijian. »Doch da ich schon den ganzen Abend Eure Anmut ...«

»Ihr erschreckt mich keineswegs!« unterbrach ihn die Frau und würdigte ihn erstmals eines Blicks. »Ach, Ihr seid das, dieser Blonde, der sich nicht trau-

te. Laßt Euch gesagt sein, bisweilen ist Zurückhaltung nicht gerade förderlich. Nun trollt Euch gefälligst und laßt mich meines Weges gehen, bevor ich ...«

»Verzeiht. Ich bin fremd hier und ...«

Wieder wurde Scheijian unterbrochen: »Das könnt Ihr mir kaum anlasten. Wollt Ihr nun endlich gehen?«

Abermals entwickelte sich etwas nicht so, wie Scheijian es geplant hatte. Diese Hofdame war wirklich sehr widerspenstig!

»Dann muß ich Eurem Wort wohl folgen!« antwortete der Maraskaner, zog den Hut mit der Straußfeder, den er anlässlich des Empfangs aufgesetzt hatte – er sah kleidsamer aus als seine übliche Vermummung, wärme jedoch nicht so gut –, und verbeugte sich tief in einer eleganten Bewegung. Als er sich wieder aufrichtete, entglitt der Hut wie versehentlich seiner Hand, die sich jedoch in dem Bogen weiterbewegte, den die Kunst des Rur'Uzats für diesen Angriffsschlag vorsieht. Lautlos sackte die Dame Viridia in sich zusammen, als sie getroffen wurde. Scheijian fing sie auf und schleppte sie zu seiner Herberge. Wegen des Gewichts der Hofdame war er froh, daß der Weg nicht so weit war.

Als Viridia erwachte, lag sie gefesselt auf einer Bettstatt. Im Schein einer einzigen Kerze erkannte sie den Blonden, der sie belästigt hatte.

»Wenn Ihr mich nicht augenblicklich losbindet«,

begann sie, »werde ich dieses Haus zusammenschreiben ...«

»Das werdet Ihr nicht!« antwortete der Blonde, griff neben sich und hielt plötzlich einen nadelartigen, unterarmlangen Dolch in der Hand. Im Ton eines Lehrmeisters zu seiner Schülerin erklärte er: »Das ist eine sehr wirksame Waffe, gegen die auch ein Kettenhemd nicht schützt. Ihr werdet selbst wissen, daß Ihr keines tragt. Ich kann sehr gut mit diesem Stahl umgehen. Wenn Ihr genau hinseht, werdet Ihr bemerken, daß die Klinge nicht blitzblank ist, sondern mit etwas beschmiert zu sein scheint. Das beobachtet Ihr richtig. Sollte ich Eure Haut mit dieser Waffe ritzten, so seid Ihr in zwei Herzschlägen völlig gelähmt und in fünf weiteren tot. Bedenkt das bei Eurem weiteren Handeln.«

Die Frau sah Scheijian finster an: »Das werdet Ihr mir büßen! Ich hatte heute abend genügend Gelegenheit, mir Euer aufdringliches Gesicht zu merken. Glaubt nicht, daß ihr ungeschoren davonkommt!«

Scheijian schüttelte mißbilligend den Kopf: »Nicht sehr klug, jemandem mit seinem Wissen zu drohen, solange man gefesselt ist, Schwester. Laßt mich klarstellen: Ihr wißt nichts über mich. Ihr wißt nicht, wo zu ich fähig bin. Wißt nicht, ob ich Euch nur drohe oder meine Versprechen auch erfülle. Denkt darüber noch.«

Viridia schwieg. Offenbar wurde ihr langsam bewußt, in welcher Lage sie sich befand.

»Ihr werdet mir einige Auskünfte geben«, fuhr Scheijian gelassen fort, »und zwar, was die Räumlichkeiten Parinors von Halbleth anbelangt, des Militärgouverneurs von Maraskan.«

»Das werde ich nicht!« widersprach die Hofdame trotzig.

»O doch, Schwester, ihr werdet. Wie ich Euch bereits erklärte, wißt Ihr gar nichts über mich, und wie ich Euch bat, solltet Ihr über dieses Faktum nachdenken.«

»Was wollt Ihr tun? Mich töten? Dadurch erfahrt Ihr auch nicht, was Ihr wissen wollt, Schandbube.«

»Gut bemerkt. Das heißt aber nur, daß ich mir jemanden anderes suchen müßte, wohingegen man dich morgen früh steif im Schnee fände. Das ist alles. Schwester, du scheinst immer noch nicht zu verstehen, daß mir nur deine Antworten wichtig sind. Du selbst überhaupt nicht. Rede also, und du verläßt dieses Haus, schweige weiter, und ich schleife deinen Kadaver hinaus.«

Nicht die Worte, sondern die Art, in der sie vorgebrachten wurden, brachten Viridia zum Sprechen. Die Hofdame hatte nicht den Eindruck, daß ihr gedroht wurde, vielmehr, daß ihr unumstößliche Tatsachen vorgetragen wurden. Darüber vergaß sie, darüber

nachzudenken, was geschähe, wenn ihr Entführer erfahren hatte, was er wissen wollte.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, stellte Scheijian eine weitere Frage: »Was weißt du über den Baron von Braast?«

»Er ist tot. Man sagt, er sei von einer Treppe gestürzt und habe sich das Genick gebrochen.«

Das ist also die offizielle Erklärung für Berengars Tod! dachte Scheijian und wunderte sich, da ihm die Gründe der Vertuschung unbekannt waren.

»Hatte der Braaster Feinde oder Neider?« fragte Scheijian weiter.

»Das weiß ich nicht«, antwortete Viridia. »Glaube ich aber nicht. Doch ich mische mich nicht unter diese hochnäsigen Almadaner. Dieses Volk gebärdet sich, als säße immer noch ein Eslamide auf dem Kaiserthron.«

Scheijian brummte unzufrieden. Niemand kannte jemanden, der Berengar Übles wollte, aber dennoch hatte ihn jemand grausam abgeschlachtet! Wie paßte das zusammen? Scheijians Hand legte sich auf Viridias Brustbein, und seine Finger umschlossen den Anhänger, den seine Gefangene um den Hals trug, einen Hirschhäfer aus Gold und Amethyst. »Hübsch!« bemerkte er. Seine Hand glitt weiter, den Hals der Hofdame entlang bis zu ihrer Wange, wo sie zur Ruhe kam. Nun hatte Viridia von Kopf bis Fuß eine Gänsehaut.

Scheijians Daumen legte sich auf Viridias Nasenwurzel, kleine Kreise beschreibend. Ein unverständliches Gemurmel drang aus seinem Mund. Auch als der Zauber bereits seine Wirkung entfaltete, verstand die Hofdame immer noch nicht, was mit ihr geschah.

Der Maraskaner erhob sich, füllte einen Becher aus dem Wasserkrug, den er vorsorglich bereitgestellt hatte, nahm einen Schluck und ging im Zimmer umher, wobei er sprach: »Du bist wieder auf der Straße, willst nach Hause und überlegst, wie du den aufdringlichen Menschen los wirst. Laßt Euch gesagt sein, daß Zurückhaltung nicht gerade förderlich ist! fährst du ihn an. Du bist wirklich zornig auf ihn. Spürst du die Wut? Er raubt deine Zeit und belästigt dich! Du sagst: Nun trollt Euch gefälligst und laßt mich meines Weges gehen, bevor ich die Büttel rufe. Dieser lästige Kerl antwortet aber nur frech: Verzeiht. Ich bin fremd.

Du willst ihn unterbrechen, weil du sein Geschwätz nicht hören magst – spürst du, wie du kochst? –, tust es aber nicht, so daß er weiterspricht: Ich bin fremd, deshalb habe ich mich Euren Anstandsregeln gebeugt! Wie zufällig berührt er deine Hand. Du spürst seine Finger, und dir ist, als flösse etwas von dir zu ihm und von ihm zu dir. Du blickst in die Augen dieses Menschen, also in meine Augen, erblickst den Hunger darin. Du spürst deine eigene Gier. Dir wird warm, dein Herz pocht wild, Speichel

läuft in deinem Mund zusammen. Fühle das! Spüre das Verlangen in dir!

Das Verlangen drängt dich gegen diesen nächtlichen Körper. Ihr küßt euch, nein, wir küssen uns. Sehr wild. Ich knurre, als du deine Zähne in meine Lippe gräbst, greife deinen Zopf und zwinge deinen Kopf zurück. Jetzt spürst du meine Zähne an deinem Hals, fühlst den Druck, als sie an deinem Hals aufwärts wandern, drückst dich sogar gegen diese Zähne. Ein bißchen wünschst du, ein bißchen fürchtest du, daß ich fest zubeißen könnte. In dir scheint Rahjas, nein, sagen wir Levthans Feuer zu lodern. Unsere Kleidung ist dir im Wege, deshalb beginnst du an meiner zu zerren. Dir ist gleichgültig, daß wir auf der Straße sind und Schnee liegt. Widerstrebend flüstere ich: Du bist verrückt! Ich nehme dich an der Hand, und wir gehen zu meiner Herberge. Wir gehen natürlich nicht langsam, sondern wir rennen, denn wir haben es sehr eilig. Leise flüstere ich auf der Treppe: Still, wir wollen nicht das ganze Haus wecken! Also steigst du diese Stiege übertrieben vorsichtig hinauf. Du neckst mich damit.«

Scheijian nahm einen weiteren Schluck Wasser, setzte sich auf den Stuhl und legte die Beine gemütlich überkreuzt auf das Bett, neben seine Gefangene. Er fuhr fort: »Wir sind nun im Raum. Die Türe knallt zu, als ich dich dagegen dränge.«

Der Magier sah zur Tür. »Das Türblatt ist nicht plan. Sie ist eine Kassettentür, das müßtest du eigentlich ein wenig spüren. Also, Liebste, du spürst die Erhebungen und Vertiefungen der Tür in deinem Rücken als harte Kanten. Das hält nur kurz an, weil wir jetzt an unseren Kleidern zerren. Du denkst dabei vielleicht, daß ich dein Kleid in unserer Ungeduld zerreißen könne, was ich aber nicht tue ... nun ja, vielleicht hast du doch recht, so geschickt werde ich in der Hitze auch wieder nicht sein!«

Scheijian beugte sich vor, griff in Viridias Kleid und zerriß den Stoff. Er lehnte sich wieder zurück und beschrieb nun der verzauberten Hofdame seine selbst erlebten Liebeskämpfe, jene, von denen ihm Raschid, Alryscha und andere Freunde erzählt hatten, zitierte aus rahjagefälligen Balladen, indem er ihre wohlgeschmiedeten Verse auf das reduzierte, was sie ohne das poetische Beiwerk bedeuteten. Er erzählte Viridia von allem, von dem er wußte oder jemals gehört hatte, daß es irgendeinem Menschen Lust bereite, gleichgültig, wie er selbst zu diesen Lüsten stand. Bisweilen hielt Scheijian in seinem monotonen Redefluß inne, um kleine Verfeinerungen an dem magischen Netz durchzuführen, das er über die Hofdame geworfen hatte, oder um seine Stimme mit einem Schluck Wasser zu ölen.

Als Viridia erwachte, war ihr Geliebter schon auf und angekleidet. Er sah erschöpft und übernächtigt aus. Kein Wunder, dachte Viridia, bei dem, was wir in dieser Nacht zusammen taten! Sie selbst hingegen fühlte sich entspannt und ausgeruht, nur etwas wirr im Kopf. Von ihr aus hätte das wilde Treiben der Nacht noch stundenlang weitergehen können! »Du mußt jetzt gehen!« sagte ihr blondmähniger Geliebter. »Denn wie du dich erinnerst, habe ich vor meiner Abreise noch Wichtiges zu erledigen.«

»Mußt du denn wirklich wieder weg?« fragte Viridia enttäuscht. Ihr Geliebter nickte und antwortete mit etwas kratziger Stimme: »Leider. Doch wie ich dir versprochen habe, werde ich noch einen Tag bleiben, so daß wir diese Nacht bei dir wiederholen können!«

Viridia zog sich an. Als sie ihren Geliebten zum Abschied küssen wollte, hielt er sie auf Distanz. »Du quälst mich«, sagte sie. »Ich schüre dein Verlangen«, antwortete er. Seine dunklen Augen schienen bis zum Grunde ihrer Seele zu dringen.

Auf dem Nachhauseweg fluteten bruchstückhafte Erinnerungen an die vergangene Nacht Viridiyas Geist. Manchmal blieb sie errötend stehen und dachte: Haben wir das wirklich getan? Habe ich wirklich jede Scham fallengelassen, Dinge getan, von denen ich zuvor nicht einmal träumte, und mich nur dieser unendlichen Leidenschaft hingegeben? Ja, gestand sie

sich ein, wir haben uns geliebt wie Parder und Parderin!

Viridias Gedanken stolperten über das unbekannte Wort. Was war ein Parder, wo hatte sie diesen Begriff bloß aufgeschnappt? Ein Panther? Wie Panther und Pantherin, korrigierte sie sich. Viridia wurde es schummrig. Sie dachte, daß eine Ungerechtigkeit darin liege, daß der wilde Rausch, den Rahja schenkte, so schnell in der Erinnerung verblaßte. »Göttin!« klagte sie. »Warum hast du mir diesen himmlischen Liebhaber geschenkt, wenn du ihn mir schon morgen wieder wegnehmen wirst?« Ungeduldig sehnte Viridia den Abend herbei.

Als die Hofdame die Neue Residenz erreichte, war ihr himmlischer Liebhaber schon in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung gesunken, nachdem er zuvor einen Becher warmer Milch mit Honig für seine strapazierten Stimmbänder zu sich genommen hatte.

Viridia empfing ihren Besucher am Tor der Residenz. Ihre Augen leuchteten so sehr, daß Scheijan bedauerte, daß dieses Leuchten nicht ihm galt, sondern dem Truggebilde, das er in ihre Erinnerung gepflanzt hatte und mit dem er, auch wenn er es gewollt hätte, nicht hätte konkurrieren können. Sie war eine sehr anziehende Frau, das stand außer Zweifel.

Viridia führte ihn lachend und strahlend in ihr

Gemach, das, wie Scheijian zufrieden feststellte, in dem gewinkelten Haus lag. Das erleichterte die anstehende Arbeit.

»Schließ die Augen, meine wilde Stute!« sagte Scheijian, als sie in Viridias Gemach waren. »Nun öffne den Mund, und zerkaue, was ich dir gebe. Es ist ein sehr wirkungsvolles Rahjaikum, das unsere Lust ins Unermeßliche steigern wird!« Erschauernd zerkaute Viridia gehorsam das etwas bitter schmeckende, getrocknete Fruchtfleisch, während ihr Scheijian so lange sanft über den Rücken strich, bis die Rauschgurke zu wirken begann und Viridia in tiefen Schlaf fiel. Sie würde interessante Träume haben, wenn auch keine rahjageschickten. Morgen würde sie aufwachen, wissend, daß ihr Geliebter, wie er angekündigt hatte, zu früher Stunde nach Lowangen aufgebrochen war. Ob sie ihn wohl mit dem Mord, der heute nacht in diesem Haus stattfände, in Verbindung brächte? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Drei Stunden wartete Scheijian bei der schlummernden Hofdame, dann schlüpfte er aus ihrem Zimmer, schlenderte die Treppen aufwärts, bis er in der richtigen Etage war, und ging zählend die Türen entlang. Vor der Tür Parinor von Halbleths blieb er stehen. Kein Licht drang aus den Türritzen, offenbar schließt er bereits. Scheijian griff nach der ›Nadel‹ in der Armscheide, zog sie prüfend ein Stück heraus

und schob sie wieder zurück. Fast kein Geräusch war zu hören. Er legte seine Hand auf die Türklinke und murmelte den Zauber, der ihm die Lebensaura jedes, der sich im Zimmer befand, sichtbar machen sollte. Scheijian wollte nicht versehentlich auf einen Hund oder ein anderes Haustier treten. Geräuschlos öffnete er die Tür und trat ein. Sein magisches Auge zeigte ihm sogleich, daß die Vorsichtsmaßnahme unnötig gewesen war. Kein Haustier teilte das Gemach mit Parinor von Halbleth. Nur eine einzige Lebensaura war zu sehen, nicht hell leuchtend, wie erwartet, sondern verblässend und zerfasert, sich zusehends auflösend. Der Zauber verlor seine Wirkung.

Scheijian stand im Dunkel des Raumes an der Tür, das Gesicht eine starre Maske. Parinor von Halbleth war tot! Welche Verhöhnung der Anstrengungen, die Scheijian und die Rebellen auf sich genommen hatten, welche Verhöhnung ihres Todes! Eine kalte Wut über den Gouverneur stieg in Scheijian auf. Wie Verrat kam es ihm vor, daß dieser, gerade bevor ihn sein Mörder erreicht hatte, von selbst gestorben war, dem kurzen Blick auf die Aura nach zu schließen, sogar als der Mörder bereits im Hause war!

Scheijian entzündete einen Leuchter, ungeachtet der geöffneten Vorhänge. Der Palast würde wohl nicht gleich zusammenlaufen, nur weil der Militärgouverneur von Maraskan nachts erwacht war. Schei-

jian sah auf den Toten, der in seinem Bett lag. Zwei rasche Schritte brachten ihn neben das Lager.

Ein feines rotes Rinnsal näßte das Kissen, das Gesicht des Gouverneurs war eine so grauenhaft verzerrte Fratze, daß sich Scheijian die Nackenhaare aufrichteten! Er nahm den Kopf der immer noch warmen Leiche, suchte die Stelle im Hinterhaupt, wo das Blut den Körper verließ, teilte das Haar mit den Fingern, bis er ein winziges Loch fand. Irgend etwas Dünnes und Spitzes, dünner noch als Scheijians Dolch, war Parinor in den Schädel gerammt worden und hatte ihn getötet.

Scheijian schob die Gedanken, die sich in sein Bewußtsein drängten, zur Seite: Wie war Parinors Mörder in die Residenz gelangt? Auf ähnliche Weise wie Scheijian? Hatte er genauso lange planen müssen, und ähnliches mehr. Die Antworten hatten zu warten, ebenso wie ein weiterer Punkt: Nicht die Bruderschaft hatte den Gouverneur getötet, sondern jemand Fremdes, also würde man der Eukolizana ihr Gold zurückgeben müssen. Vordringlich war, die Hinweise auf diesen Mord zu beseitigen. Scheijian hatte nicht vor, mit einem weiteren Mord, den er nicht begangen hatte, in Verbindung gebracht zu werden!

Er sah sich im Zimmer um. Ein schweres Kohlebecken aus Gußeisen eignete sich noch am ehesten für einen Unfall: Der Gouverneur war über etwas gestolpert und hatte sich an dem Kohlebecken den

Schädel eingeschlagen, das war glaubhaft. Das Blut auf dem Kissen? Offenbar war er nicht sofort tot gewesen, sondern hatte versucht, sich zum Klingelzug zu schleppen, um Hilfe herbeizurufen, dabei war er über dem Bett zusammengebrochen. Blieb nur noch die Frage, worüber der Gouverneur gestolpert sein mochte? Das einzige, was sich anbot, war ein porzellanener Nachttopf. Jemand anderes sollte sich den Kopf darüber zerbrechen, warum das Gefäß unglücklicherweise in der Mitte des Raumes gestanden hatte.

Scheijian ging zum Bett des Gouverneurs und zog die Decke zurück, um den Leichnam herauszuheben. Etwas beunruhigte den Magier. Er vermeinte, zuvor etwas Flüchtiges erhascht zu haben, als er die sich auflösende Lebensaura gesehen hatte. Einbildung, keine Einbildung? Scheijians Gewerbe gestattete keine Zweifel, deshalb wirkte er einen weiteren Zauber. Ein Kloß bildete sich in seinem Magen, als der Maraskaner sah, was er bereits gesehen hatte. Ein feines grünliches Geflecht in der Kopfgegend der Leiche und violette ›Schlieren‹, beides intensiver als bei Berengar.

Scheijians Blicke schossen durch das Zimmer. Er öffnete die Klappe eines Schreibpults, durchsuchte einen Sekretär und nahm alles an sich, was er an beschriebenen Pergamenten fand. Das Abhandensein dieser Schriftstücke würde man vielleicht bemerken, doch darauf kam es jetzt nicht mehr an. Danach schleifte er

den Leichnam von seinem Lager. Scheijian dachte schnell nach. Wenn er die Leiche gegen das Kohlebekken warf, riskierte er, daß die Glut herausfiel und sich über den Boden ausbreitete. Kurzentschlossen hielt Scheijian das Kohlebecken fest und schlug Parinors Schädel zweimal kräftig dagegen. Danach schleppte er die Leiche zum Bett zurück, ließ sie so darauf fallen, daß der Kopf auf das blutverschmierte Kissen zu liegen kam und eine Hand zum Klingelzug ausgestreckt lag. Scheijian ging zurück zum Kohlebecken, stocherte mit dem Dolch darin und warf einige kleine Glutstücke heraus. Er wartete, bis sie eine Handvoll schwarzer Löcher in den Teppich gebrannt hatten, löschte sie, ebenso wie den Leuchter, ging zur Tür hinaus, verließ das Haus und bald darauf ungehindert die Residenz. Denn das Interesse der Wachen galt nur jenen, die in die Palastanlage hineingelangen wollten, nicht denen, die sie wieder verließen.

In aller Frühe wechselte Scheijian Viridias wegen seine Unterkunft. Eine neue hatte er sich am Tag zuvor bereits auserkoren. Sie war lauter als die bisherige Herberge, und ihre krabbelnden Bewohner lebten.



... im ...

... zu dem eben noch dunklen Fenster hinauf, aus dem jetzt schwaches Licht fiel. Jeden Augenblick mußte das Geschrei beginnen! Doch seltsamerweise blieb es aus. Kein Mucks war zu hören, nur ein Schatten bewegte sich geschäftig hinter dem Fenster. Ungewöhnlich, dachte der Beobachter, sehr ungewöhnlich!

Das Licht erlosch. Kurze Zeit später eilte ein blonder Mann aus dem Hause. Etwas undeutlich Bekanntes war an ihm. Der nächtliche Beobachter versuchte sich zu erinnern. Doch kein Gesicht kam ihm in den Sinn, nur verschwommene, sinnlose Bilder, Vorstellungen von einer wärmeren Nacht als dieser, von meckernden Ziegen und von einer einsamen ...



Aus Vogelsicht

Die Arme hinter dem Kopf verschränkt, lag Scheijian auf seinem Lager. Aus der Kneipe unter ihm dröhnte das Gegröle eines sich anbahnenden Sangeswettstreits von Betrunkenen herauf, das bisweilen von heftigem Fußgetrampel unterbrochen wurde, was Scheijians Bett vibrieren ließ.

Die letzte Nacht hatte das Rätsel um Berengars Tod nicht eben verkleinert. Seine und Parinor von Halbleths Leiche hatten die selben unerklärlichen Abnormitäten aufgezeigt. Beide waren gewaltsam gestorben. Konnte man daraus also schließen, daß ihr Tod vom gleichen Täter herbeigeführt worden war? Nein, denn einen Beweis für eine solche Annahme gab es nicht. Nur die magischen Ungewöhnlichkeiten, die die beiden Zauber offengelegt hatten, nährten den Verdacht. Die Strukturen, die sich bei dem Gouverneur offenbart hatten, waren klarer gewesen als bei Berengar, was kein Wunder war, denn Berengar war schon einige Tage tot gewesen, als Scheijian die Leiche untersucht hatte, weshalb die arkanen Muster in Auflösung begriffen waren. Beide Tote hatten zu

Lebzeiten unter einem Beherrschungszauber gestanden. Zwar hätte nur eine komplizierte magische Analyse klären können, ob die Muster dieser Beherrschungszauber hinreichend ähnlich waren, um als gleich alt oder von gleicher Herkunft gelten zu können, mithin Fertigkeiten, die die Scheijians überstiegen, doch hatte der Maraskaner keine Zweifel daran, was diese Analyse erbrächte. Dieses feinversponnene Rankenwerk war viel zu ungewöhnlich, um nur zufällig bei zwei verschiedenen Beherrschten in Erscheinung zu treten.

»... und Milch drang aus der Jungfrau Brust, die nie ein Kindlein trug«, tönte der Gesang von unten herauf.

Und wiederum die unverständlichen ›Schlieren‹! Dieses Muster hatte sich nahezu identisch unter beiden Zaubern gezeigt, sowohl dem, der eigentlich nur hätte aufweisen sollen, ob noch Lebenskraft in dem Toten war, als auch dem, der magische Restspuren kenntlich machte. Beide Sprüche hatten miteinander nicht viel mehr gemein als etwa mit Gedankenlesen. Sie waren zwei Ansichten, nicht ein und derselben Sache, sondern zweier grundverschiedener. Aber dennoch fast gleiche Strukturen! So gut sichtbar, wie diese Strukturen noch an Berengars Leiche gewesen waren, war dieser unbekannte Spruch, der die ›Schlieren‹ hervorbrachte, nicht nur vorübergehender Natur gewesen,

wie etwa Unsichtbarkeit, sondern permanent! Der Zauber hatte seine Signatur auf der Lebensaura Parinors hinterlassen, ja sogar noch auf der völlig zerfallenen Berengars! Ergab das einen Sinn? dachte Scheijian und murmelte: »Magie und Leben, Tod und Magie!«, während man unten falsch sang: »... und als er kam zu der Gräfin Haus, klopft leis er an die Tür!«

Vielleicht hätte alles noch einen unbekannten Sinn ergeben, wenn die beiden Opfer mit Magie getötet worden wären, dachte Scheijian. Aber nein: Für den Tod von Berengar und Parinor hatte es keiner Magie bedurft.

Scheijian griff nach den Pergamenten, die er aus dem Gemach des Gouverneurs mitgenommen hatte, blätterte und las. Nach einer halben Stunde warf er die Schriftstücke enttäuscht durch den Raum. Blatt für Blatt segelte langsam zu Boden. Was suche ich überhaupt, dachte der Magier. Ich weiß ja nicht einmal, was ich suche! Zornig sah er zum Fußboden, als könnte er mit einem bösen Blick den Lärm von unten zum Verstummen bringen. Ein neues Lied war zu hören: »... im Frühling, im Frühling, der Rahjazeit im Jahr'sring ... ei-dingelingeling, ei-dingelingeling.«

Von nebenan klangen rhythmisches Quietschen, Stöhnen und langgezogene Schreie. Der Maraskaner seufzte gequält: Frau Nachbarin entwickelte eine beeindruckende Lautstärke beim Liebesgerangel!

Verflucht! dachte Scheijian. Wie soll man bei diesem Krach einen klaren Gedanken fassen können! Er erwog kurz, über die ganze Herberge einen Stillezauber zu verhängen, ließ diesen Gedanken aber wieder fallen: Pah! Sobald die Wirkung vorbei ist, geht der Radau erneut los! Nein, da müssen drastische Mittel her! Am besten ein Spruch, der gleich die ganze Bande aus dem Haus treibt! Irgendein Angstzauber: Schwarzer Schrecken, Horriphobus oder Eigene Ängste! Der Magier war unschlüssig, wen er zuerst mit diesem Zauber bedenken sollte, seine Nachbarn oder die Bande im Schankraum. Entschlossen riß Scheijian die Tür auf und stapfte die Treppe hinab.

Die lärmende Meute saß um eine große Tafel herum. Obwohl der Tisch nur vier Schritt lang war, schafften es die Singenden am einen Tischende, bei nahe eine ganze Strophe des Liedes dem anderen Tischende hinterherzuhinken, was niemand zu stören schien. Die Männer und Frauen waren verschwitzt und rotgesichtig, lachten und tranken, eine einzelne Frau wiegte sich mit geschlossenen Augen zu einem Takt, der ganz und gar nichts mit dem Lied zu tun hatte, das eben verhunzt und verstümmelt wurde. Scheijian trat an den Tisch, setzte sich, griff nach einem halbvollen Krug und nahm einen tiefen Schluck. »Wer bist du denn?« lallte ihn jemand mit glasigen

Augen an. »Jemand, der schon viel zu lange von zu Hause weg ist!« antwortete der Maraskaner und stimmte ebenso falsch wie alle anderen in das Gegröle mit ein.

»Beginnen wir also mit der Suche nach dem Mörder des Mannes, für dessen Tod ursprünglich ich bezahlt wurde!« sagte Scheijian am nächsten Morgen laut zu sich selbst und griff nach einem der Pergamente, die er am Abend zuvor im Raum verstreut hatte; dessen Rückseite war noch frei. Auf die linke Blatthälfte schrieb er B, auf die rechte P. Was hatten sie gemein?

Erstens: B und P sind tot.

Zweitens: B und P waren ungewöhnlichen Zaubern ausgesetzt.

Drittens: B und P kannten sich.

Wie gut? dachte Scheijian. Berengar war Parinors Knappe gewesen, jedoch nur für ein paar Monde. Er konnte ihn selbst heute, dreißig Jahre später, noch nicht ausstehen; er hatte nicht einmal genau gewußt, was aus seinem früheren Ritter geworden war. Offenbar waren sie sich seither aus dem Weg gegangen.

Scheijian änderte seine dritte Notiz: B und P kannten sich vor dreißig Jahren.

Was hatte Berengar über seine Knappenzeit gesagt, außer daß Parinor ein ungerechter Herr war? Irgend etwas von einer Queste. Eine Unternehmung, die sie

in die maraskanischen Wälder geführt hatte und bei der es Todesfälle gegeben hatte. Doch letztere bedeutete gar nichts, denn Garethjas wußten weder, was sie in den Wäldern erwartete, noch um welche Kreaturen man einen Bogen machte. Außerdem wurde damals immer noch auf der Insel gekämpft! Nicht so wie heute, denn es gab noch Burgen, die den Eroberern Widerstand leisteten. Oder etwa nicht, war zu der Zeit schon die letzte gefallen? Scheijian konnte sich nicht mehr genau daran erinnern, welches Jahr Berengar für seinen Aufenthalt auf Maraskan angegeben hatte. Ein halbes Jahr nach der Invasion, vielleicht auch ein ganzes. Möglicherweise waren der Ritter und sein Knappe während ihrer Expedition mit einem der letzten Verteidiger der Insel zusammengestoßen. Aber das hätte Berengar erwähnt! Er hätte nicht nur von Djuk-Käfern gesprochen!

Andererseits war Berengar ein taktvoller Mensch gewesen, und Scheijian hatte mit ihm erst nach dem Streit im ›Seelander‹ über die Insel gesprochen, als der Baron herausbekommen hatte, daß sein Freund maraskanische Eltern besaß. Also nachdem ihm Scheijian die Taten der Mittelreicher vorgeworfen hatte, was somit kein guter Zeitpunkt für das Erzählen kriegerischer Heldenataten war. Der angenommene Zusammenstoß war also doch nicht auszuschließen.

»Nehmen wir an, dieser unbekannte letzte Vasall

König Frumolds hatte einen fähigen Magier an seiner Seite!« murmelte Scheijian. Dieser Magus oder die Maga mochte einen Beherrschungszauber auf die beiden gewirkt haben. Aber wozu? Leichter war es, die Eindringlinge einfach zu töten! Es sei denn, dieser Beherrschungszauber hätte einen bestimmten Zweck gehabt, etwa: Geht hin und tötet den Oberbefehlshaber eures Heeres! Aber nichts dergleichen war geschehen! Außerdem: Woher sollte diese Koryphäe der Beherrschungsmagie kommen? Die Akademie von Tuzak war von altersher eine Schule der Verwandlung, nicht der Beherrschung. Diese Spur verlangte viel zuviel zusätzliche Annahmen!

Warum wurde diese Expedition überhaupt unternommen? Eine törichte Queste hatte sie Berengar genannt und so darüber gesprochen, als hätte er schon damals dieses Unterfangen als sinnlos angesehen. Törichte Queste, sinnloses Jagen eines Traumgespinstes! Das klang, als wäre Halbleth vor dreißig Jahren einer der Legenden über die früheren Bewohner Maraskans aufgesessen, den Echsen und ihren sagenhaften Reichtümern! Konnte der Gouverneur in seiner Jugend so närrisch gewesen sein, sich auf die Suche nach dem Diamantenthron des Echsenharans in die Maraskankette zu begeben? Selbst für einen gierigen Garethja ein starkes Stück! Man mußte doch nur einen Blick auf die wenigen Echsenmenschen werfen,

die auf Maraskan lebten, und schon waren diese Träume von unermeßlichen Echsenreichtümern ausgeträumt.

Wenn aber Parinor von Halbleth und Berengar doch erfolgreich gewesen waren? Wenn sie ein Artefakt jenes Volkes gefunden hatten, das vor über zwei Jahrtausenden nach Maraskan verbannt worden war, und das danach aus der Geschichte verschwand? Da war immer noch diese ungewöhnliche Feinheit des Beherrschungszaubers! Scheijian erinnerte sich an ein Echsenartefakt, dessen unheimliche Wirkung er selbst einmal miterlebt hatte – ein regelrechter Versklavungsstein!

Der Maraskaner schüttelte unwillig den Kopf: Seine Grübeleien führten ins Nichts. Spekulation wurde auf Spekulation getürmt, alles auf einen Sockel, der nichts davon trug! Scheijian änderte ein weiteres Mal seine dritte Bemerkung:

B und P kannten sich vor dreißig Jahren auf Maraskan.

Das war alles, mehr gab es nicht hinzuzufügen.

Ungehalten stand Scheijian auf und schritt in seiner Schlafkammer umher. Berengar hatte den größten Teil seines Lebens unter einem fremden Willen gestanden. Wozu mochte ihn diese Beherrschung gezwungen haben, woran gehindert, wieviel mochte der Zauber vom Leben des wirklichen Berengars ge-

stohlen haben? Jedoch: Wer war der wirkliche Berengar gewesen? Scheijian war mit einem Menschen dieses Namens befreundet gewesen. Er hatte mit ihm geplaudert, hatte einige wenige Episoden seines Lebens erfahren, doch nicht genug, um jetzt herausfinden zu können, warum dieser Freund getötet worden war. Was war eine solche Freundschaft schon wert? Sie war flüchtig, ohne Tiefgang, nicht viel mehr als ein paar Spuren im Schnee, die der nächste Wind verwehte!

Scheijian starrte auf das Pergament: B und P kamen sich vor dreißig Jahren auf Maraskan und waren jetzt beide tot.

Der Winter 25 Hal ist keine gute Zeit, um in Gareth zu sein, wenn man jemals auf Maraskan war! dachte Scheijian düster. Parinor von Halbleth war tot, ebenfalls Berengar, Alrech, Sumujida, Elgoran und Garamold. Genaugenommen hatte das Sterben schon vorher angefangen. Denn der Schreiner, bei dem die Rebellen ursprünglich hatten unterkommen wollen, war ebenfalls tot. Ein Bekannter Mujiabors von den Fren'Chira Marustazzim, also jemand, der auch irgendwann in seinem Leben auf Maraskan gewesen war. Wie hieß er gleich noch einmal: Anselm Peckert? Nein, Jaltek Peckert.

Auch der war gewaltsam gestorben. Erstochen worden, wie eine der beiden Frauen in dem Haus er-

wähnt hatte. Als scheußlich hatte sie seinen Tod beschrieben.

Scheußlich wie der Berengars?

Scheußlich wie der des Gouverneurs, seinen verzerrten Zügen nach zu urteilen?

Scheijian griff nach seinem Umhang. Er mußte herausfinden, was die Frau aus Meilersgrund unter *scheußlich* verstand!

Scheijian mußte nicht groß überlegen, welche der beiden Frauen, mit denen er und die Rebellen bei der Ankunft in Meilersgrund gesprochen hatten, er über ihren ehemaligen Mitbewohner befragen sollte. Denn sie standen schwatzend beieinander als er kam. Keine von ihnen schien in dem bärtigen Blonden den seinerzeit bartlosen Schwarzhaarigen zu erkennen. Wie schon damals gab sich Scheijian als Freund Peckerts aus und erfuhr, daß Jaltek tot war. Andere hätten bereits nach ihm gefragt, erklärte die Grauhaarige, vier Männer und eine Frau, finstere Gestalten, richtige Gurgelschneider. Scheijian fragte sich bei dieser Beschreibung, wozu ihn seine jetzige Erscheinung wohl machen würde, einem Gassenstrolch oder Beutelschneider?

»Warst du mit ihm bei den Soldaten?« fragte die Runzlige.

»Isser doch viel zu jung dazu, der Herr!« berichtig-

te sie die Grauhaarige mit dem Dutt. »Hatter doch erzählt, der Peckert, daß das noch vorm Hal war! Guck ihn an, den Bursch, alte Schleich! Isser doch viel zu jung dazu!«

Wie denn sein Freund gestorben sei? fragte Scheijian.

»Aufgeschlitzt isser worden!« erklärte die Grauhaarige und fuhr mit einem Finger von der Scham bis zur Brust. »Aufgeschlitzt, am ganzen Leib!«

»Sei ruhig!« rief die Runzlige. »Ich will's nicht hören!« und hielt sich die Ohren zu.

Ungerührt sprach die Grauhaarige weiter, erfreut über ihren neuen Zuhörer: »Ausgenommen isser worden, wie ein geschlachtetes Schwein!«

»Da hat sich offenbar jemand viel Mühe gemacht«, sagte Scheijian trocken und brachte damit die Frau zum Schweigen. Sie warf ihm einen eigentümlichen Blick zu. Wo Peckert bestattet sei? lautete Scheijians nächste Frage. Auf dem Boronsanger! erhielt er zur Antwort. Wo sonst?

»Ich möchte sein Grab sehen!« bekundete Scheijian und wurde mittels eines Silberstücks rasch mit den beiden Frauen handelseinig. Zu dritt gingen sie zum Boronsanger. Auf dem Weg erfuhr Scheijian von der etwas jüngeren Frau sämtliche Missetaten, die der tote Schreiner in den letzten Jahren begangen hatte, sowie zusammen mit dieser Aufzählung abwech-

selnde Beschreibungen seines schrecklichen Endes, die von der älteren Frau jedes Mal mit einem »Sei ruhig! Ich will's nicht hören!« und einem demonstrativen Zuhalten der Ohren abgewürgt wurden. Nicht, daß das von Dauer gewesen wäre.

Peckerts Grab war durch eine im Boden steckende Holzlatte gekennzeichnet, in die ein zerbrochenes Rad und die Buchstaben ›JP‹ eingeritzt waren. Mit dem Fuß zeichnete Scheijian Spuren in den Schnee. Bestimmt war der Boden tiefgefroren. Da würde er Hilfe benötigen.

»Hat er Freunde gehabt?« fragte Scheijian.

»Schon!« erklärte die Grauhaarige. »Aber lauter Gurgelschneider. Lauter Gurgelschneider!«

Mit dieser detailfreudigen Beschreibung ließ sich nicht viel anfangen.

»Was seid Ihr? Ein Medicus und Annertom?« hatte der größere der beiden Leichendiebe gefragt, an die Scheijian nach einem Herumhören verwiesen worden war. »Einer von den Leichenschlitzern?«

»Muß dich nicht interessieren, solange ich bezahle!« hatte Scheijian geantwortet.

»Habt Ihr auch wieder recht«, bestätigte der Mann.

»Und jetzt wollt Ihr eine Leich?«

»Ich will nicht eine Leiche, sondern eine bestimmte Leiche!« hatte Scheijian geantwortet. »Aber ich brau-

che jemanden, der sie für mich ausgräbt. Wär's nicht Winter, dann hätte ich das selbst getan.«

»Stellt Euch das nicht so einfach vor!« warf der Kleinere der beiden Männer in einer merkwürdigen Art verletzten Berufsstolzes ein. »Im Winter ist das eine harte Arbeit! Sonst auch, aber anders. Ja, das stellt Ihr Euch immer so leicht vor! Da denkt Ihr, der Reo und der Brischo stopfen sich die Taschen voll, und für was, für was? Nur dafür, daß sie kurz mal einen ausbudeln. Am liebsten wär's Euch ja, man tät's umsonst!«

»Leich ist Leich«, bemerkte der erste achselzukkend. »Wenn Ihr schon eine wißt, um so besser! Könnt haben, wen Ihr wollt! Ist uns gleich. Könnt sogar den Kaiser haben!« Beide Männer brachen in lautes Gelächter aus.

»Hoffen wir, daß Ihr recht habt«, hatte Scheijian darauf geantwortet.

In der Nacht trafen sich die drei Männer am vereinbarten Ort.

»Habt ja gar keine Kutsche dabei, Herr Annertom«, tadelte der größere. »Glaubt bloß nicht, daß wir Euch die Leich heimtragen!«

»Soviel könnt Ihr nämlich nicht bezahlen!« erklärte der kleinere, auf Widerspruch hoffend. »Muß man nämlich arg aufpassen, daß man den Bützels nicht über den Weg läuft oder den Schwarzkitteln. Und so'n Risiko will auch bezahlt sein!«

»Wir brauchen keine Kutsche«, belehrte sie Scheijian. »Die Leiche bleibt, wo sie ist. Ihr hackt nur den Boden auf.«

»Ihr wollt sie nicht mitnehmen?« fragte der größere Mann mißtrauisch. »Dann könnt Ihr sie ja gar nicht zerschnippeln! Ihr seid doch hoffentlich kein Nekrophiler?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Einer, der die Kalten Alriks wieder auf die Beine bringt, einer, der Leichen wieder lebendig macht!« erklärte der kleinere der beiden in der Annahme, daß Scheijian nicht verstanden habe, was sein Kollege gemeint hatte, was auch zutraf.

»Nekromant heißt das!« erklärte der Magier.
»Nein, bin ich nicht.«

Wie der Kleine behauptet hatte, dauerte es tatsächlich länger, als Scheijian erwartet hatte, Peckerts Leiche freizulegen. Sie war völlig bandagiert, mit Ausnahme des Gesichts. Der Mann mußte etwa sechzig Jahre gezählt haben, als er starb.

»Diese Bandagen sollten kein Hindernis sein«, murmelte Scheijian, ohnehin nicht begierig darauf, die Verletzungen des Toten genauer zu sehen. Was die Frauen berichtet hatten, reichte ihm aus. Er begann, die Gegenwart der Leichendiebe vollkommen vergessend, die ersten Silben des Zauberspruches in Zhayad zu grunzen.

»Der ist doch ein Nekromatz!« rief eine schrille Stimme.

»Nekromant heißt das! Ist das denn so schwer zu behalten?« knurrte Scheijian unwirsch, mehr erzürnt über seine eigene Nachlässigkeit als über die Unterbrechung. Er sprach in die leere Nacht hinein, denn die beiden Leichendiebe hatten fluchtartig das Weite gesucht und nicht einmal ihre Hacken mitgenommen.

Zum dritten Mal sah Scheijian das vertraute, aber schon stark zerfallene arkane Muster: Flechtwerk und Schlieren. Stumm stand er an dem offenen Grab und grübelte: Was verband diesen armen Schlucker mit dem reichen Baron und dem mächtigen Gouverneur? Peckert war auf Maraskan gewesen und hatte Kontakt zu einem der heutzutage bedeutenderen Rebellenführer gehabt.

Die Geschwätzigeren der beiden Alten hatte ange deutet, daß Peckert früher ein Söldling gewesen sei. Beides zusammen ergab, daß Peckert entweder heimlich Handel mit den Rebellen getrieben hatte oder zu ihnen übergelaufen war. Beides kam recht häufig vor. Bedauerlich, daß Maraskan so weit weg war, denn Mujiabor könnte die Antwort darauf geben. Aber was Peckert damals gewesen war, war kein wichtiges Detail. Bedeutsam war, daß der Tote beim Kaiserlichen Heer gewesen war, also möglicherweise, falls er das im richtigen Jahr war, bei der geheimnisvollen Queste

teilgenommen haben konnte, von der Berengar gesprochen hatte.

Ich hätte dich ausführlicher nach deiner Knappenzeit fragen sollen, mein Freund! dachte Scheijian bitter. Dann wüßte ich jetzt wenigstens, wie viele noch unter diesem vermaledeiten Beherrschungzauber stehen! Dann sprach er laut weiter zu sich: »Warum tötet jetzt, dreißig Jahre danach, jemand einen nach dem anderen von ihnen? Späte Rache? Vielleicht ein Verwandter eines derer, die damals nicht wieder zurückgekommen sind?«

Nachdem Scheijian das Grab wieder zugeschüttet hatte, verließ er den Boronsanger.



... *im* ...

... neugierig. Warum war er in der Residenz gewesen, und warum war er jetzt hier? Suchte er etwa dasselbe? Plötzlich war die Luft voll des Geruchs Tausender wilder Blumen, und ein heißer Wind trug das ferne Meckern von Ziegen herbei. So unangekündigt wie die Halluzination über ihn gekommen war, verblaßte sie, und die Luft roch wieder feucht und kalt, wie es sich gehörte für Gareth im Winter. Täuschungen und verwirrende Truggebilde, was löste sie aus? Eine Gesetzmäßigkeit lag in ihnen, als gäbe es ein Band zwischen ihm und ...



Blutspur

Nochmals zu den beiden Frauen zurückzukehren, um sie nach Jaltek Peckerts Umgang zu befragen, erschien Scheijian nicht sonderlich sinnvoll. Von denen bekäme er nur zu hören, daß sämtliche von Peckerts Bekannten finstere Gestalten und Gurgelschneider gewesen seien, die vermutlich alle Alrik hießen. Aber das war ja auch nicht nötig. Es gab andere, die Scheijian befragen konnte und an die er sich erinnerte, weil Sumujida und Elgoran über ihr Los so erschüttert gewesen waren, nämlich Jalteks Kinder. Im Perainehaus sollten sie sein, erinnerte sich Scheijian.

Das Perainehaus war kein eigenes Gebäude, sondern ein Anbau des Siechenhauses, was Scheijian nicht gerade gefiel. Die Nähe zum Siechenhaus barg die Gefahr, daß er dem Perainegeweihten, den er mit dem freundschaftlichen Bannzauber belegt hatte, über den Weg lief. Die beiden alten Frauen hatten Scheijian zwar in seiner neuen Aufmachung nicht erkannt, aber das wollte nicht viel heißen. Zur Not verfahre ich eben wie beim letzten Mal, dachte Scheijian. Der gute Mann kennt das ja schon.

Im Perainehaus hielten sich rund dreißig Kinder auf. Man ließ sie Körbe flechten, Gebinde aus Strohblumen herstellen oder Duftkissen füllen.

»Ich komme wegen der Peckertkinder«, erklärte Scheijian der zuständigen Geweihten.

»Wollt Ihr sie mitnehmen?« fragte sie ihn gleich.

»Nein, ich bin kein Verwandter, nur ein Freund ihres Vaters«, antwortete Scheijian.

»Schade«, entgegnete die Geweihte. »Sehr schade. Wir sind glücklich über jedes Kind, das wir jemandes Obhut anvertrauen können. Es sind einfach zu viele, um die wir uns im Winter kümmern müssen!«

Scheijian verstand den Wink und gab der Geweihten ein paar Münzen. Nicht zu großzügig bemessen, denn nach Reichtümern sah er nicht aus.

Fünf Kinder wurden Scheijian vorgeführt, das älteste dreizehn, das jüngste fünf. Der Schreiner war offenbar erst spät Vater geworden. Die Kinder waren zwar sauber, aber schmächtig für ihr Alter, sahen aus wie kleine Nagetiere.

»Ich war ein Freund eures Vaters«, begann Scheijian.

»Du lügst!« sagte das Mädchen, das älteste der fünf Kinder, feindselig.

»Wie kommst du denn darauf, junge Dame?«

»Weil ich alle Freunde meines Vaters kenne. Dich habe ich noch nie gesehen!«

»Dein Vater hat auch schon lange nicht mehr von mir gehört«, erklärte Scheijian. »Ich war mit ihm bei den Soldaten.«

»Du lügst schon wieder! So alt bist du nämlich noch gar nicht. Da warst du noch nicht einmal geboren, als der Vater beim Kaiser im Krieg gekämpft hat.«

Das kam zeitlich hin, dachte Scheijian, auch paßte, daß das Kind von Krieg sprach. Gekämpft wurde zwar auch heute noch auf Maraskan, nur nannten die Garethjas diese Kämpfe eben nicht mehr Krieg, sondern Zusammenstöße mit Rebellen, Aufrührern und Räuberbanden.

»Vielleicht hat er nur nie von mir erzählt? Ich heiße Boromeo. Bestimmt hast du den Namen schon einmal gehört?«

»Habe ich nicht!« beharrte das Mädchen stur.

Scheijian musterte die Kleine. Diese Göre sollte sich bloß nicht einbilden, sie könnte ihn so leicht abwimmeln! Nicht einen Menschen, der so viele Nichten und Neffen hatte wie er und der bei den Kindern Tar-schoggyns als größter Zauberer der Welt galt!

»Bestimmt hast du meinen Namen nie gehört, weil du dir nicht oft genug die Ohren wäscht!« antwortete Scheijian, griff hinter das Ohr das Mädchens und hielt plötzlich einen Heller in der Hand. »Damit kann man ja auch nichts hören!«

»Krieg ich den?« fragte der kleinste.

»Da mußt du deine Schwester fragen. Es sind ihre Ohren.«

Wie erwartet, wirkte die Taschenspielerei auch bei den Peckertkindern. Wie sollte es anders sein, dachte Scheijian. Dieser falsche Zauber gefällt allen Kindern. Fast allen, berichtigte er sich. Bei der Hohen Schwester von Tuzak reichte bestimmt kein Heller aus. Vermutlich beeindruckte die Kindpriesterin nicht einmal ein Schriftstück aus der Hand Rurechs oder König Dajins.

Nach fast einer halben Stunde diverser Kunststückchen kam Scheijian auf sein Anliegen zu sprechen:
»Ich suche Freunde eures Vaters.«

Jetzt kamen die Antworten bereitwilliger. Wie nicht weiter erstaunlich war, wohnten die meisten Menschen, mit denen Peckert Umgang gehabt hatte, in Meilersgrund, weshalb man sie am ehesten in einer Taverne, die schnöde ›Pferd‹ hieß, antreffen konnte. Dann wußten die Kinder noch von einem Schuster zu berichten, der in der Südstadt lebte. Wo genau das war, wußten sie nicht.

»Und den Mann und die Frau habe ich nicht gekannt«, schloß das Mädchen.

»Welchen Mann und welche Frau?« fragte Scheijian.

»Die kurz bevor ... Die am Tag bevor ...« Das Mäd-

chen stockte und sah zu Boden. »Sie haben ebenfalls behauptet, daß sie mit dem Vater beim Kaiser waren.«

Auch ohne den letzten Satz hätte Scheijian aufgehorcht. Mit Besuchern, die kurz vor einer Begegnung mit Schwester Tsa erschienen, hatte er seine eigenen Erfahrungen. Nun wunderte er sich nicht mehr, daß das Kind zu Anfang so abweisend gewesen war. Unbekannte Kameraden aus Kriegstagen mußten ja nach dem, was am nächsten Tag geschehen war, in einem schlechten Ruf stehen!

»Wie sahen die beiden aus?« fragte Scheijian. »Vielleicht kenne ich sie ja. Doch glaube ich nicht, daß sie Freunde von mir sind.«

Das Mädchen beschrieb Scheijian die beiden Unbekannten. Sie war eine sehr gute Beobachterin und wußte das, was sie gesehen hatte, hervorragend zu vermitteln. Scheijian meinte, den besagten Mann und die Frau fast leibhaftig vor sich zu sehen.

»Das hast du sehr gut gemacht!« lobte Scheijian sie, zog unvermittelt einen weiteren Heller aus der Tasche und rief: »Fang!«

Blitzschnell griff das Mädchen zu und fing die Münze. »Auch das kannst du sehr gut, kleine Schwester«, sagte Scheijian leise. »Vielleicht komme ich eines Tages wieder vorbei! Seltsame Zeiten sind im Anmarsch und verlangen womöglich neue Wege.«

Beim Verlassen des Perainehauses traf Scheijian auf genau den Geweihten, dem er nicht hatte begegnen wollen. Der junge Priester erkannte Scheijian zwar nicht, doch irgend etwas schien ihm an dem Blonden vertraut vorzukommen. »Peraine mit Euch!« grüßte er laut. »Ich kann zwar momentan nicht sagen woher, aber mir scheint, als kenne ich Euch.«

Scheijian senkte den Blick und entgegnete: »Wünscht Euch das nicht, Ehrwürdiger. Ich bin kein guter Umgang für Euch.«

Pferd! Ohne Zum, Im oder Beim – genauso schmucklos wie ihr Name war die Taverne selbst: ein unansehnlicher Raum, dessen altersgeschwärzte Deckenbalken sich abenteuerlich verzogen hatten. Schwer zu entscheiden: Hatten sich die Gäste eine zu ihrem eigenen Äußeren passende Taverne ausgesucht oder diese Schenke die zu ihr passenden Gäste? Selbst in seiner gebrauchten, abgetragenen Kleidung wirkte Scheijian hier wie ein Stenz. Doch wenn ›Pferd‹ Stenze als Gäste hätte haben wollen, dann hätte ›Pferd‹ zum ›Wiehernden Rößl‹ geheißen und nicht ›Pferd‹.

Scheijian betrat die Kneipe und ging geradewegs zum Wirt. »Ich suche jemanden, der den Schreiner Jaltek Peckert kannte.«

Der Wirt maß den Neuankömmling mit zusammengekniffenen Augen und deutete mit einer Kopf-

bewegung zu einem Tisch, an dem drei seiner Gäste saßen. Einer von ihnen schnitzte mit einem Messer in die Tischplatte.

»Travia zum Gruße!« begrüßte Scheijian sie. »Ich bin hier wegen des Schreiners Jaltek Peckert. Den kanntet Ihr doch?«

»Wer will denn das wissen?« brummte einer der drei. Scheijian sah sich um, als suche er eine weitere Person hinter sich. »Ich«, antwortete er.

»Guck dir mal den feinen Pinkel an!« erklang die Stimme eines Angetrunkenen von einem entfernten Tisch.

»Ich heißt keiner«, meinte der Messerschnitzer.

»Er war ein Freund meines Vaters«, erklärte Scheijian. »Sie kannten sich von dem Feldzug nach Maraskan.«

»Wo wohnt der denn?« fragt der Mann rechts neben dem Messerschnitzer.

»In Abilacht«, erklärte Scheijian. Der Ort war weit genug weg, daß ihn wohl keiner der drei kannte.

»Abilacht, ah-wie-traurig!« kam es von hinten.
»Hör mal, wie der Fatzke spricht: A-bi-lacht.«

»Hat der Jaltek nie was erzählt von«, meinte der dritte Mann.

»Das wird er nicht wichtig gefunden haben«, erklärte Scheijian.

»Wich-tig«, kam das Echo wieder. »Wich-tig.

Macht sich richtig wichtig, das Bürschchen. Wichtig-richtig, richtig-wichtig.«

»Ich habe erfahren, daß er gestorben ist«, fuhr Scheijian leise fort. »Ich frage nur wegen meines Herrn Vaters. Er will bestimmt wissen, was aus seinem Kameraden wurde, wen er kannte und wie's ihm erging.«

»Einen *Herrn* Vater hat das Herrchen auch noch, einen *Herrn* Vater!« tönte wieder die trunkene Stimme. Eines mußte man dem lästigen Kerl lassen, gute Ohren hatte er! dachte Scheijian bewundernd und zwängte sich auf eine der beiden Bänke, an denen die drei saßen. Sein Nebenmann machte keinen Fingerbreit Platz.

»Wirt! Bringt etwas für diese netten Leute!« rief Scheijian und sah die drei gelangweilten Steingesichter aufmunternd an. In dieser präiosgefälligen Stadt war es anscheinend leichter, ein paar Strolche zu finden, die Leichen stahlen, als eine Auskunft über einen toten Schreiner zu erlangen!

»Nun erzählt doch ein wenig über den Mann. Oder falls es euch die Sprache verschlagen hat, so nennt mir jemanden, der mehr dem Laster des Plausches frönt.«

»Dem was?« fragte der Mann links neben dem Messerschnitzer. Scheijian hörte den Wirt hinter sich an den Tisch treten. Dachte er jedenfalls. Unerwartet

ergoß sich ein Schwall Bier über seinen Kopf. Der Maraskaner sah auf. Hinter ihm stand nicht der Wirt, sondern ein großer, kräftiger Mann mit gebrochener Nase. Er feixte breit, schwarzbraune Zahnstummeln entblößend.

»Was sollte das, Bruder?« fragte Scheijian und schüttelte das Bier aus den Haaren.

»Muß ich tun. Kann's einfach nicht leiden, wenn einer so schwatzt. Wie ein Bütsch! Und deine Nase gefällt mir eh nicht.«

»Das muß sie auch nicht, denn sie ist meine, Schatzak!« antwortete Scheijian. Seine Nachbar hatten sich inzwischen doch anders besonnen und waren ein Stück vom Bankende weggerückt.

»Tat mir anders besser gefallen«, fuhr der Große fort. »Tät sie dir gern richten. Kann ich gut. Bin ein rechter Nasenrichter, ein Nasenrechter, ein richtiger. Findst keinen bessern in Abituraurig.«

Scheijian schwang seine Beine über die Bank und richtete sich auf. »Mir scheint, als müsse heute noch einem von uns der Tag verdorben werden! Sehr bedauerlich. Wollen wir das draußen erledigen oder hier, geschätzter Freund?«

Der Mann – er überragte Scheijian um einen ganzen Kopf – ballte seine dicken Fäuste und begann wie ein Tanzbär zu schaukeln. »Lohnt sich nicht rauszugehen. Ist ja gleich vorbei.«

»Ich dachte nur wegen der Stühle«, sagte Scheijian eine Spur lauter als bisher. »Der Wirt mag's vielleicht nicht, wenn wir alles kurz und klein schlagen.«

»Werdet ihr hübsch sein lassen!« dröhnte der Wirt von seinem Zapfhahn her. Das erste Mal, seitdem der Streit ausgebrochen war, daß er überhaupt Notiz davon nahm.

»Nun hab dich nicht so, Patras!« rief der Raufbold und wandte dabei den Kopf leicht zum Wirt hin. Ein Fehler, denn im selben Augenblick trat ihm Scheijian zwischen die Beine. Mit einem Schmerzenslaut krümmte sich der Mann zusammen. Scheijians Hände krallten sich in die Haare des Großen, rissen seinen Kopf heran, blitzartig schoß das Knie des Maraskaners hoch und knallte so heftig gegen die Kinnlade seines Gegners, daß der Große für einen Augenblick mit glasigen Augen wieder aufrecht stand. Ein rascher Rur'Uzat-Stoß gegen die Kehle warf ihn dröhnend zu Boden wie einen gefällten Baumriesen auf den Holzschlagstellen Maraskans. Mit einem schnellen Schritt trat Scheijian neben seinen Gegner und ließ sich mit den Knien auf dessen Brust fallen, so daß pfeifend die Luft daraus entwich.

»Reicht das nun endlich?« knurrte er. Der Große gab mit einem Klopfen seiner flachen Hand auf den Boden der Schenke seine Niederlage zu.

Scheijian trat wieder an den Tisch zurück. »Jaltek

Peckert! Wie schon gesagt, möchte mein sehr ungeduldiger Vater gerne etwas über ihn wissen!«

Ein zorniges Brüllen erschütterte die Kneipe. Scheijian fuhr herum. Sein Widersacher stand wieder auf den Beinen. Blut lief ihm aus dem Mund, da er sich die Lippen zerbissen hatte, als er den Stoß mit dem Knie abbekam. Sein Gesicht war vor Wut verzerrt, in der Hand hielt er ein breites Messer. Mit einer raschen Bewegung zog Scheijian seinen Vierkant aus der Ärmelscheide, während der Wirt vergeblich etwas rief.

»Steck das weg, Narr!« fauchte Scheijian drohend. »Ich kämpfe nicht zum Vergnügen. Steck das Ding weg, oder du bist tot!« Genausogut hätte er schweigen können. Taumelnd kam der Große auf ihn zu.

Eine schlanke Frau mit breitem, flachem Gesicht trat dem Großen in den Weg. Sie sprach so lang auf ihn ein, bis er ihr das Messer überließ. Sie drehte sich zu Scheijian um. Ihre linke Hand hielt den Griff des Messers umspannt, die Spitze der Klinge zeigte leicht aufwärts.

»Ich mag das nicht, wenn einer meinen Drosch so zurichtet, nur weil er ein bißchen Spaß haben will!« sagte sie und kam mit federndem Schritt näher.

»Ich meinte das ernst«, bekräftigte Scheijian seine Drohung. Doch da seine Worte auch bei der Frau wirkungslos blieben, nahm er ebenfalls eine kämpfe-

rische Haltung ein und überlegte, wie er die Messerstecherei rasch beenden könne, ohne eine Leiche in der Taverne zurückzulassen. Die Blicke ineinander verhakt, umkreisten sich die Frau und der Maraskaner.

»Für wie gut hältst du dich eigentlich, Schwester?« fragte Scheijian.

»Für dich wird's reichen!« antwortete die Frau.

»Vielleicht. Nur schade, daß das einer von uns nicht mehr mitbekommen wird. Ist der Kerl dein Mann?«

»Ja«, antwortete die Frau.

»Eine Familie von Messerstechern, was?«

»Du solltest erst einmal unsere Kinder sehen.«

Keiner der beiden ließ den anderen während dieses Wortwechsels aus den Augen. Außer ein paar zögerlichen Finten, nur um den Gegner auszuloten, war bisher noch nichts geschehen.

»Sag, Flachnase! Liegt dir die Hausarbeit?« rief Scheijian unvermittelt dem Gefährten seiner Gegnerin zu.

»Was?« antwortete der Mann überrascht.

Das Leben hatte Scheijian gelehrt, daß nahezu jede List erstaunlich oft wiederholbar war, bis sie sich abnützte. So auch diese. Die scheinbar sinnlose Frage lenkte seine Gegnerin für einen winzigen Augenblick ab. Im letzten Moment versuchte sie noch, den An-

griff mit ihrer Waffe zu parieren, doch zu spät! Scheijans dünne Klinge bohrte sich in ihren Messerarm und durchstach ihn wie ein Stück Stoff! Der Dolch entfiel der schlagartig gelähmten Hand der Frau und polterte zu Boden. Ein harter Schlag ins Gesicht ließ Scheijans Gegnerin zurücktaumeln und befreite gleichzeitig ihren Arm von der Klinge.

»Weil sie mit diesem Arm in den nächsten Tagen nichts anfangen kann, weshalb du also die Süppchen für eure Brut zubereiten mußt, Bruchnase!« beendete Scheijian seine Rede. Sein Blick strich über die anderen Gäste, die sich in Erwartung einer spannenden Abwechslung ihres täglichen Einerleis erhoben hatten und die das schnelle Ende des Kampfes um ihre Unterhaltung betrogen hatte. Betont langsam ging Scheijian zum Wirt, schnappte das Spültuch, das über dessen Schulter hing, wischte die schmale Klinge sauber und ließ sie wieder in der Armscheide verschwinden. Dann ging er zurück zum Tisch, um das unterbrochene Gespräch fortzusetzen. »Die beiden Frauen scheinen gar nicht so unrecht gehabt zu haben!« sprach Scheijian das Trio an. »Ich frage nicht mehr oft, ihr Gurgelschneider: Peckert! Antwortet endlich, oder auch ihr benötigt jemandem, der euch die nächsten Tage beim Saufen vertritt!«

Nach dieser gewalttätigen Demonstration waren die drei Männer von einer Hilfsbereitschaft beflügelt,

die an Übereifer grenzte. Selbst das Messer, mit dem der eine von ihnen in die Tischplatte geschnitten hatte, war urpötzlich verschwunden. Als Scheijian den Spitznamen ›der Maraskaner‹ hörte, womit ein Schuster in der Südstadt gemeint war, wußte er, daß das sein Mann war. Er verließ das ›Pferd‹ und begab sich zu der Werkstatt des Schusters, die zwei Gassen von der ›Almada-Stube‹ entfernt lag. Dort erfuhr er, daß der Schuster an einer Ahle gestorben war, die man ihm in die Augen gerammt hatte. In beide.

Von einer Frau mit beträchtlicher Oberweite, der Scheijian nur mit Mühe vermitteln konnte, daß ihm der Anblick ihres blanken Busens keine vier Heller wert sei, erfuhr der Maraskaner nebenbei, daß der Schuster zwei Tage vor seinem Tod von zwei Kunden mit einer ausländischen Münze bezahlt worden war, dafür daß er ihnen eine Auskunft gegeben hatte. Welcher Art diese Auskunft war, wußte die Frau nicht zu sagen, denn der Schuster Haldan hatte ihr gegenüber ein Geheimnis darum gemacht. Ebenfalls wußte sie nicht, ob die beiden Fremden ein Mann und eine Frau gewesen waren. Wie Jette sagte, so der Name der Bekannten des ›Maraskaners‹, besaß sie den fremden Silbertaler nicht mehr, da sie ihn möglichst schnell gegen eine der üblichen Münzen eingetauscht hatte.

Nach diesem vierten Toten, der auch noch aus-

drücklich wegen seiner Vergangenheit – der Zeit als Armbruster bei der Kaiserlichen Invasionsarmee auf Maraskan – »der Maraskaner« genannt worden war, fragte Scheijian gezielter bei denen, die den Schuster gekannt hatten, nach dessen Freunden und Gefährten aus früheren Jahren. Ebenfalls bei all jenen, die Scheijian noch aufsuchen sollte.

Nach Ablauf von fünf Tagen hatte Scheijian mit über vierzig Leuten gesprochen. Nur ein geringer Teil von ihnen waren Freunde oder Bekannte des Schusters Haldan, der Rest war mit anderen befreundet gewesen, die mit dem Schuster das Los teilten, daß sie während des Winters gestorben waren. Insgesamt acht Männern und Frauen, von denen sechs teilweise sehr brutal umgebracht worden waren. Bei zwei der Toten untersuchte Scheijian die Leichen, allerdings mit anderen Helfern als denen, die er am Grab des Schreiners Peckert dabei gehabt hatte. Nach der Erfahrung mit den ersten Leichendieben ließ er größere Vorsicht walten und achtete darauf, daß ihre Nachfolger nicht mitbekamen, daß er Zauber auf die toten Körper sprach.

Der erste Tote sollte angeblich an einer natürlichen Ursache gestorben sein. Wie sich zeigte, hatte man ihn nur nicht gründlich genug untersucht, wahrscheinlich wegen des unheimlichen Ausdrucks auf seinem Gesicht. Der Kundige in Sachen Mord konnte das leicht herausfinden.

Auch dieser Tote wies Reste der vertrauten magischen Spuren auf. Die zweite Leiche, eine Frau, deren Schädel nicht nur eingeschlagen, sondern zertrümmt worden war, untersuchte Scheijian lediglich, um sich zu vergewissern, daß er noch der richtigen Spur folgte. Der Leichnam hielt eine Überraschung für Scheijian parat, denn bei ihm fehlten die Hinweise auf den Beherrschungszauber, nicht allerdings die Schlieren.

Nach diesen fünf Tagen fand Scheijian keine weiteren Anknüpfungspunkte mehr, um die Suche fortzusetzen, die ihn vom Zentrum der Stadt ringsum in die Außenbezirke Gareths geführt hatte. »Wieviel Tote mag es noch geben, von denen ich nichts weiß?« dachte Scheijian finster.

Scheijian faßte die Erkenntnisse zusammen, die er aus dieser Leichenspur gewonnen hatte:

Berengar war der jüngste der Ermordeten, die anderen elf waren wenig oder bis zu fünfzehn Jahren älter gewesen als er. Sah man von Gouverneur und Baron ab, so gehörten die verbliebenen zehn Männer und Frauen dem gewöhnlichen Volke an. Einige hatten es zu bescheidenem Wohlstand gebracht, andere waren arm oder außerhalb von Stand und Gesetz gestorben. Von fünf diesen zusätzlichen acht war bekannt, daß sie in ihrer Jugend auf Maraskan gewesen waren. Bei einer Frau wurde das heftig bestritten, von

zweien der Toten wußte niemand etwas dazu zu sagen. Vielleicht waren sie's, vielleicht auch nicht. Sie waren keine gebürtigen Garether gewesen.

Vier der Opfer, auf die Scheijian nach dem Schuster Haldan, genannt ›der Maraskaner‹, gestoßen war, hatten vor ihrem Ableben Besuch von Fremden bekommen. Manchmal am Tag ihres Todes, manchmal ein bis drei Tage davor. Nur ein einziges Mal noch waren diese Fremden ein Mann und eine Frau gewesen. Doch zwei der anderen Besuche waren vermutlich von den gleichen beiden Männern getötigt worden. Keiner von denen schien der Mann zu sein, mit dem zusammen die unbekannte Frau Jaltek Peckert aufgesucht hatte.

Ein erstaunlicher Zufall, daß sie alle in und um Gareth lebten oder gerade in der Stadt waren! grübelte Scheijian. Dann berichtigte er sich: Wieso alle? Er war auf ein Dutzend Todesfälle gestoßen, die miteinander zusammenhingen. Doch warum sollten das alle sein? Nichts sprach dagegen, daß es im ganzen Land noch zwei- oder dreimal so viele gab, die gestorben waren, weil sie vor drei Jahrzehnten an einer unbekannten Queste teilgenommen hatten! Denn daß die damalige Queste das Verbindende zwischen den Toten war, daran zweifelte Scheijian nicht, mochte bei der einen Frau auch noch so eifrig bestritten werden, daß sie je einen Fuß auf Scheijians heimatliche Insel gesetzt habe!

Ein Bild voller Ungereimtheiten zeichnete sich ab. Erwiesen war, daß nicht ein oder zwei Personen für die Toten verantwortlich waren, sondern daß es eine Gruppe von mindestens sechs Männern und Frauen uneinheitlichen Alters war. Doch warum waren die Täter stets zweimal bei ihren Opfern erschienen? Warum hatten sie sie nicht gleich bei ihrem ersten Besuch getötet? Oder hatten sie es doch manchmal getan? Waren sie nur dann ein zweites Mal gekommen, wenn sie wußten, daß sie beobachtet worden waren? Doch woher konnten sie das so genau wissen? Hatte etwa immer noch zusätzlich ein dritter Schmiere gestanden, um zu entscheiden, ob die Luft rein sei oder nicht? Jemand, der nichts übersah und keine Fehler machte? Schwer zu glauben.

Wie war das bei Berengar gewesen? War er beim ersten Mal getötet worden, oder hatte auch er davor Besucher gehabt, von denen der Baron Scheijian nichts erzählt hatte? Und wie erst bei Parinor von Halbleth? Nein, der Gouverneur war bestimmt nicht vor seinem Tod von seinen Mördern aufgesucht worden, nicht in der Neuen Residenz! Seine Mörder hatten gewußt, wo er zu finden war. Ebenso im Falle Berengars von Braast. Ein Baron und ein Gouverneur waren unverwechselbare Persönlichkeiten, wohingegen es Schreiner und Schuster in beliebiger Zahl gab, vermutlich auch solche, die gleichzeitig Peckert hie-

ßen. Hunderte konnten auf diesen Namen hören! Also teilten sich die Toten wohl in zwei Gruppen: jene, von denen die Mörder eindeutig wußten, daß sie die Gesuchten waren, die anderen, bei denen dies erst noch nachgeprüft werden mußte.

Jedoch war einer der Toten bezahlt worden. Etwa dafür, daß er verriet, wo die übrigen Teilnehmer der Expedition zu finden waren? Sah das Bild so aus, daß man von einigen wußte, wer sie waren, und sie tötete, während bei den anderen zuerst festgestellt werden mußte, ob sie die richtigen Personen waren, und man sie dann umbrachte. Hatte man aber eines dieser noch nicht sicheren Opfer zuerst aushorchen müssen, um die Fährte zu dem nächsten noch nicht mit Gewißheit Bestimmten weiterverfolgen zu können? Das war zwar eine mögliche, aber keine völlig zufriedenstellende Erklärung.

Außerdem: Wo paßte hier die Magie hinein? Der unbekannte Zauber, der die astralen ›Schlieren‹ hinterließ und irgend etwas mit der Lebenskraft der Opfer zu tun hatte – falls Scheijian die Zeichen richtig deutete –, war auf jeden der Toten gewirkt worden. Wozu? Nicht um sie zu töten, denn das hatte man mit drastischeren Mitteln getan, deren Grausamkeit auf Fanatiker oder Laien hinwies. Auf laienhafte Fanatiker, berichtigte sich Scheijian, denn die einzigen Fanatiker, die er kannte, waren die zaboronitischen

Vorgänger der Bruderschaft gewesen. Die wiederum hätten niemanden gequält, sondern statt dessen den gesamten Haushalt ihres Opfers getötet.

Allerdings mußte diese unmenschliche Vorgehensweise der Mörder Berengars die Täter gezwungen haben, einen Stillezauber zu verwenden, da niemand die Schmerzensschreie der Opfer vernommen hatte. Nach dem, was Scheijian gehört und gesehen hatte, kam ein Trank, der das Opfer willenlos und unempfindlich gegen Schmerzen oder stumm machte, nicht mehr in Frage, denn das hätte den Absichten widersprochen, die die Täter verfolgten, nämlich Qual zu bereiten. Warum treiben sie so viel Aufwand? fragte sich Scheijian.



... im ...

... fast ebenso ratlos wie Scheijian. Er bedauerte keinen Augenblick lang, daß er sie getötet hatte. Sie hatten ihren Nutzen eingebüßt, als sich die Spur verlor, und waren lästig geworden. Hätte er geahnt, daß er so schnell einen neuen willigen Helfer fände, dann hätte er diese leidige Last schon früher abgeschüttelt. Denn der eigenartige Blonde, der die Erinnerungen an Ziegenherden und eine lange vergessene Sonne herbeirief, war erfolgreicher, als die Toren es gemeinsam gewesen waren. In viel kürzerer Zeit hatte er einen um den anderen aufgestöbert. Zwar nicht alle, doch beinahe alle. Es würde ihm bestimmt auch gelingen, die verwehte Fährte ...



Von Hasen und Eiern

Scheijian war zu dem Schluß gekommen, daß ihm nur Berengars Mörder die Antworten auf seine Fragen geben konnten. Er hatte die Beschreibungen von sechs, vielleicht auch acht Männern und Frauen, von denen nur zwei brauchbar waren. Die anderen Beschreibungen trafen auf jeden fünften Garether zu, der einigermaßen sein Auskommen hatte und weder zu den Herrschenden der Stadt gehörte, noch von ihren Abfällen lebte.

Sechs oder acht Leute in der Riesenstadt Gareth, wie sollte er die nur finden? Hätte Scheijian wenigstens gewußt, daß diese Schar ebenfalls fremd in der Stadt war, so hätte er Herbergen und Tavernen abklappern können, denn irgendwo mußten sie abgestiegen sein, und ernähren mußten sie sich auch. Was allerdings nicht ausschloß, daß die Gesuchten bei irgend jemandem Quartier gefunden hatten, der nur gelegentlich Gäste aufnahm, etwa einer Bauernfamilie in Roßkuppel, die die Fremden zusätzlich noch bekocht hätte. Der fremdländische Silbertaler bot keinen Hinweis. Er besagte nur, daß diejenigen, die die

Antworten des Schusters bezahlt hatten, nicht in einem abgeschiedenen Dorf wohnten, in das niemals Fremde kamen. Demnach konnten Berengars mutmaßliche Mörder ebenso samt und sonders Garether sein. Sie konnten tagsüber ausschwärmen und töten und abends mit Mann oder Weib um den heimischen Tisch herumsitzen und zusammen mit ihren Kindern eine Suppe löffeln. Sie konnten leben wie jeder andere, mit dem Unterschied, daß sie gelegentlich jemanden in Angst, Qual und beraubt seiner Würde vor das Angesicht Bruder Borons und Schwester Tsas führten. Ergaben sich daraus Unterschiede in ihrem alltäglichen Verhalten zu anderen Menschen? Nicht notwendigerweise. Scheijian hatte selbst vor Jahresfrist in Al'Anfa mitangesehen, wie man herzlos und zufrieden leben konnte, einschließlich der glücklichen Kinder. Im Grunde ist so etwas weit eher die Regel, als durch die eigenen Taten entmenscht zu werden, dachte Scheijian. Denn bestimmt ließ sich auch der Reichsbehüter Brin kein graues Haar über das Unrecht wachsen, das seine Statthalter und Reisigen in seinem Namen auf Maraskan begingen.

Wenn diese sechs oder acht Leute also lebten wie alle anderen, dann waren sie auch an den gleichen Orten zu finden wie alle anderen: in den Straßen, Tavernen und Krämerläden Gareths.

Scheijian erinnerte sich an einen Kernsatz der Leh-

re eines maraskanischen Denkers: Es ist nicht nötig, mein Haus zu verlassen, denn die ganze Welt ist in meinem Vorgarten!

Was tätet du an meiner Stelle, Zendajian? dachte er und zupfte sich am Schnauzbart. Würdest du dich auf den Rand des Brunnens auf dem Zwölfgötter-Platz setzen und beobachten, wie die Einwohner dieser Stadt über den Platz eilen, wann sie stehenbleiben, mit wem sie reden, wann sie glücklich und traurig sind, um zu ersehen, welchen Strömungen das Leben der Garether folgt, und wie sie sich voneinander unterscheiden, auf die gleiche Art, wie du aus dem Betrachten einer Wurzel die Größe des Welten-diskus bestimmst? Tätest du das, um mit den gewonnenen Erkenntnissen herauszufinden, wer Berrengar und die anderen getötet hat? Aber ich bin kein Weiser! Ich habe keine dreißig Jahre Zeit, nur um zu beobachten, und ich habe nur zwei Augen, wo ich zweihundert bräuchte!

Widerwillig machte sich Scheijian mit dem Gedanken vertraut, daß er Helfer benötigte. Sie zu finden, konnte keine große Herausforderung darstellen. Denn das vielfältige Geflecht von Beziehungen und Hierarchien, von Abhängigkeit und Ordnung, auf dem das Leben der taghell strahlenden Kaiserstadt beruhte, mußte sein Gegenstück auf der Nachtseite Gareths haben.

Warum sollte sich ausgerechnet in dieser Stadt, die vor Reichtum schier überquoll, niemand gefunden haben, der sich zum Haran oder Cherzak der Habenichtse, der Bettler, Diebe und Beutelschneider aufschwungen hatte? Warum sollte es gerade hier keine Barone der Dunkelheit geben, die über ihre Domänen regierten und ihre Gefolgsleute aussandten wie ihre Spiegelbilder auf der Tagseite?

Sie wären keine Garethjas, wenn sie nicht so handelten! dachte Scheijian. Ich werde einen dieser Könige und Königinnen der Spitzbuben und Bettler aufsuchen und seine Dienste erkaufen.

Aber die Umsetzung dieses Vorhabens war mit einigen Schwierigkeiten verbünden. Auf Maraskan oder in den Städten der Exilanten hätte Scheijian vor einem solchen Besuch eine eindrucksvolle Gewandung ausgewählt und zur Not vor einem Spiegel seine Mimik eingeübt. Dann wäre Scheijian zu dem betreffenden Bandenführer gegangen und hätte in dem von ihm erwarteten Tonfall gesagt: ›Ich bin der Abgesandte der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas. Folgenden Gefallen wirst du uns erweisen, Bruderschwester ...‹ In Gareth konnte diese Mischung aus Macht und Mummenschanz jedoch zu nichts führen, denn eine Noralec-Otter fürchten nur jene, die wissen, was eine Noralec-Otter ist. Also mußte Gold auf den Tisch. Wieviel wohl? Scheijian erwog, nötigen-

falls in Berengars Haus zurückzukehren, um die Erben seines Freundes um einen Teil des Nachlasses zu bringen.

Doch wie konnte er Verbindung zu den richtigen Leuten aufnehmen? Einfach einen der Bettler ansprechen, die an den gewinnträchtigen Plätzen in der Nähe der Tempel saßen, also gewiß nicht nur in ihre eigene Tasche wirtschafteten, wollte Scheijian nicht. Nach den Erfahrungen in Meilersgrund mochte er nicht Gefahr laufen, auf dem angeblichen Weg zu denen, die das Sagen hatten, in einer verschwiegenen Gasse erst beweisen zu müssen, daß er kein harmloses und schnell verdientes Zubrot war.

Der Phextempel! fiel Scheijian ein. Doch welcher? In ihrem Bestreben, jedes der Zwölfgeschwister durch einen eigenen Tempelbau von den anderen Elfen fernzuhalten, gingen diese Garethjas so weit, daß sie für den Kleinen Bruder, den sie einerseits als Händlergott, andererseits als Schutzpatron der Diebe verehrten, gleich zwei Tempel zu erbauen. Einen bekannten und öffentlichen, in dem sich die ehrbaren Kaufleute trafen, und einen verborgenen, heimlichen, wo sich die weniger ehrbaren Halunken versammelten. Dorthin stahl man sich zu dem Gott, den man verehrte, als ginge man zu seinem Hehler. Garethjas!

Dieser heimliche Tempel war bestimmt eine gute Anlaufstelle zum Knüpfen von Kontakten, und mit

etwas Geschick sollte sich im offiziellen Tempel Phexens herausfinden lassen, wo dieser verborgene Tempel lag!

Wo der offizielle Phextempel Gareths stand, wußte Scheijian. Oft genug war er an dem Gebäude vorbeigegangen, das keine zweihundert Schritt von seiner früheren Herberge entfernt lag. Von ferne wirkte der Tempel aus grauem Stein wie ein zwar großes, aber schlichtes Bürgerhaus. Erst aus der Nähe sah man, daß seine Fassade von oben bis unten mit Reliefdarstellungen von Eibenblättern verziert war, zwischen denen – oft erst nach längerem Betrachten zu entdecken – ein Fuchskopf hervorlugte oder die Scheibe des Madamals zu sehen war.

Diesen Tempel betrat man nicht ebenerdig. Stufen führten zu seinem Aufgang hinauf, hinter dem Eingangsportal schloß sich sogleich ein Rundgang an, von dem aus man auf den Grund der Tempelhalle sah, woraus Scheijian schloß, daß der eigentliche Altarraum unterirdisch liegen mußte. Von dem Hauptraum gingen – sowohl auf der Ebene des Rundgangs als auch unten in der Halle – zahlreiche Alkoven ab. In diesen Nischen standen niedrige Tische mit Sesseln oder gepolsterten Bänken, an denen Besucher des Phextempels saßen, um im engen Lichtkreis kleiner Öllampen, die Köpfe zusammengesteckt, ihre Ver-

handlungen zu führen. Auf wundersame Weise waren diese halboffenen Räume gegen nach außen dringende Geräusche geschützt.

Angestrengt lauschend schlenderte Scheijian mehrmals an einigen der besetzten Alkoven vorbei, doch mehr als ein unverständliches Gemurmel war nicht zu vernehmen. Magie? Das Wirken des Fuchsgottes? Oder nur eine architektonische Meisterleistung?

Bis hierhin hätte der Besucher den Phextempel noch für eine Art Gildenhaus halten können, wäre da nicht die Allgegenwart der Fuchsdarstellungen gewesen. Spähte Phexens Symboltier draußen an der Tempelfassade noch verstohlen zwischen Eibenblättern hervor, so zeigte er sich im Innern des Tempels in zahlreichen Varianten, die von der Darstellung des ganzen Fuchses über schnell hinweghuschende Fuchsgestalten (bei denen manchmal nur noch der Schwanz zu sehen war) bis zu listig und neugierig beobachtenden Köpfen an den unerwartetsten Orten reichten: Phex der Überallseiende, der Heimliche, der Allessehende.

Der Boden des Tempels war nachtschwarz und mit einer auf den ersten Blick wahllosen Anordnung funkelnder Steine übersät. Erst nach längerem Betrachten erkannte Scheijian in dem scheinbar sinnlosen Muster das Spiegelbild des nächtlichen Sternenhimmels.

Scheijian blickte zur Decke der Halle hinauf, wo er wiederum einen großen Fuchs entdeckte, dessen Körper wegen des Kuppelrunds eine Kreisform aufgezwungen worden war.

Scheijian zweifelte nicht daran, daß die funkeln den Abbilder der Sterne, nicht grundlos *Phexens Geschmeide* genannt, samt und sonders Diamanten sein mußten. Der Phexkult war nicht eben arm, auch wenn er mit seinem Reichtum für gewöhnlich nicht protzte. Scheijian fragte sich, warum die Erbauer des Tempels den Sternenhimmel auf dem Hallenboden angebracht hatten. Wollten sie damit aussagen, daß die Schätze der Welt ausgebreitet lagen für jene, die sie sich zu nehmen verstanden? Doch dann vermutete Scheijian, daß diese Vertauschung wohl nur den Grund darin hatte, daß andernfalls Phexens geweihtes Tier auf dem Boden gewesen wäre und Baumeister und Geweihte nicht wollten, daß das Bildnis ihres Gottes von den Gläubigen mit Füßen getreten werde.

Ein Gefühl der Fremdheit beschlich den Maraskanner in dieser Umgebung, da er Schwierigkeiten hatte, den Fuchs als Phexens Sinnbild mit dem vertrauten Mungo gleichzusetzen. Ist das wirklich dein Haus, Kleiner Bruder? dachte Scheijian und stieg die Treppe zur unteren Ebene der Tempelhalle hinab. Er sah sich um, entdeckte ein weiteres Portal und hoffte, daß dahinter der eigentliche Sakralraum liege. Dort mußte

ein Geweihter zu finden sein, den er befragen konnte. Denn bis jetzt hatte der Maraskaner niemanden in einer auffälligen Priesterrobe bemerkt. Plötzlich erstarrte Scheijian. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf: Hier ist tatsächlich dein Haus, Phex Nachtrichter!

In einem der Alkoven saß ganz allein ein Mann von vierzig Jahren, der in die Öllampe auf dem leeren Tisch starrte. Vielleicht betete er, vielleicht erwartete er auch nur die Ankunft von jemandem. Doch wenn dieser Mann auf einen anderen wartete, dann wartete er schon sehr lange! Niemand weckte mehr seine Neugier, nichts deutete auf bange Ungeduld hin. Diesen Mann – oder einen sehr ähnlich aussehenden – hatte Peckerts älteste Tochter beschrieben: ›Sein Gesicht ist wie alter roter Sandstein, von dem Stücke abblättern. Die Falten darauf sind wie die eingehämmerten Zeichen über Hauseingängen, sein Haar erinnert an Flechten, die auf dem Stein wachsen. Arme und Schultern gleichen den Ästen einer Fichte ...‹

Scheijian wartete und beobachtete den Mann. Er mußte sich Gewißheit verschaffen! Kurzentschlossen eilte er aus dem Phextempel hinaus zum Perainehaus. Da sich Scheijian dort bereits als Freund Peckerts eingeführt hatte, bereitete es ihm keine Schwierigkeiten, das Haus mit der Tochter des Toten wieder zu verlassen, angeblich zu einem Spaziergang. Niemand störte sich daran, daß die Nacht schon hereinbrach.

»Wohin gehen wir?« fragte das Mädchen.

»Ich meine, einen der beiden, die deinen Vater vor seinem Tode aufsuchten, gefunden zu haben«, erklärte der Maraskaner. Das Mädchen erschrak und blieb stehen. »Du mußt dich nicht fürchten«, beruhigte sie Scheijian. »Ich will nur, daß du mir sagst, ob der Mann, den ich sah, der Gesuchte ist oder nicht. Nur das. Nichts kann dir geschehen, nichts hast du zu fürchten. Ich sah ihn im Phextempel.«

»Im Phextempel!« rief das Mädchen erstaunt. »Was will er denn dort?«

»Vielleicht hat der Gerechte selbst ihn dorthin bestellt?« schlug Scheijian vor.

»Praios?«

»Phex!«

Das Mädchen warf dem Maraskaner einen unverständigen Blick zu. Deshalb erklärte ihr Scheijian: »Sie sind Geschwister. In meiner Heimat gab es vor langer Zeit sogar einmal Menschen, die behaupteten, Phex und Praios seien ein und derselbe. Du mußt noch viel lernen, kleine Schwester.«

Als sie den Tempel erreichten, war der Mann nicht mehr da.

»Er saß hier!« sagte Scheijian bitter und deutete auf den leeren Alkoven. »Genau hier!«

»Vielleicht hat ihn jemand gehen gesehen«, vermutete das Mädchen und trat zu einer Frau, die sich nur

durch eine schlichte Fuchsbrotsche von den restlichen Tempelbesuchern unterschied. So erfuhr Scheijian, woran die Geweihten dieses Tempels zu erkennen waren. Sie waren ebenso unauffällig wie der Gott, dem sie dienten.

Gerade heraus fragte das Mädchen die Geweihte nach dem Verschwinden und schilderte ihn auf die gleiche Weise, die Scheijian schon bekannt war. Die Geweihte schüttelte ratlos den Kopf. »Kind, wer sollte mit deiner Beschreibung etwas anfangen können? Du mußt noch viel lernen. Schultern wie Fichtenäste – was soll das wohl bedeuten?«

»Er hat hängende Schultern«, erklärte Scheijian, der hinzutreten war, und warf Peckerts Tochter einen beredten Blick zu: Das ist doch sehr einfach zu verstehen! Er deutete auf die verlassene Nische: »Dort saß er.«

Die Geweihte sah Scheijian prüfend an. »Wenn es so war, warum spracht Ihr ihn nicht an?«

»Ich habe einen Handel unter den Augen des Heimlichen mit ihm zu tätigen, falls er derjenige ist, den ich suche. Nur mit ihm und nicht fälschlicherweise mit einem andern. Ihr müßt verstehen, ich bin nur ein Mittelsmann bei diesem Handel, und mein Auftraggeber konnte mir aus Gründen, deren Erklärung etwas zu weit führen würde, nicht sagen, wie der aussieht, mit dem ich mein Geschäft durchzufüh-

ren habe. Also holte ich diese kleine Schwester, damit sie mir sage, ob dieser Mann auch der Richtige sei.«

»Einen Handel?« antwortete die Geweihte gedehnt und schwieg. Scheijian sah sie an, wartete darauf, daß sie weiterspreche. Endlich verstand er. Hierzulande erwarteten Phexens Diener offenbar, daß man sie für jede Auskunft bestach! Ohne die Geweihte aus den Augen zu lassen, gab Scheijian der Kleinen einige Silbermünzen. »Für den Nacht ... den nächtlichen Herrn, Imelde!« erklärte er und schob Peckerts Tochter zur Opferschale.

»Ihr werdet ihn morgen hier antreffen können«, erklärte nun die Geweihte. »Denn er kommt jeden Tag. Er scheint schon sehr lange auf Euch zu warten.«

»Ich heiße nicht Imelde«, sagte das Mädchen draußen vor der Tempeltür.

»Das dachte ich mir«, sagte Scheijian. »Wie heißt du richtig?«

»Elfwid.«

»Seltsamer Name«, bemerkte der Maraskaner.

Vor der nächsten Taverne blieb er stehen. »Es ist schon spät, und ich habe heute noch nicht viel gegessen. Vielleicht hast du ja auch Hunger.«

Elfwid nickte und folgte ihm in das Gasthaus. »Was ist aus ihnen geworden?« fragte das Mädchen während des Essens. »Hat der Götterfürst sie zerschmettert?«

»Wen?« fragte Scheijian.

»Diejenigen aus deiner Heimat, von denen du erzähltest. Die schändlich behaupteten, der Herr Praios und der Götterdieb seien derselbe.«

»Die *Richter*? Nein, natürlich nicht. Die *Richter* sahen einfach keine Verwendung mehr für sich, nachdem Bruder Praios dem Rat seiner Schwester gefolgt war und den Zauberer zum Kaiser gemacht hatte.«

»Den Zauberer?« rief Elfwid gleichermaßen argwöhnisch und entsetzt. »Die Praiospriester mögen keine Zauberer!«

»Muß das Bruder Praios scheren, Eljid?« antwortete Scheijian. »Ich denke, dem Tagrichter beliebt die Magie nur deshalb nicht, weil sie dazu neigt, den geordneten Ablauf der Dinge durcheinanderzubringen. Denn das ist seine Aufgabe: zu sorgen, daß der dritte Schritt stets nach dem ersten kommt. Was seine Gleichsetzung mit Phex betrifft, so dürfte den Peniblen daran eigentlich nur stören, daß der Nachrichter unerbittlicher und gnadenloser ist als er. Du wirst ja auch nicht gleich böse, wenn man dich mit deinen Geschwistern verwechselt.«

Aus dieser Erklärung entwickelte sich ein längerer Exkurs über das Götterverständnis der Rur-Gror-Gläubigen, dem Peckerts Tochter – von Scheijian fortwährend Eljid genannt – zusehends verwirrter folgte. Zwar fielen dieselben Namen, die Elfwid

kannte, doch ansonsten widersprach das, was der Maraskaner über die Götter sagte, fast allem, was sie jemals gelernt hatte.

»Elfwid heiße ich«, sagte sie schließlich.

»Ich weiß«, antwortete Scheijian. »Doch das ist nur eine Frage der Gewohnheit. Du wirst noch viel lernen, kleine Schwester.«

Am nächsten Morgen holte Scheijian das Mädchen wie besprochen im Perainehaus ab und ging mit ihr zum Phextempel. Beide mußten nicht sonderlich lange warten, bis der fragliche Mann in den Tempel kam. Er hatte es eiliger als andere Gläubige, war bleich, etwas außer Atem, als sei er gerannt. Zielstrebig ging zu einem unbesetzten Alkoven und ließ sich darin nieder. Elfwid nickte.

Scheijian drückte ihr einige Kreuzer in die Hand.
»Kauf dir etwas Süßes und warte draußen auf mich.«

»Warum?« fragte das Mädchen.

»Tu es einfach!« antwortete Scheijian fest und trat zu dem Alkoven.

Der Mann schoß von der Bank hoch, als Scheijian die Nische betrat. Kleine Schweißperlen traten ihm auf die Stirn, sein Kehlkopf hüpfte in einem wilden Tanz. Er stank nach Schweiß. Scheijian sah in das übernächtigte Gesicht seines Gegenübers: Dieser Mann hatte eine Heidenangst!

»Setz dich!« fuhr ihn Scheijian an. »Oder du bist in wenigen Augenblicken tot!« Zur Unterstützung seiner Behauptung ließ er den Ärmel ein Stück zurückgleiten, damit die Armscheide sichtbar wurde, in der die ›Nadel‹ steckte.

»In einem Tempel?« keuchte der Mann erschrocken. »Du bedrohst mich in einem Tempel?«

»Warum nicht?« antwortete Scheijian kühl. »Bruder Phex hat dich in meine Hände gegeben. Vielleicht sähe er es sogar als Mißachtung an, wenn ich dich gehen ließe. Was meinst du, Bruder?«

Da der Mann keine andere Wahl sah, nahm er wieder Platz. Er war einen Kopf kleiner als Scheijian und unersetzt; welliges, am Schädel anliegendes, aschblondes Haar bedeckte seinen Kopf. Der Tracht nach stammte er aus dem Lieblichen Feld, irgendwoher südlich Arivors.

»Was willst du von mir?« fragte der Mann. Sein gehetzter Blick suchte den Ausgang. Scheijian fing den Blick auf, folgte ihm mit den Augen zum ersehnten Ziel des Mannes und sah wieder zurück in das bleiche Gesicht. Mahnend hob er die Hand und bewegte den Zeigefinger leicht von links nach rechts: »Ich an deiner Stelle würde das nicht versuchen. Wie du weißt, dringt fast kein Geräusch von hier drinnen nach draußen. Jeder sähe nur, wie du dich erhöbst und mit meiner Hilfe wieder hinsetzen würdest. Ir-

gendwann in ein paar Stunden fiele jemandem auf, daß du dich nicht mehr rühren würdest.«

»Was willst du von mir?« wiederholte der Mann.
»Und wer bist du?«

»Wer ich bin, ist nicht weiter von Belang. Doch weswegen ich hier bin ... Berengar von Braast, Jaltek Peckert, Haldan der Maraskaner.« Namen und Namen zählte Scheijian auf. Nur der Gouverneur fehlte in der Auflistung. Da Scheijian Parinor von Halbleth selbst hatte töten wollen, erschien ihm die Nennung seines Namens im gegenwärtigen Zusammenhang als Heuchelei.

»Was ist mit denen?« fragte der Liebfelder.

»Zunächst einmal will ich wissen, warum ihr sie getötet habt!«

»Ich habe sie nicht getötet!«

»Dann nehme ich wohl an, daß sie sich selbst die Schädel eingeschlagen, die Hände abgehackt, die Leiber aufgeschlitzt ...«

»Hört auf!« jaulte der Mann und preßte die Hände gegen das Gesicht.

Scheijian betrachtete neugierig den vermuteten Mörder seines Freundes. Mit dieser Reaktion hatte er nicht gerechnet. Er sprach weiter: »Daß sie sich die Augen ausgestochen, sich zerstückelt ...«

»Hört auf, bitte!« wimmerte der Mann ein zweites Mal und bedeckte die Hände mit den Ohren. »Ich se-

he sie immerzu!« sprudelte es aus ihm heraus. »Er hat sie getötet. Er hat keinen am Leben gelassen, außer mir. Doch nur, weil ich nicht da war. Er muß wahnsinnig geworden sein!«

»Wer – er?«

»Der Cavalliero ya Sustilo.«

»Wer ist das?«

»Unser Kommandant, der Irrsinnige!«

»Du willst mir also weismachen, daß du nichts mit diesen zwölf Toten zu tun hast?«

»Ich habe auch nichts mit ihnen zu tun!« beteuerte der Mann. »Keiner von uns! Wir sollten sie nur aufspüren und befragen! Das taten wir auch, doch dann verschwanden die ersten von uns. Zuerst ya Derezza, dann die Dünne Harika. Sie seien verräterische Derserteure, redete uns der Cavalliero ein. Aber Harika hatte, bevor auch sie plötzlich weg war, gegenüber einem der anderen erwähnt, daß alle, die wir aufgesucht hatten, gestorben seien. Niemand glaubte ihr, schon gar nicht mehr, als er sie anscheinend im Stich gelassen hatte. Aber seitdem ich sie alle in ihrem Blut ... oh, Ihr Götter ... Ich weiß jetzt, daß sie die Wahrheit sprach! Er hat sie getötet, er hat unsere eigenen Leute geschlachtet!«

Scheijian dachte über das Gehörte nach, zupfte an seinem Schnäuzer und fragte leise: »Warum solltet ihr alle jene aufsuchen, die jetzt tot sind?«

»Warum sollte ich dir darauf antworten?« gab der Mann zurück.

»Um deine Haut zu retten!« erklärte ihm Scheijian.

»Zu wenig!« kam es zurück. »Seit Tagen halte ich mich hier versteckt, weil ich dachte, der Tempel sei ein sicherer Ort. Doch du hast mir gezeigt, welch ein Narr ich war! Genauso wie du wird er hierherfinden. Er wird mich töten wie alle anderen!«

Der Liebfelder ließ den Kopf in den Nacken fallen und lehnte sich zurück. »Kein Entkommen! Du oder er, was macht das schon aus?«

Scheijian beobachtete, wie kleine Rinnsale von Schweiß in den Kragen des Mannes flossen. »Ich denke, das macht eine ganze Menge aus, und das weißt du auch. Ich frage mich, warum du noch in Gareth bist, wenn du doch hier um dein Leben fürchtest. Ich vermute, daß du dich nicht wegtraust. Du hast Angst, daß er dir auflauert und dich unterwegs erwischt, nicht wahr?«

Scheijians Gegenüber mußte nicht antworten, sein Zittern war Antwort genug. Der Maraskaner wagte einen Schuß ins Blaue:

»Nehmen wir an, jemand hülfe dir, heil nach Arivor zu gelangen?«

»Methumis«, berichtigte ihn der Mann.

»Von mir aus auch Methumis.«

»Warum solltest du das tun?«

»Sagen wir als Gegenleistung für einen Gefallen.
Dein Name?«

»Olruk.«

»Olruk, du hast keine große Wahl. Du kannst nicht zu den Bütteln gehen, weil sie eher dich für die Scheußlichkeiten deines Cavalliero Sowieso ... ya Sustilo ... dem Henker übergeben werden als überhaupt niemanden. Doch Gareth zu verlassen, wagst du nicht. Also, was willst du tun? Ich sage dir, was ich vorhabe: Ich werde diesen Cavalliero so lange suchen, bis ich ihn gefunden habe, mit oder ohne deine Hilfe. Doch falls du mir hilfst, könnte ich wiederum dir helfen, lebend nach Methumis zurückzugelangen.«

»Er wird dich töten wie alle anderen!«

»Das mag sein, doch erwiesen ist es nicht. Also, was willst du tun, Olruk aus Methumis? Warten, bis er dich findet – nur eine Frage der Zeit, wie du sehr genau weißt –, oder mir vertrauen?«

Olruk seufzte tief. »Versprich es! Du wirst mir dabei helfen, lebend hier wegzukommen.«

»Ein Handel für einen Handel«, entgegnete Scheijji-an.

Den Blick in die Tischplatte gebohrt, begann Olruk hastig zu reden: »Wir suchten das Ei des Wurmes.«

»Welches Wurmes?«

»Des Tuzakwurmes, falls du weißt, was das ist.«

Scheijian pfiff leise. »O ja!« bestätigte er. »Aber in Gareth?«

»Ja, hier in Gareth«, sagte Olruk. Er machte eine Pause, als müsse er erst seine Gedanken ordnen. »Kurz nach der Eroberung Maraskans durch die Garterher fand eine geheime Expedition in die dortigen Dschungel statt, um das Ei des Tuzakwurmes zu suchen. Diese Expedition kehrte zurück, ohne daß jemals bekannt wurde, ob sie erfolgreich gewesen war oder nicht. Vor wenigen Jahren wurde diese Suche in einem Reisebericht erwähnt, der dem Cavalliero vor einigen Monden in die Hände fiel. Er reiste deswegen zu dem Gelehrten, der den Bericht verfaßt hatte, doch wie sich zeigte, hatte der Betreffende, ein Nostrier aus Harmlyn, die Geschichte nur in seine Schilderung übernommen und so dargestellt, als hätte er diese Reise selbst mitgemacht. Doch dieser Gelehrte konnte dem Cavalliero zweierlei sagen, nämlich daß er von dieser Expedition in Gareth gehört habe, wo noch einige derjenigen leben sollten, die damals bei der Suche dabei waren, und daß der Anführer der Expedition der jetzige Militärgouverneur von Maraskan gewesen sei. Er weilt derzeit in Gareth. Das war nicht schwer in Erfahrung zu bringen, denn der Cavalliero hat sehr gute Verbindungen zu gewissen Kreisen in Vinsalt.

In und um Gareth, jeder, der bei der Suche dabei

war! Warum? Nur Zufall, oder wollten die Neureicher, daß die Teilnehmer der Expedition in Griffweite blieben, weil sie damals doch etwas gefunden hatten? Wie auch immer, der Cavalliero hatte den Plan gefaßt, dieses Drachenei selbst zu finden. Also warb er uns an, damit wir die Mitglieder jener Queste ausfindig machten und sie darüber befragten. Warum er dann aber einen nach dem anderen umbrachte und schließlich auch die Unsrigen, weiß ich nicht, Phex ist mein Zeuge!«

Scheijian betrachtete den Erzähler zweifelnd und wartete darauf, daß er weiterspreche. Als eine Zeitlang kein weiteres Wort gefallen war, fragte er: »So weit ich weiß, ist der Tuzakwurm seit achthundert Jahren tot. Warum sollte noch ein Ei übrig sein? Nach so langer Zeit ist es bestimmt von irgendwelchem Ge- tier aufgefressen worden.«

»Das ist ein Drachenei!« wandte Olruk heftig ein. »Was weißt du schon über Drachen? Sie werden uralt. Ein oder zwei Jahrhunderte bedeuten ihnen gar nichts! Die, die damals suchten, wußten, daß es das Ei noch gab, daß es sogar noch lebte! Ein lebendiges Drachenei! Die Berechnungen eines Sterndeuters anhand alter Berichte hatten die Expedition überhaupt erst veranlaßt. Nein, da besteht kein Zweifel. Das Ei des Tuzakwurmes liegt irgendwo in den Wäldern von Maraskan, und das Wurmjunge wartet darauf zu

schlüpfen. Glaub mir, der Cavalliero ist kein Traumtänzer! Ich kenne ihn schon seit Jahren. Man kann alles über ihn sagen, nur das nicht! Ich kenne ihn ... ich glaubte, ihn zu kennen.«

Nachdenklich betrachte Scheijian Olruk. Die Blässe war aus seinem Gesicht verschwunden, er hatte sich richtig heiß geredet.

»Mir entgeht immer noch, was ihr mit dem Ei anfangen wolltet, wenn ihr es wider Erwarten gefunden hättet.«

»Ist das so schwer?« rief der Liebfelder ungeduldig. »Magie hätte diesen Wurm zum Schlüpfen gebracht! Nun stell dir vor: ein junger Drache, der von Menschen aufgezogen wurde, der gelernt hat, den Befehlen von Menschen zu gehorchen, wie ein Schoßtier, wie ein Hund, wie ein Kampfhund! Ein Drache, dessen Elterntier fünfzig Schritt lang und zwanzig Schritt hoch war und der jemandem gehört! Ein eigener Drache! Ist es denn so schwer, sich auszumalen, was man mit einem solchen Untier alles erreichen kann?«

Schlagartig wurde der Mann leiser. »Viel zu lange schon erdulden wir die Anmaßung der Neureicher. Nur zögernd hat unsere Herrscherin den angestammten Titel der Horas-Kaiserin wieder angenommen. Doch selbst jetzt noch, nachdem das Garether Reich durch Orken und Bürgerkrieg geschwächt ist, zaudern die Horas und ihr Hofstaat, diesem Garether

Pack die Stirn zu bieten. Was fehlt, ist jemand, der den Stein wirft, der den Steinschlag hervorruft. Kannst du dir das immer noch nicht vorstellen? Ein Drache, der einem Menschen gehorcht, der Feuer speit und Magie wirkt! Er ist mächtiger als ein ganzes Söldnerheer.«

Nach diesem Ausbruch sank Olruk wie geschwächt in sich zusammen.

So falsch lag ich gar nicht mit meinen Vermutungen, dachte Scheijian. Nur daß sie eben kein Artefakt der Echsen suchten, sondern die Echse selbst! Erinnerungen an eine Tante seines Vaters wurden lebendig. Erinnerungen an Großmuhme Yasindajida, die Scheijian und seinen Geschwistern manch spannende Geschichten erzählt hatte, als er noch ein Kind war. Yasindajida, die während des Erzählens umherging, manchmal sogar tänzelte und die Arme beim Sprechen hob und senkte wie eine lahme Krähe die Flügel

...

»Aber da kam aus den Wäldern und Bergen der Wurm«, hörte Scheijian wieder ihre Stimme. »Sein geringelter Panzer schimmerte blau und gülden wie das Fleisch einer reifen Miraggynda! Die Hasenfrau hatte den Wurm aufgestachelt: ›Wehrhaft gibst du dich in deinem Hemde, Großer, doch trotzdem nennt dich jeder nur Wurm, als wärst du nichts weiter als

eine bleiche Made! Wahrlich, magst du noch so greulich erscheinen, Respekt verdienst du nicht, solange du nicht weiter heißest als Wurm!« Das traf den Würmling hart, weshalb er gegen das mächtige Tuzacken zog. Als er die hohen Mauern der Lilienhaften von fern erblickte, dachte der Vielbeinige bei sich: Hier will ich mir einen Namen machen! So kam der Wurm über die große Stadt, trotz stolzer Mauern und viermal einhundert Recken! Und als er wieder davonkroch, da lebten nur noch viermal vierzig in der verwüsteten Stadt, und der Wurm trug fürderhin den Namen Tuzakwurm. Doch damit war's die Hasenfrau immer noch nicht zufrieden: »Ja, Tuzakwurm nennt man dich jetzt, aber eben immer noch Wurm! Sie verspotten dich mit diesem Namen, Tuzakmade!« Da packte den Wurm Zorn, und zum zweiten Male kroch er nach Tuzacken und spie sein schwarzes Feuer über die geborstenen Mauern. »Wie ist mein Name?« donierte er so gewaltig, daß kein Blatt an seinem Zweig blieb. Doch keiner gab Antwort, wiewohl noch dero vier seine Stimme vernehmen konnten, denn sie fürchteten sich. Da zog der Wurm nach Norden gen Jergenheim. Wenn er auf ein Dorf traf, fragte er nach seinem Namen, und so ihm keiner Antwort gab, spuckte er die dunkle Flamme. Manch Gewitzter dachte sich: Wenn der Wurm nicht weiß, wie er heißt, mag er jeden Namen tragen, also nannten sie ihn Al-

rech, Frumold und Mulzijian. Aber obwohl der Wurm so töricht gewesen war, auf die Worte der Hasenfrau zu hören, war er schlau genug, jede andere List zu durchschauen. So half's auch nicht, ihm tausendundvier Namen zu geben. Jeden, der ihn zu täuschen versuchte, machte der zornige Schlängler nieder. Nun kam der Kaiser Gerbaljian aus dem Lande der Garethjas, der trotzdem ein guter Mensch war. So mächtig war der Kaiser, daß nur ein Berg auf unserer Insel prächtig genug war, seinen Namen zu tragen, nämlich der Amran Gerbald. Mit dem tapferen Gerbaljian kamen die Tausend. Und als sie den Wurm trafen, sprach der Kaiser: ›Deinen Namen suchst du, Wurm? Deinen Namen sollst du erfahren: Toter Wurm von Tuzak!‹ Da spie der zornige Wurm abermals sein dunkles Feuer, auf daß sechsmal sechzig in ihm vergingen ...«

Eine Geschichte aus Kindertagen, die Scheijian noch oft in seinem Leben gehört hatte. Immer ein wenig anders. Manchmal hatte der Wurm unendlich viele Beine, manchmal vier bis sechs an der Zahl, bisweilen Flügel. Mitunter hieß er auch nur Drache von Tuzak. Die Erwähnung des ›schwarzen Feuers‹ hatte Scheijian nur zweimal gehört: einmal aus dem Mund seiner Großtante, das andere Mal von einem Geschichtenerzähler in Boran. Sonst wurde erzählt: Der Himmel

war verdunkelt vom Rauch des Drachenfeuers und den Pfeilen der tausend Soldaten, die der Kaiser befehligte. Das rätselhafte schwarze Feuer, das die Tante nicht zu erklären wußte und weswegen der kleinen Scheijian manchen Fingernagel abgebissen hatte, hatte der Boraner Erzähler ›als dunkle Flamme der Verzweiflung‹ erklärt, was aber kein Licht in die Geschichte brachte. Was sollte das sein? Über erstaunliche Zauberkünste des Tuzakwurms lagen keine Überlieferungen vor.

Als verbriefter Kern der Erzählungen galt das Auftauchen eines Ungeheuers 809 Jahre vor Hal, das Tuzak mindestens zweimal zerstört, angeblich zwei- oder dreitausend Menschenleben gefordert hatte und schließlich unter großen Verlusten von einem tausendköpfigen Heer unter Kaiser Gerbaids Führung zur Strecke gebracht worden war.

Ein recht zweifelhaft wahrer Kern nach Scheijians Ansicht. Nicht nur deshalb, weil die Berichte sich uneins waren über das Aussehen des Geschöpfes (sollte es zur selben Zeit mehrere zerstörerische, doch unterschiedliche Kreaturen gegeben haben, deren Wirken zusammen den Tuzakwurm ausmachte?), auch die überlieferten Zahlen von Opfern und Jägern waren unglaublich. Erst zwanzig Jahre vor dem Tuzakwurm hatten die Mittelreicher mit der Besiedlung der Insel begonnen, und das andere Muttervolk Ma-

raskans, die Beni Rurech, ließen noch fast einhundert Jahre verstreichen, bis auch sie ihre Füße auf das versprochene Eiland setzten. Woher also die vielen Menschen? Und warum sollte ein mittelreichischer Kaiser ein stattliches Heer in eine damals fast menschenleere Kolonie führen? Das war rätselhaft. Doch ließ man diese Überlegungen außer acht und reduzierte die Berichte auf das Wesentliche, so blieb folgendes: Waren es nun Hunderte oder Tausende gewesen, deren Leben der Tuzakwurm forderte, ein mächtiges, bestimmt riesiges Geschöpf hatte in einem dünnbesiedelten Land soviel Schaden angerichtet, daß man es für nötig befunden hatte, eine stattliche Zahl von Kriegern und Söldnern aufzubieten, um das Untier zur Strecke zu bringen. Welches Verderben, welches Entsetzen mochte ein derartiges Ungeheuer erst über eine dichtbesiedelte Gegend bringen?

»Ja, jetzt kann ich es mir vorstellen«, sagte Scheijian knapp. »Wo ist dann das Rätsel? Dein Anführer hat ganz einfach alle Mitwisser ausgeschaltet. Nun wissen vermutlich nur noch du und er, wo dieses Ei zu finden ist.«

»Das ist eben nicht wahr!« rief Olruk aus. »Alle, die wir befragten, erzählten mehr oder weniger das gleiche: Nach vier entbehrungsreichen Wochen brach ihr Oberster aus heiterm Himmel die Suche ab. Noch am Abend vor dem Abbruch hatte er einen Soldaten aus-

peitschen lassen, der Zweifel am Erfolg der Unternehmung geäußert hatte. Doch am nächsten Morgen erklärte der jetzige Gouverneur die Suche nach dem Ei für beendet. Der Schreiner Peckert aus Meilerg-
grund erzählte es so: »Am Morgen trat der Komman-
dant aus seinem Zelt. Er trieb alle mit den barschen
Worten, die wir von ihm gewohnt waren, zur Eile an,
dann bestieg er sein Reittier und wandte es zurück
nach Jergan!«

Der Drôler wagte es einmal, gegenüber dem Caval-
liero zu äußern, daß die Expedition wohl zu nichts
geföhrt habe. Ein Anfall von Tobsucht war die Folge!
»Narren, merkt ihr nicht, daß sie euch belügen?«
schrie er. »Welch lächerliche Mär! Sie wissen, wo das
Ei liegt. Und selbst wenn sie die Wahrheit sprächen,
einer von ihnen weiß mehr! Den findet! Und aus den
anderen quetscht alles heraus, was sie wissen!«

Ich weiß nicht, wo dieses Drachenei ist, und meine
Kameraden wußten es ebensowenig. Mitwisser?
Nein! Da gab's nichts mitzuwissen. Der Cavalliero
hatte sich schlicht in die Vorstellung hingesteigert,
daß alle sein Vorhaben hintertrieben ... Und dennoch,
ich verstehe immer noch nicht, warum er seinen ei-
genen Leuten diese furchtbaren Dinge antat!«

»Wo ist er jetzt?« wollte Scheijian wissen.

»Fürwahr, ich weiß es nicht! Ich glaube nicht, daß
er in diesem schrecklichen Haus ...« Olruk verfiel in

ein Flüstern: »Du würdest es auch nicht glauben, wenn du gesehen hättest, was ich sah!«

»Ich will nicht wissen, was du glaubst, sondern wo er ist!« herrschte Scheijian Olruk an.

»Das weiß ich nicht! Ich kann dir sagen, wo unser Quartier lag, wenn es dich unbedingt danach gelüstet ...« Er beschrieb einen alten Bauernhof in Roßkuppel.

»Jetzt beschreib mir diesen Cavalliero, damit ich ihn erkenne, wenn ich ihn treffe«, verlangte Scheijian.

»Ein großer Mann mit fingerlangem eisgrauen Haar und pfefferfarbenem Bart. Eine noble Erscheinung, neun und ein halber Spann groß. Üblicherweise hat er ritterliche Manieren und drückt sich gewählt aus. Er ist ein Krieger.«

»Ein Krieger?« Scheijian lachte höhnisch. »Ein merkwürdiger Krieger! Nach allem, was ich sah ...«

»Er war nicht immer so. Ein tapferer Mann, dessen Herz unserem Land und seiner Bestimmung gehörte! Doch seine Besessenheit muß ihm den Geist verwirrt haben. Er war wie ausgewechselt, kaum daß wir nach Gareth gekommen waren.«

»Bestimmt war er das!« stimmte Scheijian spöttisch zu. »Bestimmt ist dir seine plötzliche Unritterlichkeit just dann aufgefallen, als du um dein eigenes Leben fürchten mußtest! Solange der tapfere Herr ya Sustilo nur ab und an einige unbedeutende Handwerker oder Tagediebe zu Tode quälte, konnte man diesen kleinen

Mangel an Benimm wohl verzeihen. Und hättest ihr Erfolg gehabt, so wären diese Toten eben der bescheidene Preis eures Erfolgs gewesen. Laß mich raten, welchen hübschen Vergleich hättest du wohl gewählt, Olruk? Den mit dem Hobel und den Spänen oder den mit dem Spiegelei und den zerbrochenen Eiern? Nein, den zweiten vermutlich nicht. Ich bezweifle, daß dir Wortspiele liegen. Du bist ein Heuchler, Olruk von Methumis, der nicht zu seinen Taten stehen will! Höre, Bube, einer dieser Toten war mein Freund!«

»Ich sagte dir doch, daß ich nicht wußte, was hinter unserem Rücken geschah! Trotz Harikas! Du kannst mir vorwerfen, daß wir taub für ihre Worte waren. Doch der Cavalliero hat sich erst hier in Gareth verändert. Das bezeuge ich! Ich weiß noch, wie ya Derezza etwas ähnliches sagte, als der Kommandant wieder aus Grambusch zurückkam. Das mußt du mir glauben!«

»Muß ich das?« echte Scheijian. »Was ist Grambusch? Ein Dorf? Eine Stadt? Was wollte dein Cavalliero dort?«

»Ein Ort, zwanzig Meilen von hier. Südlich der Silkwiesen. Da wohnte einer, den der Cavalliero befragen wollte. Der ehemalige Feldscher der Expedition. Wahrscheinlich wußte er ebenfalls nichts, da der Cavalliero nie etwas über seine Unterredung mit ihm verlauten ließ.«

»Das muß nicht unbedingt verwundern, nicht wahr, Olruk von Methumis? Wie du ja jetzt weißt, hatte der ritterliche Herr ya Sustilo seine kleinen Geheimnisse.«

Scheijian stand unvermittelt auf, strich sich die Kleidung glatt und ging zum Ausgang der Nische.

»Was tust du?« rief Olruk erschrocken.

»Ich gehe, wie du siehst.«

»Aber ... ja, und ich? Was werde ich solange tun?«

Scheijian zuckte die Schultern und antwortete: »Woher soll ich das wissen? Es schert mich nicht!«

»Aber du gelobtest doch, mir zu helfen!«

»Ich gelobte dir nichts«, antwortete Scheijian sachlich, »sondern ich habe dich nur belogen.«

»Du hast mich belogen, obwohl ich dir alles berichtete? Obwohl ich mich daran hielt, was wir ausmachten. Du hast mich belogen? Im Hause Phexens! Im Angesicht des Heimlichen! Ein Handel für einen Handel, so sagtest du selbst! Du mußt mir helfen, denn du gabst dein Wort! Halt es, oder sei für immer verflucht in Phexens Namen!«

»In Phexens Namen, in Phexens Haus! Diese Frömmelei kommt dir überraschend leicht über die Lippen, Bruder Olruk!« spöttelte Scheijian. »Ich weiß sehr wohl, was ich dir sagte. Doch es bleibt dabei, ich habe dich belogen. Im Hause des Listigen, im Hause des Nachrichters, im Hause des Unbarmherzigen,

der mit der Viper spielt und sie am Ende frißt! Wofür hältst du mich, Olruk? Für einen Krieger, der einmal sein Wort gab und sich deshalb für alle Zeiten daran gebunden sieht? Du machst mich lachen! Du bildest dir ein, ich müßte dir helfen, weil du mir Auskünfte gabst und weil du nicht derjenige bist, für dessen Leben ich bezahlt wurde? Bei Phh-eks« – der Name des Götterdiebes kam aus Scheijians Mund wie ein Fauchen –, »bei Phex, hast du vergessen, warum ihr nach Gareth kamt? Hast du vergessen, was ihr mit diesem Lindwurm, Drachen oder was auch immer vorhattet? Mit dem Jungen des Wurms, dessen Namen nach acht Jahrhunderten noch Verderben heißt? Bei der Schönheit der Welt! Wie viele Leben sollte dieses Untier für eure Träume verschwenden? Ein paar hundert, ein paar tausend? Nenn mir eine Zahl, Olruk, dessen Herz für eine solch gute Sache schlägt, nenn mir ein paar Städte, deren Bestimmung es sein sollte, von eurem Steinschlag zerschmettert zu werden! Anschließend kannst du mir ja erläutern, warum du meinst, daß der noble ya Sustilo erst in Gareth irrsinnig wurde. Etwa nur deshalb, weil er zusätzlich dazu, was ihr gemeinsam plantet, noch läppischen ein oder zwei Dutzenden den Wanst aufschlitzte? Ich bitte dich, Bruder! Ebenfalls darfst du mir erläutern, warum du meinst, anders zu sein als er.«

Einen Augenblick lang duellierten sich die beiden

Männer mit Blicken. Hilflose Wut und Feindschaft lagen in den Augen des einen, nackte Verachtung lag in denen des anderen.

»Die einzige Hilfe, die du von mir erhalten kannst«, hub Scheijian erneut an, »wäre eine schnellere und schmerzlose Begegnung mit Schwester Tsa, als sie dir dein Cavalliero bescheren könnte. Doch zweifle ich, daß du meinen Preis aufbringen kannst. Oder solltest du zehntausend Goldstücke dein eigen nennen? Sprich ja, und ich vervierfache meinen Preis!« Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte Scheijian aus dem Phextempel.





Von Türen und stillen Häusern

Nachdem Scheijian Elfwid ins Perainehaus zurückgebracht und sich mit einem »Bis bald, kleine Schwester!« von ihr verabschiedet hatte, begab er sich auf den Weg nach Roßkuppel. Dieser ländliche Stadtteil lag im Norden Gareths. Zuerst standen die Häuser auch hier noch dicht beieinander, obwohl sie nun niedriger wurden und große Höfe mit Scheunen und Ställen hinzukamen. Doch je weiter Scheijian den Stadtkern Gareths hinter sich zurückließ, desto größer wurden die Abstände zwischen den Häusern. Sie wurden zu vereinzelten Häusergruppen, die durch verschneite Felder und Weiden voneinander getrennt waren, und endlich zu einzelnstehenden Gehöften.

Der Bauernhof, auf den Scheijian zuhielt, lag gegenüber einer Pferdekoppel. Eine Herde von vielleicht zwanzig Tieren hielt sich darauf auf, große schwere Rösser von rotgoldener Farbe. Als die Pferde den Menschen bemerkten, trabten fünf oder sechs von ihnen zum Zaun und streckten neugierig die Köpfe darüber hinweg. »Bleibt bloß, wo ihr seid!« murmelte der Maraskaner.

Der Bauernhof wirkte verlassen. Hohe Schneewehen hatten sich vor den Scheunentüren aufgeschichtet, eine niedrigere vor dem Zugang zum Wohnhaus. Nirgendwo zeigte die Schneedecke Fußspuren.

Trotz dieser Anzeichen von Verlassensein wartete Scheijian einige Zeit, um das Haus zu beobachten. Viel war nicht zu sehen, denn die Fensterläden waren verschlossen.

Nach einer Weile ging der Maraskaner zur Tür des Wohnhauses. Dicke Eiszapfen, die vom Dach herabhängten, schirmten sie ab wie ein Vorhang. Scheijian brach die Eiszapfen ab. Durch diese Tür war bestimmt seit Tagen niemand mehr ein- oder ausgegangen. Er krempelte den linken Mantelärmel hoch, um den Griff der ›Nadel‹ freizulegen, und öffnete die Tür. An einen kleinen Windfang schloß sich die geräumige Stube des Hauses an. Sie war leer bis auf einen alten Tisch mit rissiger Platte, auf dem mehrere Holzschalen standen, und zwei Bänke zu beiden Seiten des Tisches. Kein Feuer brannte in dem großen Ofen, nur wenig Licht fiel durch die Schlitze der Fensterläden herein. Im Raum war es fast so kalt wie draußen, auch innerhalb des Hauses verwandelte sich Scheijians Atem in weiße Wölkchen.

Drei Türen führten von der Stube ab. Neben dem Rahmen der linken Tür war auf der ursprünglich weißgekalkten, doch infolge von Staub und Schmutz

nunmehr grauweiß gestreiften Wand ein Fleck. Scheijian trat zu dieser Tür, kratzte an dem Fleck, der von einem Handabdruck stammte, und roch an der Probe, die er abgeschabt und anschließend zwischen den Fingerspitzen zerrieben hatte – eingetrocknetes Blut.

Lautlos glitt der Stahl aus der Armscheide, bevor Scheijian zu den anderen Türen ging. Die mit dem Abdruck wollte er sich als letzte vornehmen. Er öffnete die Tür rechts vom Eingang. Ein kleiner Raum lag dahinter, Tageslicht fiel durch ein Loch in der Decke herein. Unter dem Loch lag Schnee. Die zweite Tür führte in eine Küche. Auf einer Anrichte lagen eine halbe Rübe, ein Häufchen Rübenwürfel und ein langer Streifen Fleisch, dazu ein Messer mit breiter Klinge. Scheijian fuhr mit der Spitze seines Dolches unter das Fleisch, hob es ein Stück an und wendete es. Von einem Schaf oder einer Ziege schien es zu stammen.

In einem halbvollen Zuber lagen eingefrorene Töpfe. Abermals stocherte die Messerspitze und hieb endlich fest gegen das Eis. Die Eisdecke des Zubers mußte sehr dick sein, reichte womöglich bis auf den Grund des Bottichs. Tage mußten vergangen sein, seitdem die Vorbereitungen für das Mahl abgebrochen worden waren. Nun blieb nur noch die dritte Tür.

Scheijian stieß sie so heftig auf, daß sie auf der an-

deren Seite gegen die Wand knallte. Er trat auf einen Flur, an dessen einem Ende eine Treppe nach oben führte. Vier Türen gingen auf der Scheijian gegenüberliegenden Seite von dem Flur ab. Von der Treppe herab führte eine rotbraune Schleifspur in eines der Zimmer am anderen Ende des Ganges. Etliche Fußabdrücke in derselben Farbe zeichneten sich auf den Dielenbrettern ab.

Wiederum Tür um Tür öffnend, bewegte sich Scheijian auf das Zimmer zu, in das die Spur führte. In zweien der Räume lagen Strohsäcke und zwischen Rucksäcken unordentlich verstreute Kleidungsstücke, in der Ecke eines der beiden Zimmer stapelten sich mehrere Sättel. Pferde! dachte Scheijian. Ich habe keine Pferde bemerkt, als ich kam. Entweder stehen sie woanders, oder er hat sie laufen lassen!

Im dritten Zimmer lagerten Vorräte: ordentlich aufgestapelt einige Kohlköpfe, säuberlich nebeneinandergereiht zwei Reihen Eier und Äpfel, zum Vier- eck angeordnet; daneben mehrere Säckchen mit Mehl oder Reis und Tonkrüge mit Öl, vielleicht auch mit Wein.

Die letzte Tür klemmte. Scheijian drückte dagegen, warf sich dagegen und stemmte sie Stück für Stück auf. Ein Körper hatte die Tür blockiert. Lange Haare, fächerförmig ausgebreitet, ein schlichtes braunes Kleid, unter dem bestrumpfte Füße hervorschauten.

Ein Arm unter dem Kopf, den anderen weggestreckt, lag die Frau bäuchlings da, als schliefe sie. Doch der große Fleck unter ihrem Körper strafte den Eindruck Lügen.

Mit der Schuhspitze drehte Scheijian den Frauenkörper auf den Rücken. Obwohl ihn Olruks Gejammer vorgewarnt hatte, entfuhr ihm ein Schreckenslaut. Die Augen der Frau waren unnatürlich weit aufgerissen, die Lippen nach oben und unten zurückgezogen, so daß Zähne und Zahnfleisch entblößt waren. Da wo einmal die linke Brust der Frau gewesen war, war eine tiefe blutige Mulde zu sehen.

Ein Geräusch kam vom Hof.

Scheijian hielt den Atem an und lauschte. Wieder ertönte das Geräusch, ein Klopfen und Schnaufen. Der Maraskaner schlich zum Fensterladen und linste durch eine Ritze. Etwas Großes, Braunes bewegte sich da draußen. Es schnaubte. Ein Pferd? Ein Reiter? Scheijian hastete in die Stube des Hauses, steckte den Dolch weg und ergriff ein Scheit des Feuerholzes. Wurfbereit wartete er.

Aber niemand betrat das Haus. Keine Stimme war zu hören, nur das Schnauben des Pferdes und das Geräusch seiner Hufe im Schnee. Nach kurzem Warten ging Scheijian zur Haustür und riß sie auf. Das Pferd war ungesattelt und ohne Zaumzeug, ein Reiter weit und breit nicht zu sehen. Das Tier sah aus wie

die langmähnigen, rotgoldenen Riesen von der nahen Koppel. Vermutlich gehörte es zu ihnen. In einer schaukelnden Gangart näherte sich das Pferd dem Menschen in der halboffenen Tür. »So war das nicht gedacht!« sagte Scheijian und schloß die Tür.

Er kehrte zurück in den Flur und stieg die Treppe hinauf. Auf halber Höhe war die Wand von einem gewaltigen Blutfleck verschmiert, so als hätte jemand einen vollen Eimer gegen die Mauer geschüttet. Die Frau? dachte Scheijian und stieg weiter aufwärts bis zu einer Tür, an der die Stufen endeten. Er trat sie auf.

Die Luft roch schwach nach Eisen und Rost. Ein Roter Parder hätte kaum schlimmer wüten können! dachte Scheijian beim Anblick dessen, was vermutlich einmal drei lebendige Menschen gewesen waren. Er war sich in der Anzahl nicht ganz sicher. Kopfschüttelnd sah er sich in diesem letzten Raum um, stieg wieder die Treppe hinab, betrat das Zimmer mit den Vorräten, nahm einen der Krüge – sie enthielten tatsächlich Wein –, setzte sich in die Stube und füllte einen auf dem Tisch stehenden leeren Becher.

Scheijian dachte an den Tuzakwurm. Weder das Abbild eines Drachen noch das eines Lindwurms erschien in seinen Gedanken, sondern ein gefällter Baumriese mit unzähligen Beinpaaren. Etwa wie ein gigantischer Tausendfüßler mit blauschwarzen Pan-

zerringen, auf denen das Sonnenlicht golden reflektierte. Er sah das Ungetüm vor den vertrauten Mauern Tuzaks, sah, wie sich der nichtendenwollende Leib mehr als zwanzig Schritt senkrecht aufrichtete, sah die Reihen beweglicher Beine, sah, wie sich das Vorderteil des Wurms auf die Mauern fallen ließ und sie zum Einsturz brachte, sah seinen schwarzen Odem todbringend in die Stadt fegen.

Nein, Scheijian hatte kein Mitleid mit diesen Toten. Sie hatte nicht dasselbe Schicksal ereilt wie Berengar, Peckert oder die Frau, die ahnungslos auf dem Heimweg erschlagen worden war. Sie waren willentlich mit dem Verderben im Bunde gewesen, hatten es begleitet, bis sie ihm selbst zum Opfer gefallen waren.

Er sprang auf, eilte in die Räume mit den Schlafstellen und durchstöberte das Gepäck der Toten: Kleidung, etwas Ausrüstung wie Nähzeug, Bartschere und Kamm sowie drei Glücksbringer, die ihre Aufgabe nicht erfüllt hatten. Mehr war nicht zu finden. Danach ging Scheijian ins übernächste Zimmer und zerrte die tote Frau die Treppe hinauf in das Dachzimmer. Dort wirkte er den in letzter Zeit häufig gebrauchten Zauber und untersuchte die Körper der Toten auf Spuren von Magie.

Ein grünes Flechtwerk war nirgends zu entdecken – das hatte Scheijian auch nicht erwartet –, doch allein die Frau wies die bekannten violetten ›Schlieren‹ auf.

»Warum nur du?« sprach Scheijian in den Raum.
»Was unterscheidet dich von den anderen?«

Grübelnd stieg er wieder hinunter in den Hauptraum und schenkte sich abermals den Becher voll.

Wie hat er es getan? dachte Scheijian. Für einen erfahrenen Krieger waren drei oder vier Unbewaffnete, noch dazu Überraschte, keine Gegner. Ein geübter Schwertkämpfer erschlug zweie, bevor der Rest mitbekam, was geschah. Die Frau mußte der bemerkenswerte Cavalliero auf der Treppe erwischt haben. Vielleicht hatte sie aus dem Raum fliehen können, vielleicht war sie erst später hinzugekommen.

Doch diese Erklärung hatte ihre Schwachstellen, denn zuviel Magie war im Spiel. Das paßte nicht zu einem Krieger. Wer ist er? dachte Scheijian. Schlummert die rohe, unausgebildete, arkane Kraft in ihm und bricht mitunter selbsttätig aus ihm hervor? Eine mögliche Erklärung für diese zügellose Grausamkeit. Magische Dilettanten neigten zu unausgeglichenen Gemütszuständen, das hatte Scheijian auf der Akademie gelernt. Oder war der Cavalliero vielleicht gar kein Mensch? Floß Elfenblut in seinen Adern, nicht genug, um ihm die zu Unrecht zerbrechlich wirkende Erscheinung zu verleihen, doch genug, um ihm die magischen Kräfte zu geben?

Elfen! dachte Scheijian. Gegenüber Gero hatte er Berengars Ermordung als unelfische Handlung abge-

tan, als der Kutscher diesen elfischen Bekannten Be-
rengars erwähnte, diesen Creser Baron. Vielleicht et-
was voreilig, dachte Scheijian. Denn was wußte er
schon über Elfen? Zweien oder dreien war er in sei-
nem Leben begegnet, was keine sonderlich große Er-
fahrungsgrundlage war. Zudem entsprachen sie nicht
einmal alle dem Bild, das man sich von ihnen machte.
Mit einem aus dieser kümmerlichen Zahl war Scheijian
in einer Kutsche von Nostria nach Salza gereist.
Kein Bauschgewand, keine Federn und Blüten im
Haar, nur ein nostrischer Kleinadliger. War der Ca-
valliero ein Halbelf? Oder woher hatte er sonst die
Magie? Am Ende aus den unheiligen Quellen, aus
denen das Gesindel des verfluchten Bethaniers,
Dharzjinion Borbarads, seine Kraft zog?

Spekulationen und Mutmaßungen! dachte Scheijian
grimmig. Daß er dieses Haus aufgesucht hatte,
hatte ihn kein Stück weitergebracht! »Sie sind alle tot«,
hatte Olruk gesagt. Das waren alle – tot – und nun?
Nur um nachzuprüfen, daß diese Behauptung stimm-
te, hatte sich das Kommen nicht gelohnt. Also mußte
das ursprüngliche Vorhaben, weshalb er den Phex-
tempel aufgesucht hatte, jetzt in Angriff genommen
werden! Immerhin, wie der Gesuchte in etwa aussah
und wie er hieß, wußte Scheijian nun. Und da der
Cavalliero es vorgezogen hatte, nicht länger in dem
Bauernhof zu wohnen, den er in ein Schlachthaus

verwandelt hatte, standen die Aussichten gut, ihn in einer Herberge ausfindig zu machen.

Scheijian erhob sich, um zu gehen. Grambusch, fiel ihm ein, das Dorf, das Olruk erwähnt hatte. Lohnt sich eine Reise dorthin? Zwanzig Meilen, nur um sich über die Todesumstände eines weiteren Opfers – was war er früher nochmals gewesen? Ein Feldscher! – kundig zu machen? Vermutlich nicht, denn was sollte dabei schon herauskommen? Eine ganze Tagesreise, um dann zu erfahren, daß Olruks ritterlichem Anführer noch ein weiterer grausamer Weg eingefallen war, jemanden Schwester Tsa begegnen zu lassen! Bestimmt konnte dieser Ausflug warten.

Scheijian trat ins Freie. Das Pferd war immer noch da. Es kam herbei und stieß den Menschen erwartungsvoll an. »Ich habe nichts in den Taschen, was ich dir geben könnte, Bruderschwester Pferd!« erklärte Scheijian dem Tier, klopfte ihm auf den Hals und fuhr ihm mit den Fingern durch die Mähne. »Außerdem habe ich gewisse Vorbehalte gegenüber so großen Gesellen wie dich – verzeih: Gesellinnen! Das geht nicht gegen dich, meine Schöne! Was hast du denn da?«

Der Maraskaner strich die Mähne des Pferdes zur Seite. Darunter kam das Brandzeichen zum Vorschein, ein Pferdekopf.

»Nicht gerade einfallsreich, meine Dame, meint Ihr nicht?« sprach Scheijian zu dem Tier. »Ein Pferd mit

Pferdekopf als Brandzeichen! Wahrscheinlich hörst du auch noch auf den außergewöhnlichen Namen ›Stute!«

Geduldig hörte sich das Pferd das Geplapper des Menschen an. Völlig überzeugt, daß dieser Zweibeiner ihm keine Nascherei geben werde, war es offenbar noch nicht.

»Jetzt stell dir vor, dich stiehlt jemand, Schwester«, meinte Scheijian. »Und wem immer du gehören magst, der geht zu den Bütteln und gibt an: Mein Roß wurde mir gestohlen! Es heißt ›Stute‹ und hat als Brandzeichen einen Pferdekopf! Schwester, da sehe ich sehr schwarz für dich! Nur gut, daß du nicht verstehst, welchen Blödsinn ich rede, Große.«

Er strich die Mähnenhaare in die ursprüngliche Lage zurück. Das Brandzeichen war wieder völlig bedeckt. Scheijian fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, klopfte nachdenklich auf den Hals des Pferdes und murmelte: »Wenn die Mähne richtig liegt, könnte dein Name auch Alrechijida sein, Stute.« Er sah zum Himmel hinauf und suchte die Sonne. »Sag, Bruder Praios, warum hat mich dein Bruder hiergeschickt? Er hatte sich doch wohl etwas dabei gedacht, als er mir den Methumiser in die Hände spielte. Aber wenn ich hier etwas lernen sollte, dann habe ich es wohl vermasselt. Der Kleine Bruder überschätzt mich! Oder wollte er gar nicht, daß ich zu diesem Ort

gehe? Manchmal wünschte ich, ihr würdet antworten!« Er stockte: »Das war nicht ernstgemeint.« Scheijian streichelte über die Nase des Pferdes. »Oder sollten wir beide hier etwa eine Verabredung haben? Dann verzeiht meine Rüpelhaftigkeit, Werteste! Sag, Pferdchen, wie lange magst du wohl brauchen bei diesem Wetter für zwanzig Meilen? Hm?« Scheijian kehrte zurück ins Haus und kam mit Zaumzeug und einem der Sättel zurück. »Preise die Schönheit, Schwester Stute. Erlaube, daß ich mich vorstelle: Ich heiße gelegentlich ›Reiter‹.«

Geduldig stand das Pferd da, während es gesattelt wurde. Als Scheijian jedoch aufsitzen wollte, wich es aus. Die Stute sah den Menschen an, als wolle sie fragen: Was hast du vor? Ihre Ohren zuckten ratlos. Abermals versuchte Scheijian vergebens, in den Sattel zu gelangen. »Paß auf, Schwester«, erklärte er, »wir haben beide einer Arbeit nachzugehen. Deine ist es, mich zu tragen und zu diesem Grambusch zu bringen. Ich weiß, daß sich der Name nicht gerade fröhlich anhört, und ich glaube auch nicht, daß ich dort irgend etwas Neues erfahren werde. Aber ich habe nun einmal diesen Handel abgeschlossen.« Scheijian wagte einen dritten Versuch, in den Sattel zu gelangen. Neugierig wandte das Pferd den großen Kopf und beobachtete den Menschen beim Aufsteigen. »Außerdem ist dieser Cavalliero ein sehr unange-

nehmer Gesell!« plapperte Scheijian weiter. »Stell dir vor, er hat Erfolg und findet dieses Ei.«

Kaum saß Scheijian im Sattel, rannte das Tier los. Recht schnell fand Scheijian heraus, daß das Pferd kaum eines der üblichen Kommandos zu kennenschien. Er probierte aus, was ihm in den Sinn kam, und entdeckte endlich die Wahrheit, als er ein Gespann überholte und sein Roß auf die Kommandos des Kutschers ansprach. »Das hättest du verraten können, daß dies dein erster Ausritt ist, Schwester!« murmelte der Maraskaner. »Vielleicht hätten wir ja noch eine Kutsche für dich gefunden. Jedoch bist du nicht die einzige, die zum ersten Mal auf unvertrauten Pfaden wandelt.«

Mehrere Stunden nach Einbruch der Dunkelheit erreichte Scheijian die Vierhundertseelengemeinde südlich der Silkwiesen. Er war gründlich durchgefroren, und zahllose Muskeln schmerzten ihm von dem holprigen Gang des Zugpferdes. Ruhe und etwas Warmes, danach sehnte er sich. Ohnehin war an eine Rückkehr nach Gareth an diesem Tag nicht mehr zu denken, denn die Kaiserstadt hätte er erst am frühen Morgen wieder erreicht. Also suchte Scheijian die Dorfschenke auf, erbat Unterkunft für sich und das Pferd, das er vorsichtshalber selbst versorgte. Denn zwanzig Meilen Entfernung waren keine Garantie dafür, daß nicht doch jemand das Brandzeichen kannte.

Nach einem warmen Mahl und zwei Bechern heißen Gewürzweines knüpfte Scheijian mit der Wirtin, einer Frau in mittleren Jahren mit Mausgesicht und vorwitziger Nase, aber fast keinen Lippen, ein Gespräch an. »Um unseres Herrn Boron willen«, sprach er die Frau mit ernstem Gesicht an. Scheijian hatte herausgefunden, daß eine finstere Miene und ein eingeschobenes ›Boron‹ in jedem dritten oder vierten Satz die wenigen Erklärungen verlangten, wenn er sich nach toten Teilnehmern der Expedition erkundigte. »Ich begehre Auskunft über jemanden, der während des Winters in eurem gesegneten Dorf verstarb, brave Frau. Ein Mann zwischen Ende vierzig und siebzig ...«

»Verzeiht, Euer Gnaden!« fiel ihm die Wirtin ins Wort. Offenbar hielt sie Scheijian trotz seines unpassenden Gewandes für einen Borongeweihten oder Laienbruder. »Hier in Grambusch ist schon seit Monaten niemand mehr gestorben, Boron mit uns! Ihr müßt Euch im Weiler vertan haben.«

Scheijian sah überrascht auf. Sollte ihm Olruk etwas Falsches erzählt haben, oder hatte der Cavalliero seine Mannschaft getäuscht und etwas gänzlich anderes vorgehabt, als er vorgab, zu diesem Ort zu reiten? »Es muß nicht genau in Grambusch gewesen sein«, räumte Scheijian ein. »Wahrscheinlich hier in der Nähe. Ein Mann zwischen fünfzig und siebzig. Vermutlich ist er ein Heiler, zumindest übte er diesen Beruf früher aus,

als er noch beim Reichsheer diente. Er ist ein gutes Stück in der Welt herumgekommen, war sogar in seiner Jugend auf Maraskan. Das ist eine Insel ...«

»Das müßt Ihr mir nicht erklären, Euer Gnaden, schließlich erzählt er ja dauernd ... Oh, verzeiht!« Die Wirtin verstummte und sah ihren Gast abwartend an.

»Dann kennt Ihr ihn also doch?«

»Ja, sicher, die Schnaps-Amsel ... äh ... den Köhler-Anselm meint Ihr doch! Aber der ist nicht tot! Jedenfalls war er's noch nicht vor zwei Tagen. Auch ist er kein Heiler. Das heißt, der war er mal, aber« – die Wirtin wackelte mit der Hand – »gern ist man ja nicht zu ihm gegangen. Schon gar nicht, nachdem er sich mit seinem Selbstgebrannten blindgesoffen hatte. Tut er übrigens nicht mehr, das Saufen mein ich. Das muß man ihm lassen, hat's von einem Tag auf den anderen aufgegeben und ist seither sehr götterfürchtig geworden. So sehr, daß die Leute den Anselm heutzutage immer holen, wenn einer gestorben ist und auf dem Boronsanger begraben werden ...« Mitten im Satz brach die Wirtin ab und starrte Scheijian furchtsam an. Sie flüsterte: »Er tut doch damit kein Unrecht, oder? Er maßt sich doch nichts an?«

»Er ist euer Totengräber?« rief Scheijian ungläubig aus.

»Ja«, antwortete die Wirtin betreten. »Wenn das ein Unrecht ist ... Aber er spricht auch stets sehr schön,

und Ihr müßt mir glauben, Euer Gnaden, er hat wirklich seinen liederlichen Lebenswandel ...«

»Er lebt und ist ein Totengräber!« wiederholte Scheijian. Das war auf eine besondere Weise grotesk. »Beruhigt Euch, gute Frau! Ich bin bestimmt nicht hier, um dem Mann zu schaden. Wo finde ich ihn?«

Wie es sich zeigte, wohnte der Köhler eine knappe Stunde Fußwegs von Grambusch fort. Scheijian rang mit sich. Zum ersten Mal seit Berengars Tod ergab sich die Gelegenheit, ein erstaunlicherweise noch lebendes Mitglied der Expedition zu treffen. Sollte er da nicht sofort das warme Gasthaus verlassen, um den einstigen Feldscher aufzusuchen? Doch dagegen sprach, daß draußen Nacht und Winter herrschten. Ein Gang durch die Kälte, auf die Gefahr hin, sich zu verlaufen? Der Maraskaner schüttelte sich. Der Köhler lebte, obwohl er bereits von dem mörderischen Cavalliero aufgesucht worden war. Er würde sich nicht gerade in dieser frostigen Nacht auf den Weg zu Boron und Tsa begeben. Morgen, ja, morgen war noch Zeit genug, ihn aufzusuchen. Scheijian begab sich zu Bett und fiel in einen unruhigen Schlaf, aus dem er mehrmals mit hellwachen Sinnen aufschreckte.





Des Feldschers Haus

Noch vor der Morgenröte verließen Reiter und Roß die schützende Obhut des Wirtshauses. Ein scharfer Wind wehte von Nordwesten, was den Ausritt im kalten Dunkelgrau des frühen Morgens für Scheijian nicht angenehmer machte. Schon Stunden vorher hatte er wachgelegen und mit wachsender Unruhe den Tagesanbruch herbeigesehnt, damit er endlich zu dem Köhler aufbrechen könne, ohne den Mann aus tiefem Schlaf zu holen. Ich hätte gleich gestern zu ihm gehen sollen, dachte er, unzufrieden mit sich selbst, und versuchte die Vorstellung abzuschütteln, daß dem Köhler in den letzten Stunden etwas zugestoßen sein könne. Närrisch! versuchte sich Scheijian zu beruhigen. Warum sollte ihm gerade jetzt etwas geschehen sein? Doch die nagende Unruhe blieb.

Aus der Richtung, in die Scheijian ritt, hallten gleichmäßige Axtschläge. Als sie urplötzlich abbrachen, trat der Maraskaner seinem Pferd in die Seiten. Wie immer, wenn er das tat, blieb die Stute, anstatt schneller zu werden, ratlos stehen, wandte den Kopf und bedachte ihn mit einem beleidigten Blick: War-

um wurde sie grundlos getreten? Scheijian seufzte: »Entschuldige, ich vergaß! Hü, fahr an!« Das Pferd verfiel in einen rascheren Schritt. Sein Reiter gab die kauernde Haltung auf und setzte sich aufrecht in den Sattel, um möglichst weit sehen zu können. Schon bald rückte die Hütte des Köhlers in Scheijians Blickfeld. Sie war ein Haus mit weit heruntergezogenem Dach, das vermutlich fast bis zur Erde reichte, was sich zur Zeit allerdings nicht feststellen ließ, da der Schnee auf dem Dach nahtlos in die Schneedecke der Umgebung überging, so daß die Hütte, sah man von ihrem Kamin ab, wie eine beliebige – wenn auch etwas steilere – Erhebung in dieser Landschaft wirkte. Neben dem Eingang seines Heims hatte der Köhler Brennholz aufgeschichtet. Etwa dreißig Schritt von der Hütte entfernt stand auf einem auffällig schneefreien Erdhügel ein Mann Mitte Sechzig. Neben ihm lag ein Häufchen Holzscheite, die er in ein Loch im Boden warf. Offenbar war dies der Meiler.

Der Köhler war bis zur Hüfte nackt, was Scheijian kaum fassen konnte. Ein stattlicher Bart reichte ihm bis zum Nabel. Als der Köhler den Hufschlag näher kommen hörte, drehte er sich zu dem fremden Besucher um und kratzte sich auf der Brust. Zwischen der weißen Wolle seines Brusthaars schimmerte ein blau-grünes Adergeflecht. Gebannt sah Scheijian auf die Zeichnung, die dem Köhler vom rechten Schlüssel-

bein bis unter die Brustwarze reichte. Von wegen blind vom Suff! dachte er, denn die Markierung, die der Biß einer maraskanischen Noralec-Otter auf dem Körper des Köhlers hergerufen hatte, war unverwechselbar. Doch da der Mann noch lebte, bedeutete das, daß er in den letzten vier Jahren auf Maraskan gewesen sein mußte! Wesentlich länger überlebte ein Mensch das Gift nicht.

»Preiset die Schönheit!« grüßte Scheijian laut.

Der Köhler verzog grübelnd das Gesicht, was ihm ein törichtes Aussehen verlieh. »Praios ... Was sagtet Ihr gerade, Fremder?«

Scheijian wiederholte seine Worte. »Potztausend!« rief der Blinde. Seine Augenbrauen hoben sich und ließen die lidbedeckten Mulden seiner Augenhöhlen flacher werden. »Haldur ... nein, Haldan, bist du es? Bei allen guten Göttern, diesen Gruß habe ich seit Ewigkeiten nicht gehört! Sag, Haldan, bist du es? Oder ... Wassjew?«

»Keiner davon!« erklärte Scheijian und stieg vom Pferd. »Jedoch hatte ich mit beiden in letzter Zeit zu tun. Ich gehe doch recht, daß Ihr der Köhler Anselm seid, der früher ein Feldscher beim kaiserlichen Heer war?«

»Das will ich meinen!« entgegnete der Mann. »Ein Feldscher! Sogar ein sehr guter! Gab keinen besseren zu der Zeit. Doch sprech, was führt Euch zu mir?«

»Ihr mögt mir einige Auskünfte geben. Doch sagt zuerst, nur um meine Neugierde zu befriedigen, wann hat Euch das Vieh gebissen?«

»Welches Vieh?«

»Die Noralec-Otter!«

Die Hand des Köhlers fuhr zu der Verfärbung. Scheinbar grundlos begann er zu lachen. »Ah, ich sehe, der Herr ist Maraskaner! *Boraner Liebchen* pflegten *wir* das Grobzeug zu nennen. Warum fragt Ihr? Das ist eine halbe Ewigkeit her! Hat's schon ganz vergessen! Seh's ja auch nicht mehr so oft.« Er lachte schallend über seinen Witz. »War damals im Krieg.«

»Ihr wollt mir doch nicht einreden, Ihr hättet das schon seit dreißig Jahren?«

»Doch, so lange mag's her sein«, beteuerte der Köhler und nickte dazu.

»Guter Mann, mit diesem Biß müßtet Ihr seit mehr als fünfundzwanzig Jahren tot sein!« rief Scheijian zweifelnd aus.

Wiederum lachte der Köhler. »Sagte mir damals jeder voraus! Na und? Seht her, ich lebe noch! Peraine sei gepriesen! Hab's ihnen immer gesagt: Euch überlebe ich alle!«

Damit hat er wohl recht behalten, dachte Scheijian.

»Aber Ihr seid gewiß nicht gekommen, um mit mir über meine Gesundheit zu plaudern«, fuhr der Köhler fort. »Schickt Euch einer meiner alten Kameraden?«

»Das weniger. Der Herr Berengar von Braast. Ihr kanntet ihn als Knappen des Herrn Parinor von Halbleth, als Ihr das Ei des Tuzakwurms suchtet.«

Der Köhler Anselm kratzte sich am Kopf. »Der Name sagt mir jetzt nichts. Ja, ja, da war so ein Bübchen dabei, kann mich aber nicht mehr an ihn erinnern, ist eben lange her. Weswegen schickt er Euch?«

»Könnten wir das in Eurem Haus besprechen, wenn's Euch nichts ausmacht? Es mag etwas länger dauern«, antwortete Scheijian.

»Ja, ist ein wenig frisch heute«, stimmte der Köhler zu, ging voraus zu seiner Hütte, griff beim Eingang nach seinem Hemd, das er auf dem Holzstapel abgelegt hatte, und zog es über.

Das Heim des Blinden war geräumiger, als Scheijian dem äußerer Eindruck nach erwartet hatte, und überaus ordentlich eingerichtet, wenn auch ein wenig düster. Anselm bot seinem Gast einen Platz an und goß aus einer Kanne zwei Schalen mit einem lauwarmen Kräutersud voll. Er bewegte sich so sicher in seinem Haus, daß man ihn für einen Sehenden halten konnte, solange man sein Gesicht nicht sah.

»Merkwürdig ist das!« brummte Anselm und setzte sich ebenfalls. »Im Ort habe ich zwar oft genug von früher erzählt, aber niemals von dem Wurm. Und jetzt, nach so vielen Jahren, seit Ihr schon der zweite in wenigen Wochen, der davon spricht!«

»Ach ja?« gaukelte Scheijian Überraschung vor.

»Tatsächlich! Ein Herr Su... Su... weiß nicht mehr.

Freundlicher Mann, sehr gutes Benehmen, ein richtiger Herr! Half mir sogar ein wenig mit dem Meiler. Sehr hilfsbereiter Mensch. Wenn Ihr nicht eine sehr junge Stimme habt, dann war er bestimmt doppelt so alt wie Ihr.«

Scheijian beobachtete den Blinden argwöhnisch. So ähnlich hatte Olruk seinen Anführer auch beschrieben. Machte ihm der Köhler etwas vor? Hatte ihm der Methumiser Unfug aufgeschwatzt? Nein, dachte Scheijian. Dieser Olruk hatte viel zuviel Angst zum Lügen gehabt. Offenbar war der Cavalliero ein Mann mit zwei sehr unterschiedlichen Gesichtern.

»Was wollte der Herr von Euch wissen?« fragte Scheijian.

»Zeugs von Maraskan. Aber warum seid Ihr jetzt bei mir? Doch nicht, um Euch nach diesem Su-su-Dingsbums zu erkundigen?« erwiderte Anselm.

»Wegen beidem, dem Tuzakwurm und ya Sustilo.«

»Ihr kennt ihn?« meinte der Köhler erstaunt. »Ja dann wißt Ihr ja, was ich ihm erzählt habe. Wir marschierten wochenlang durch den Busch, ohne das verdammte Ei zu finden. Bis dann der Ritter Parinor einsah, daß die Plackerei nichts einbrachte, und wir wieder nach Jergan marschierten.«

»Warum suchte von Halbleth überhaupt dieses Ei?«

»Magie! Er dachte, so ein Drachenei sei ein wertvoller Gegenstand. Nicht nur in *Dukern* gemessen, sondern auch wegen des Wissens, das man dadurch erlangen könnte. Was weiß ich! Doch Ihr sagtet, Ihr hättet einige meiner alten Kameraden getroffen?«

»Später«, beschied ihn Scheijian. »Erinnert Ihr Euch vielleicht noch, wo Ihr nach dem Ei gesucht habt?«

Anselm dachte längere Zeit nach. Als Scheijian schon annahm, der Köhler habe die Frage vergessen, antwortete der Blinde: »Wir brachen von Jergan auf, vorbei an Hemandu und einigen anderen Orten, an die ich mich nicht mehr erinnere. Nach Süden eben, auf die Berge zu, genauer gesagt: zum Amran Gerbald. Dazu mußte man durch den Dschungel. Scheußliche Gegend mit dem ganzen Viehzeug. Letztlich für nichts und wieder nichts. Doch ich will mich nicht beschweren, schließlich waren wir alle heilfroh, als der Ritter einsah, daß die Plackerei nichts einbrachte, und wir wieder nach Jergan zurück konnten.«

»Wie ich hörte«, forschte Scheijian weiter, »soll sich von Halbleth recht überraschend entschlossen haben, diese Suche abzubrechen.«

»Könnt Ihr wohl sagen. Noch am Tag vorher ließ er Wassjew den Stock kosten, weil der ein wenig unvorsichtig war, mit dem, was er schwatzte, und am nächsten Tag hieß es dann: Ab nach Jergan! Uns war's

recht, denn wir waren alle heilfroh, daß der Ritter endlich einsah, daß die Plackerei nichts einbrachte, und wir wieder nach Jergan heimkehren konnten.«

Scheijian stutzte, und seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. Er sah in das leutselige Gesicht des Blinden. War der Alte schon so vertrottelt, daß er gar nicht mehr bemerkte, wie oft er wortwörtlich dieselbe Litanei herunterbetete, oder weichte dem Köhler das Otterngift, dem er schon so lange Widerstand leistete, das Hirn auf? Warum lebst du noch? dachte Scheijian. Dieses Gift hätte dich spätestens nach vier Jahren töten müssen! Und wenn nicht das Schlangengift, dann kürzlich dieser bruderlose Cavalliero! Beides hast du überlebt! Alter Mann, warum lebst du noch?

Jäh glätteten sich Scheijians Züge, und seine Lippen spitzten sich. »Sagt an, Köhler«, fragte er bedächtig, »wo wart Ihr, als Parinor von Halbleth den Befehl zur Umkehr gab? Hattet Ihr den Amran Gerbald schon erreicht?«

Der Blinde legte die Stirn in Falten und schüttelte unwillig den Kopf. »Ich meine ja, aber ich kann mich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern. Heimwärts! Nichts anderes zählte mehr! Denn wir waren alle erleichtert, als der Ritter einsah, daß die Plackerei nichts einbrachte, und wir wieder nach Jergan durften.«

»Ihr weicht mir aus, Mann!« fuhr ihn Scheijian barsch an. »Wo wart Ihr?«

»Ich ... ich erinnere mich nicht mehr!« stammelte Anselm. »Wir waren alle heilfroh ...«

»Das habt Ihr schon oft genug wiederholt!« schnitt ihm Scheijian das Wort ab.

»Peraine hilf! Ich weiß es doch nicht mehr!« gab der Köhler zurück. »Und woher nehmt Ihr Euch das Recht ...«

»Ich bezahle Euch gut, wenn Ihr Euch erinnert«, antwortete Scheijian rasch. »Sagen wir fünfzig Goldstücke. Wo wart Ihr?«

Anselm öffnete den Mund, seine Lippe zitterte. »Ich ... ich ... Ich weiß nicht. Wir wollten nur weg.«

»Hundert Dukaten! Ich bin ein reicher Mann.«

»Hundert Dukern!« keuchte Anselm atemlos. Ein Vermögen für eine einzige Antwort! Er krallte die Hände in den Bart, zerrte daran und verkrampte das Gesicht. »Hundert Dukern! Ja, Berge! In den Bergen war das!« Plötzlich fielen seine Hände kraftlos herab.

»Aber es war nicht steil!« murmelte er überrascht. »In den Bergen und völlig flach! ... Unsere Zelte standen ebenerdig. Wie kann das sein?« Er brüllte verzweifelt:

»Ich erinnere mich nicht mehr! Warum quält Ihr mich mit längst Vergangenem! Wärt Ihr dabei gewesen, dann wüßtet Ihr, daß wir an nichts anderes mehr denken wollten, als daß die Plackerei ...«

»Das glaube ich dir, Bruder!« sagte Scheijian leise und zischte und knurrte einige Silben in Zhayad. Sogleich erschien in seiner arkanen Sicht das grünliche Geflecht um Anselms Haupt. Nur bei Parinor von Halbleths noch warmer Leiche hatte Scheijian dieses astrale Muster bisher vollständig gesehen, denn bei den anderen Toten war es bereits in Auflösung begriffen gewesen. Dennoch zeigte sich bei dem Köhler nicht genau das gleiche Muster wie bei dem Gouverneur. Ein zweiter Zauber lag auf dem Blinden, kein solcher, der sich in violetten Schlieren manifestierte, sondern einer, der ebenso fein gewirkt war wie der Beherrschungszauber, ja sogar mit diesem verflochten, der aber über Anselms Schlüsselbein führte und ihm als dünnes Netz bis unter die Brust reichte. Scheijian zweifelte nicht daran, daß diese astralen Kraftlinien, ganz genau das – für das gewöhnliche Auge grünblaue – Geflecht nachzeichneten, das der Schlangenbiß bei dem Köhler verursacht hatte. Alles um sich vergessend, dachte Scheijian laut: »Ein Beherrschungszauber, der ihrer aller Erinnerung unterdrückt, vermischt mit einer Vermeidungskomponente, damit sie gar nicht daran denken mögen. Schlau! Dazu eine Art selbsttaktiver Heilzauber, der immer noch gegen das Gift ankämpft! Erstaunlich!«

Das augenlose Gesicht des Köhlers, der totenbleich geworden war, brachte Scheijian in Erinnerung, wo er war. »Was brabbelt Ihr da?« fragte Anselm heiser.

Scheijian achtete nicht auf seine Worte. »Wann hat Euch die Schlange gebissen?«

»Das sagte ich Euch doch! Was schwatzt Ihr da von Zaubern?« verlangte der Blinde ungeduldig zu wissen.

»Wann genau? Während der Expedition?«

»Ja, ich glaube, ja. Doch nun antwortet mir endlich!« drängte der Köhler, der schier außer sich war.

»Hattet Ihr einen Zauberkundigen dabei oder unterwegs getroffen?«

»Praios hilf! Nein! Nein! Nein!« stammelte der Blinde erschrocken. »Ihr wollt doch nicht behaupten, daß mich jemand verflucht und verhext hat?«

»Verflucht bestimmt nicht«, erklärte Scheijian sachlich. »Sagen wir, jemand wollte nicht, daß Ihr Euch daran erinnert, was Ihr fandet.«

»Wir haben doch auch nichts gefunden!« rief der Köhler erregt aus, riß dabei die Arme hoch und verfiel erneut in seine Beteuerung über das Ende der Plackerei.

»Da bin ich mir nicht sicher«, widersprach Scheijian. »Doch wenn Euch das beruhigt: Wer auch immer wollte, daß Eure Suche scheiterte, wollte auch, daß Ihr lebt. Ohne seine oder ihre Zauberkräfte wärt Ihr seit langer Zeit tot.«

Diese Erklärung beruhigte Anselm keineswegs. »Ich bin verhext!« murmelte er kraftlos. »Verhext!«

Plötzlich dämmerte ihm etwas. »Woher wißt Ihr das überhaupt?« röchelte er. »Seid Ihr etwa auch ein Zauberer?«

»Nur auf bestimmten Gebieten«, versuchte ihn Scheijian zu beschwichtigen. »Austreibungen und Begegnungen.« Und er warf ein etwas sinnloses »Praios!« hinterher, da er dachte, das beruhige den Köhler. Ein verwegener Gedanke.

»Verhext! Ich bin verhext!« wiederholte der Blinde in einem fort.

»Ich könnte versuchen, den Zauber, der Eure Erinnerung verschüttet hat, von Euch zu nehmen«, schlug Scheijian vor.

Anselms Mund öffnete sich, und sein Gesicht nahm wieder den törichten Ausdruck an. Eine Antwort gab er nicht. Also berührte Scheijian die Stirn des Köhlers. Der Mann zuckte zurück. »Ihr sagtet etwas von einem Zauber, der gegen das *Liebchengift* wirkt. Was, wenn Ihr diesen Zauber gleichzeitig mit dem anderen aufhebt? Dann werde ich sterben!«

»Ach was! Die Sorge müßt Ihr nicht haben!« beschied ihn Scheijian knapp, obwohl er sich in diesem Punkt keineswegs sicher war. Ihm war nur zu bewußt, auf welch unsicherem Grund er sich in der letzten Zeit mit seinen magischen Kenntnissen bewegte. Scheijian hatte zwar eine ungefähre Vorstellung, was die beiden Zauber bewirkten, die auf dem Köhler la-

gen, jedoch keine über etwaige Wechselwirkungen zwischen ihnen oder darüber, ob sie ihm nur einzelne Facetten ihrer gesamten Natur offenbart hatten. Trotz seines geringen Wissens wollte sich Scheijan an den Zaubern zu schaffen wagen, obwohl ihm diese Vorgehensweise widerstrebte. Nicht um des Köhlers willen, sondern weil dieses Stochern im Unbekannten den Magier in ihm an das dilettantische Herumpfuschen von Hexen oder Druiden mit den arkanen Kräften gemahnte.

»Nein, lieber doch nicht!« erklärte Anselm und erhob sich. »Ich bin zwar verhext, doch der Zauber scheint mir in all den Jahren nicht geschadet zu haben. Laßt also lieber alles, wie es ist. Ich will mich ja auch nicht an diese elende Zeit erinnern. Sie war schlimm genug, und wir waren alle heilfroh ...«

Scheijan dachte rasch nach. Er mußte wissen, was vor dreißig Jahren geschehen war, mußte wissen, wo der Tuzakwurm sein Ei gelegt hatte! Sollte er Anselm einfach niederschlagen und seinem Willen zuwiderhandeln? Jedoch war der Zauber, den er wirken mußte, schon schwer genug, auch ohne daß der zu Verzaubernde dagegen ankämpfte! »Tut es für Eure alten Kameraden«, sagte Scheijan schließlich. »Wenn schon nicht um Euret wegenen.«

»Wieso das?« fragte der Blinde. »Was haben die damit zu tun?«

»Sie sind tot.«

»Oh!« murmelte der Köhler und kämmte sich mit den Fingern den Bart. Sich seiner eigenen Sterblichkeit bewußt werdend, seufzte er: »Wir sind alle nicht mehr sehr jung. Boron sei ihnen gnädig!«

»Ihr mißversteht mich«, erklärte Scheijan. »Sie wurden einer nach dem anderen getötet.«

Ruckartig fuhr der Kopf des Blinden hoch, und die leeren Augenhöhlen starnten den Maraskaner an.
»Was sagt Ihr da?«

»Ihr wolltet doch wissen, was ich mit diesem ya Sustilo zu schaffen habe. Er hat sie gefoltert und ungebacht: Haldan, Jaltek, Answina, von Halbleth, Mara, Wassjew, ...«

»Aber warum, um der guten Götter willen?«

»Weil er hinter dem Wurmei her ist. Er will es zum Schlüpfen bringen, einen neuen Tuzakwurm großziehen und ihn für Kriegszwecke verwenden. Versteht Ihr das? Man muß ihm zuvorkommen und dieses Ei zerstören oder wegschaffen!«

Anselm ließ sich auf seinen Stuhl fallen wie ein Sack Mehl. »Aber er war doch so ein freundlicher Mann!«

»Wenn Ihr wüßtet, was er mit den anderen tat, dann sprächet Ihr anders über ihn.«

»Aber warum hat er dann mir nichts angetan?«

»Vermutlich deshalb, weil Ihr blind seid und ihn

nicht erkennen konntet», behauptete Scheijian. Ein anderer Grund, den er dem Köhler nennen konnte, fiel ihm nicht ein. Ja, warum hat der Bruderlose dir nichts getan? dachte Scheijian. Warum nur?

»Er wird zurückkehren!« flüsterte Anselm. »Er wird zurückkehren und mich ebenso töten wie sie.«

»Dazu hat er keinen Grund mehr, wenn Ihr ihm sagt, daß ich Euer Wissen teile und alles in die Wege geleitet habe, damit ihm dieses Wissen nichts mehr einbringt. Ob er sich danach mit mir anlegen will, ist nicht mehr Eure Sache!« Scheijian sah den Blinden fest an. Würde er die Schwachstelle dieses Arguments bemerken?

»Was habe ich mit all dem zu schaffen?« begehrte der Köhler auf. »Was geht es mich an, ob auf der Rebelleninsel ein Ungeheuer wütet? Nein, ich will nicht, daß Ihr Euren Zauber auf mich anwendet.«

»Es geht Euch dann etwas an, wenn dieses Ei nicht auf Maraskan bleibt«, sagte Scheijian erzürnt. »Stellt Euch vor, er bringt den Wurm etwa nach Garetien oder Almada! Ist Euer Schlaf so gut, daß er auch dann nicht gestört wird, wenn Ihr erfahrt, daß das Ungeheuer« – Scheijian suchte nach Städten, die Berengar genannt hatte – »Ragath oder Brig-Lo vernichtet hat, nur weil Ihr, Anselm aus Grambusch, Eure Furcht nicht überwinden konntet? Ist Euer Schlaf so tief und fest?«

Der Köhler rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin

und her und sagte tonlos: »Tut es, bevor ich es mir anders überlege.«

Scheijian legte seine Hand auf Anselms Stirn und wirkte den Zauber, der die Beherrschung brechen sollte. Sein Bestreben glich den Bemühungen eines Widders, mit dem Gehörn eine Festungswand einzurennen. Die Wand bekam keine Risse, sie zitterte nicht einmal. Scheijian seufzte. Im Grunde seines Herzens überraschte ihn der Fehlschlag nicht. Nicht weil er dachte, daß der Zauber, den er zu brechen versucht hatte, besonders mächtig sei, sondern weil er den entsprechenden Gegenzauber seit seiner Lehrzeit bei Meister Tarrad nicht mehr geübt hatte. Dies wissend, hatte er nur auf sein Glück gebaut.

Sand! dachte Scheijian. Er blickte auf den verängstigt, aber geduldig wartenden Köhler und erwog, ihm mit einem raschen Griff den dünnen Hals zu brechen. Denn ohne den Träger des Wissens über den Ort, wo das Ei lag, gab es dieses Wissen nicht mehr. Einstweilen jedenfalls. Scheijian zögerte. Einmal damit angefangen, die Welt auf diese Art zu gestalten, wo führte das hin? Er kannte die Antwort: zur Lehre der Zaboroniten. Da war es beinahe besser, drei Tuzakwürmer zu erdulden. Abgesehen davon hatte ihn Berengar für den Tod des Alten beim besten Willen nicht bezahlt! Ich muß jemanden suchen, der kundiger in diesem Bereich der Magie ist als ich! dachte er.

»Ich merke nichts. Ich kann mich immer noch an nichts anderes erinnern!« meldet sich der Köhler besorgt zu Wort. Scheijian nahm die Hand von Anselms Stirn. Daß der Zauber mißlungen war, brauchte der Alte nicht zu wissen. Wo lag der Sinn, ihm die wenigen Jahre, die ihm noch verbleiben mochten, durch Angst zu vergällen?

»Sehr gut!« behauptete Scheijian. »Ich habe kurzfristig entschieden, daß es besser für Euch ist, wenn Ihr dieses gefährliche Wissen völlig verliert. Also habe ich Euch davon befreit und trage diese Last nun allein. Kein Gran davon ist mehr in Euch, das irgend jemandem nützen könnte. Bestimmt habt Ihr doch bemerkt, daß Euer Herz für einige Augenblicke schneller schlug. Ihr spürtet einen Druck auf der Brust, hattet einen unangenehmen Geschmack im Mund und merktet, daß Euer Speichel entweder karger oder häufiger floß als sonst. Möglicherweise habt Ihr sogar ein Rauschen in den Ohren.«

»Ja, ja, ja!« bestätigte der Köhler eifrig.

»Seht Ihr? Solche Begleiterscheinungen hat der Zauber«, behauptete Scheijian. »Ihr braucht Euch fürderhin keine weiteren Sorgen mehr zu machen. Sollte der Verfemte, was ich nicht glaube, nochmals bei Euch erscheinen, dann verfahrt, wie ich Euch geheißen habe. Sagt ihm, daß ich Euch das Wissen geraubt und seine Pläne vereitelt habe.«

Erleichtert bedankte sich Anselm bei seinem Wohltäter. »Noch eins«, sagte er. »Ihr nanntet mir nicht Euren Namen.«

Ein wenig spät, Bruder! dachte Scheijian. Was, wenn ich ya Sustilo hieße? Rasch log er: »Marno Gordovanaz, Magister supremorum der Halle der Erleuchtung! Merkt Euch diesen Namen, Köhler. Und falls Ihr ihn vergessen solltet, so stottert wenigstens nicht, wenn Ihr einen falschen Namen nennt!«

Scheijian verabschiedete sich von Anselm, schwang sich auf die Stute und wandte sie gegen Grambusch. Er fragte sich, wo er jemanden herbekäme, der den Zauber brechen konnte, welcher Anselms Wissen schützte, und der dann gefälligst weghörte, wenn der Köhler sich zu erinnern begann. Denn etwas mußte wegen dieses Eis unternommen werden. Es gibt wesentlich gefährlichere Hände als die des Cavallieros, in die es fallen konnte! dachte Scheijian. Er wußte nämlich um den Abend, der schon in Bälde über die Welt hereinbrechen sollte und vor dem zweitausend seiner Landsleute nach Asboran, der Geheimen, geflohen waren. Gegen diese Hände, deren Griff Scheijian fürchtete, waren die Hände ya Sustilos harmlos wie Kinderhände.

Ein Satz des Köhlers hallte in Scheijians Gedanken nach: Der Zauber scheint mir in all den Jahren nicht geschadet zu haben. Stimmte das? Oberflächlich be-

trachtet: ja, denn der Blinde überlebte nun schon seit Jahrzehnten einen Schlangenbiß, der ihn nach wenigen Jahren des Siechtums hätte töten sollen. Jedoch gab es etwas anderes Auffälliges, das die Überlebenden der Expedition, jedenfalls die Mehrheit von ihnen, miteinander teilten: Der blinde Anselm lebte heute, dreißig Jahre danach, völlig allein in seiner Hütte, genauso wie Berengar in seiner schönen Villa, wenn man von den Dienern absah. Gleiches galt für den Schuster Haldan oder die Frau, deren Schädel zermalmt worden war. Peckert hatte Frau und Kinder gehabt, über Angehörige des Gouverneurs wußte Scheijian nichts. Aber wenn man alle diese mittlerweile Toten zusammennahm, so war ihnen mit Ausnahme von dreien, möglicherweise vieren ein Leben in Einsamkeit beschieden gewesen. Konnte das Zufall sein? Scheijian schüttelte den Kopf. Die Philosophen seiner Heimat hatten schon vor Jahrhunderten ein Prinzip erdacht, das sie ›Rurs Daumen‹ nannten und das im wesentlichen besagte: Das Werk offenbart seinen Schöpfer. Nehmen wir an, dachte Scheijian, ihre spätere Lebensweise sei eine – vielleicht unbeabsichtigte – Folge des Zaubers gewesen, unter dem sie standen. Was sagt das über den aus, der diesen Zauber wirkte? Ergibt das einen Sinn? »O ja!« murmelte Scheijian. »Das ergibt sogar sehr viel Sinn!«

Plötzlich zügelte Scheijian das Pferd und fluchte.

»Schazak!« schalt er sich. »Warum gehst du überhaupt davon aus, daß der Köhler der einzige ist, der noch lebt?« Er drehte die Stute und ritt zur Hütte des Köhlers zurück. Auch wenn der Mann nicht wußte, was damals wirklich geschehen war, so wußte er doch wenigstens, wie viele Männer und Frauen überhaupt bei der Suche nach dem Ei dabeigewesen waren!

Der Köhler hatte seine Arbeit am Meiler noch nicht wieder aufgenommen. Er war nirgends zu sehen, offenbar hielt er sich immer noch angstgebeutelt in seinem Haus auf. Wer wollte ihm das verdenken? Scheijian stieg vom Pferd und ging zum Eingang der Hütte. Er hörte Stimmen. Sie kamen nicht aus dem Innern, sondern von der Scheijian abgewandten Längsseite des Hauses. Zwei Stimmen: eine fremde, überaus wohlklingende, die mit ihrer ungewöhnlich exakten Aussprache der Wörter beeindruckte, und eine bekannte, Anselms Stimme. Seine Stimme kam in gleichmäßigem Fluß, ohne jedwede Hebungen oder Senkungen.

»... am sechsten Tag«, erzählte der Köhler. »Sie ist ein hübsches Mädel aus Ragath. Doch das Grillentier, der Suff und ich sind schuld, daß sie stirbt.«

»Das ist nicht wichtig«, warf die fremde Stimme ein.

»Alles ist wichtig. Alles ist gleich wichtig«, erklärte der Köhler.

»Da irrst du. Schau her ...«

Ein Schnaufen war zu vernehmen, das Scheijian an eine Grotte am Meeresufer erinnerte, in die die See das Wasser hinein- und die Luft herausdrückt.

»Siehst du? ... Halt, geh noch nicht, sprich weiter.«

»Sechs Tage ist sie tot, da befiehlt uns der Ritter umzukehren.«

Wieder ertönte das Schnaufen, und die Stimme sprach dazu: »Nicht diese Geschichte, sondern die Wahrheit!«

»Wir wenden uns wieder vom Amran Gerbald ab und marschieren bis Pheruaz. Nach vier Stunden erreichen wir ein Tal. Ein Bächlein fließt hindurch, an dessen Ufer Bäume mit warziger Rinde wachsen. Ihre Zweige tragen blaue Blätter, deren Form an Piken spitzen erinnert. Marmwulf stirbt. Er stammt aus Moosgrund, und ich kann ihn nicht leiden. Sein Hals wird immer dicker, und der Ritter sagt ...«

»Das ist nicht wichtig«, sagte die Stimme, und abermals erklang das Schnaufen. »Wie kamt ihr in das Tal?«

»Wir überqueren die Furt bei Pheruaz und ziehen gegen Osten, nicht nach Westen. Da ist ein Tal, durch das ein Bächlein fließt. Marmwulf ...«

... Pfiff! ...

Lautlos und so geschwind wie möglich schälte sich Scheijian aus seinen überzähligen Lagen Kleidung. Bei

dem, was gleich getan werden mußte, brauchte er Armfreiheit. Mit Bestürzung hörte er mit an, wie der Köhler beschrieb, was sich seinerzeit bei der Suche nach dem Ei des Tuzakwurms wirklich zugetragen hatte. Irgend jemand hatte den alten Zauber gebrochen, der auf Anselm lag! Irgend jemand? Nein, so groß war die Auswahl nicht! Scheijian wußte, mit wem der Köhler sprach. Warum ist er hier? dachte er. Noch während sich Scheijian die Frage stellte, kannte er die Antwort: Und du dachtest, *du* verfolgst den Cavalliero? Narr! Er wußte darüber Bescheid, ist dir nachgegangen und hat mit deiner Hilfe herausgefunden, was er nie wußte! Nämlich über den Zauber und warum ihm keiner bisher Antworten geben konnte, auch wenn er es gewollt hätte! Narr, du dachtest, du seist der Jäger, aber tatsächlich warst du ein Spürhund!

Scheijian zückte die schmale Stahlklinge und schlich sich vorwärts, bis er über die Kante des Daches hinweg einsehen konnte, worauf ihm bisher die Sicht versperrt gewesen war. Der Köhler lehnte gegen die Schrägen des Hausdaches, vor ihm stand ein kräftiger Mann mit pfefferfarbenem Bart, der den Blinden gegen das Dach preßte. Blut verfärbte den Schnee um Anselms übel zugerichteten Körper, und zum wiederholten Mal an diesem Tag fragte sich Scheijian: Mann, warum lebst du noch? Denn seine ganze Erfahrung sagte ihm: Niemand sah aus wie dieser Blin-

de und lebte trotzdem. Und wenn doch, dann brüllte er vor Pein und sprach nicht in dieser erschreckend unbeteiligten Art und Weise! Scheijians Blick fiel auf die Hand des Cavalleros. Sie drückte nicht gegen Anselms Brust, wie er zuerst gedacht hatte, sondern war *in* seiner Brust, dort wo das Herz war, bis zum Handgelenk. In diesem Augenblick wußte Scheijian, daß der Köhler bereits tot war. Aber dennoch sprach eine Stimme aus seinem Mund. Und als der Cavalliero dem Toten erklärte: »Du weißt doch, daß ich dich nicht gehen lasse, nun sieh her, was ich mit dir mache!«, enthüllte sich Scheijian das Geheimnis des Zaubers, der im Astralen die violetten ›Schlieren‹ hinterließ, und er erkannte, wie Berengar, sein Freund, gestorben war.

Der Cavalliero quälte seine Opfer nicht zu Tode, wie Scheijian bisher angenommen hatte, sondern er tötete sie sofort, und das möglichst grausam. Finstere Magie verhinderte, daß der Geist den sterbenden Körper verließ, frevlerische Magie hielt ihn gefangen im Niemandsland zwischen Leben und Tod, bewies der entkörperten Seele mit verächtlichem Spott, daß nicht einmal der Tod ein Entkommen bedeutete. Die mehrmals von Scheijian festgestellten Verstümmelungen der Körper der Opfer dienten somit nicht der Folter der Lebenden. So war Berengar gestorben: gefangen im Nichts und miterlebend, wie das Vertrau-

testete, das seine Seele je gekannt hatte – ihr Heim, Berengars Körper – besudelt und zerstört wurde.

Wenn Berengar überhaupt im eigentlichen Sinne tot war! Wenn er nicht immer noch hilflos umherirrte, abgeschnitten von seinem Weg von Boron zu Tsa und von Tsa zu Boron!

Scheijian, der Maraskaner, dachte nicht mehr. Er war Zorn, er war Ekel. Das Urteil dröhnte wie von selbst aus seinem Mund, als er sich auf den Bärtigen stürzte: »Schmutz auf dem Angesicht der Welt!«

Der Bärtige fuhr herum, und seiner und Scheijians Blick trafen aufeinander. In diesem Moment wurde der schwache Hauch einer Erinnerung zum Sturmwind der Erkenntnis.

... kreuzten den schmalen Weg. Abdrücke von Stiefeln, noch nicht alt, denn die Fährte war deutlich zu erkennen. Selbst in diesem schummrigen Licht, das sich nicht entscheiden konnte, ob es dem Tag oder der Nacht angehörte, war es einfach, den Spuren im Schnee zu folgen. Die Jäger verfielen in einen schnellen Trab. Zweige und Äste peitschten ihre Gesichter, während sie über den knirschenden Boden rannten. Näher, näher, näher! Sie blieben stehen, witterten und lauschten, denn plötzlich hatte jeder für sich ein seltsames Gefühl, als seien sie nicht allein, als gebe es jemanden, der sie beobachtete. Doch da der Besitzer der Stiefel nicht mehr weit sein konnte, schllichen sie lautlos weiter.

Der Mann drehte ihnen den Rücken zu. Er stand vor einem Baum, an dem er sein Wasser abschlug. Helle Dunstschwaden stiegen auf, weiße Wölkchen. Absichtlich machten die Traumgefährten ein Geräusch. Der Mann fuhr herum. Er war groß, von aristokratischer Erscheinung, ein pfefferfarbener Bart schmückte sein Gesicht, das von peinlicher Berührtheit gezeichnet wurde.

Gleichzeitig holten die Traumverbundenen aus und schlugen ihm mit aller Wucht das Beil in die Brust. Der Getroffene riß Augen und Mund auf in Schmerz und Todesangst, sah, wie sein furchtbares Gegenüber erneut zuschlug, doch kein Laut kam über seine Lippen. Speichel troff ihm über den Bart. Ohne wirklich zu verstehen, blickte der Sterbende über die Schulter seines Angreifers auf den schwarzhaarigen Zuschauer, der keuchend einige Schritte entfernt stand, entsetzt stammelte: »Großvater, Mutter, Vater, Rahjajida, Alryscha, Raschid, Querinia ...« und sich wie eine Gauklerpuppe im Takt der mörderischen Schläge bewegte ...

Das Wesen, das einst ein Mensch gewesen und seit fast vergessenen Zeiten eine Kreatur der verfluchten Dämonenbrache war, trat in die klare Luft der ersten Dämmerung hinaus. Sie war kühl, doch nicht kalt wie noch eben. Das Wesen, das seinen Widerhall in den Träumen gefunden hatte, die Stimme und ihr Echo, ging vorbei an Fatimahs unordentlich bepflanztem kleinen Beet.

Eine Ziege sprang auf. Das Tier sah zwei schattenhafte Menschengestalten und meckerte vorwurfsvoll.

Etwa hundert Schritt von der Hütte entfernt warf sich eine der Gestalten auf die Knie und preßte die Stirn fest gegen den Boden. Sie sog den Geruch der kalten Erde ein.

Ein eigenartiges Gefühl des Nichtalleinseins überkam den Kniestenden. Scheijian sah vom Boden auf und erkannte hinter sich den Mann mit dem pfefferfarbenen Bart. Das Wesen, das die Gestalt des Cavalliero ya Sustilo angenommen hatte – eines freundlichen Herrn mit guten Manieren, aber keinerlei Empfinden für das Leid, das er zu entfachen gedachte –, erkannte Scheijian. Ruf und Antwort begegneten sich.

Der Sturm der verwobenen und geteilten Erinnerungen ebbte so unvermittelt ab, wie er begonnen hatte. Noch für einen kurzen Augenblick fixierten sich das mörderische Wesen aus der Dämonenbrache und der ausgesandte Mörder aus den Wäldern Maraskans, während der Leichnam des Köhlers langsam die verschneite Dachschräge hinabglitt.

Dann bewegten sich beide gleichzeitig. Mit zwei Sätzen war Scheijian bei dem falschen ya Sustilo und stach mit aller Kraft auf ihn ein. Eine Erschütterung lief durch seinen Körper, die Klinge entglitt seinen plötzlich gelähmten Fingern und flog im hohen Bogen davon. Genauso, als hätte er auf eine Basaltsäule eingestochen! Der Bärtige schlug nach Scheijian und traf ihn. Durch die Wucht des Schlags kugelte der

Maraskaner einige Schritt durch den Schnee. Kaum zum Halten gekommen, schoß seine Faust vor, und Worte der Macht kamen über seine Lippen. Aber der Zauber hatte ebensowenig Wirkung wie zuvor der Dolchstich. Der Bärtige dachte nicht daran, angstkreischend davonzurennen, sondern schritt auf den am Boden Liegenden zu. Rasch schlug sich der Maraskaner auf die Brust und wirkte einen zweiten Zauber. Wenn er schon waffenlos war und seine Magie keine Wirkung zeigte, dann wollte er doch wenigstens nicht schutzlos sein! Er erhob sich. Eine unsichtbare magische Rüstung schützte ihn nun ebenso wie offenbar seinen Gegner. Wenigstens waren sie sich in diesem Punkte ebenbürtig. Jedenfalls solange sein Gegenüber nicht ... Scheijan wünschte sich, daß sein Magierstab nicht Hunderte von Meilen entfernt in Jergan läge!

»Schlecht, wenn ein Magier sein Handwerkszeug vergißt!« ertönte die wohlklingende Stimme ›ya Sustilos. ›Wie lange, meinst du wohl, hält dein kleiner Schutz gegen mich an?«

Statt einer Antwort fuhr Scheijjans Arm vor. Eine Feuerzunge sprang aus seiner Hand, peitschte gegen die Gestalt des Bärtigen und fegte wirkungslos an ihr hoch.

»Weiter so!« sprach sein Gegenüber ungerührt. »Um so eher ist deine Kraft zu Ende und dieser lästige Zwi-

schenfall vorüber!« Seine Stimme klang leicht näselnd. Scheijian wunderte sich, daß ihm die absonderlich verbogene Nase des ›Cavallieros‹ zuvor entgangen war. Schritt um Schritt zurückweichend, antwortete der Maraskaner: »Selbiges trifft auch auf dich zu.«

»Täusch dich nicht«, kam die Antwort zurück. Der Schnee um Scheijian verwandelte sich in Dampf, ein brühendheißen Schmerz berührte den Maraskaner. Soviel Schutz bot ihm seine magische Rüstung nun auch wieder nicht. Scheijian biß die Zähne zusammen. »Was willst du?« fragte er.

»Nichts!« entgegnete der ›Cavalliero‹. »Nichts, mein eingebildeter Freund!« Seine Hände bewegten sich, und urplötzlich verkrampte sich Scheijians Brust, während sein Herz zu rasen begann. Mit mühsamen Sprüngen vergrößerte Scheijian die Distanz zwischen sich und ya Sustilo, bis sich sein Herz wieder beruhigte. Ich muß darauf achten, außerhalb der Reichweite seiner Magie zu bleiben! dachte er. Hätte ich nur meinen Zauberstab dabei, der mich rasch gegen magische Angriffe dieser Art schützen würde!

Scheijian sah zu dem Cavalliero hinüber, der wieder näher herankam. Etwas an seiner Körperhaltung war anders als zuvor! Was geschah da? Hatte dieses bruderlose Geschöpf etwa Schwierigkeiten, die ge raubte Form des ›echten‹ Cavallieros aufrechtzuerhalten, wenn es zauberte? Wiederum deutete Scheijian

auf den Bärtigen und lenkte seine arkane Kraft als Woge von Schmerz auf ihn. Der Bärtige taumelte kurz und bewegte seinerseits die Hände in komplizierter Gestik. Ein wuchtiger Schlag traf Scheijian, schleuderte ihn mehrere Schritt durch die Luft und ließ ihn so heftig aufprallen, daß ihm winzige schwarze Flecken vor den Augen tanzten. Nur das nicht! dachte Scheijian. Nur nicht das Bewußtsein verlieren! und rappelte sich wieder auf.

Das Äußere des ›Cavallieros‹ hatte sich nun deutlich verändert. Einer seiner Arme schien ein weiteres Gelenk zu haben. Was hatte diese Veränderung bewirkt? Scheijians eigener Zauber oder der Gegenzauber des ›Cavallieros‹?

›Ya Sustilos‹ folgte Scheijians Blick. Er bewegte den dreigliedrigen Arm und schüttelte mitleidig den Kopf. »Völlig unbedeutend! Bilde dir nicht ein, daß deine unbedeutenden Kräfte etwas bewirken könnten! Form, nur Form! Die Welt ist Form, alles ist Muster und Form! Auch die Kraft, die du nur so tölpelhaft zu nutzen weißt!« Er klatschte in die Hände. Um Scheijian herum schossen blitzartig spitze große Eiszapfen aus dem Schnee. Einer davon traf ihn. Der Maraskaner stolperte rückwärts, mühsam das Gleichgewicht wiedergewinnend. Ohne seinen magischen Schutz hätten ihm die Eiszapfen das Bein durchbohrt.

»Wenn dir meine Fähigkeiten so unbedeutend erscheinen«, gab Scheijian zurück, »warum zögerst du dann die Angelegenheit so sehr hinaus?«

Fieberhaft suchte er nach einer Möglichkeit, seinem Gegner zu schaden. Dessen Kräfte waren beachtlich, aber auch er mußte eine Schwachstelle haben. Wo lag sie, und was bedeutete dieses Geschwätz über Form? Nur Verwirrung? Eine der frühen Peldikerinnen, druidisch beeinflußt, hatte eine entfernt ähnlich klingende Theorie vertreten: Arkane Kraft entstammt nicht den astralen Strömen, sondern ihrer Anordnung und Struktur, damit dem Gefaser der Welt selbst. Zauberei bündelt nicht diese Kräfte, sondern verändert ihre Anordnung, wodurch am Ende alles gegen einander austauschbar wird. Indessen konnte niemand etwas mit dieser Theorie anfangen, einschließlich jener Magistra. Letztlich ihr Glück, denn ihre marraskanischen Landsleute hätten es ihr sehr übelgenommen, hätte jemand Experimente mit Rurs Geschenk an Gror angestellt.

Der Cavalliero schnippte mit den Fingern beider Hände. Seine Wangen zitterten kurz, und von einem Augenblick auf den anderen verwandelte sich sein kurzes graues Haar in dicke senffarbene Borsten. Was hat das wieder zu bedeuten? dachte Scheijian.

»Nimm einfach an, daß du ... meinen Appetit anregst«, antwortete der Cavalliero böse lächelnd.

»Denn die Antwort verstündest du ebensowenig wie ein gelber Kohm-Maulwurf. Sind sie dir übrigens immer noch so zuwider, Scheijian von Tarschoggyn?«

Scheijian hielt inne. Er sah zur Köhlershütte hinüber, weit über hundert Schritt hatte ihn der falsche Cavalliero schon davon fortgedrängt. Die gestohlene Stute war nirgends zu erblicken, vermutlich wurde sie von einer größeren Schneewehe verdeckt. Er mußte versuchen, wieder näher zu dem Pfad zu gelangen, der ihn zum Köhlerhaus geführt hatte. Aber das bedeutete einen mühseligen, insbesondere langsamem Weg durch tieferen Schnee!

»Ich kenne dich nicht!« entgegnete Scheijian. »Ebensowenig Khom-Maulwürfe.« Woher kannte diese Kreatur seinen Namen?

»Aber sicher doch, Scheijian von Tarschoggyn! Bemerktest du denn nicht das Band zwischen uns?« widersprach der Cavalliero. »Meinst du, unser gemeinsames Erleben – obwohl wir doch Hunderte Meilen auseinander waren – kommt von ungefähr? Ihr habt ja so vieles vergessen, ihr armseligen Beni Rurech!«

»Ich kenne dich nicht. Wir hatten kein gemeinsames Erleben. Du sprichst über einen Traum, den mir Bruder Boron schickte«, beharrte Scheijian. Unentwegt ging er weiter rückwärts und schlug einen Bogen in Richtung der Straße ein.

»Bruder Boron, Schwester Tsa, die Hand Tsas, ihre

Finger?« spöttelte der Cavalliero. Er schien zu ahnen, was Scheijian vorhatte, und schnitt ihm den Weg zur Straße ab. »Warum wehrst du dich gegen mich, Scheijian von Tarschoggyn? Warum heißt du mich nicht willkommen wie einen alten Freund?«

»Du bist nicht mein Freund. Du bist der Mörder meines Freundes«, erklärte Scheijian knapp. Wohin jetzt? Er mußte unbedingt zu der Stute gelangen!

»Du erinnerst dich nicht an das Gestern«, sprach der Cavalliero weiter. »Aber ich bin alt. Ich habe Jahrhunderte in der Brache verbracht. Ich erinnere mich an alles, und dich habe ich gleich wiedererkannt.«

»Lächerliches Geschwätz und Lügen! Ich kenne dich nicht. Was willst du mit dem Ei?«

»Dasselbe wie du damals. König werden, Haran, Cherzak, was sonst? Haran-ga-Haran! Mir fehlt nur noch ein lohnender Ort für mein künftiges Reich.«

»Versuch es in den Niederhöllen!« schlug Scheijian vor. Die Anspielungen, diese Aufzählung maraskanischer Herrschertitel gaben ihm ein ungutes Gefühl. Was sollte das? Kannte ihn das Wesen vielleicht doch aus einer anderen Zeit?

»Wie unfreundlich! Dabei warst du einmal einer von uns, Scheijian ben Rurech«, sagte der Bärtige.

»Kaum. Ich lebte nie in der stinkenden Suhle, aus der du gekrochen bist!«

»Du weißt es nur nicht mehr«, behauptete der Cavalliero. »Welche Ironie!« Seine Stimme wurde höher, jünger, mädchenhaft. »Was bist du, Scheijian von Tarschoggyn?« fragte er plötzlich mit der Stimme Milhibethjidas, der Hohen Schwester des Tempels zu Tuzak. »Was glaubst du in deinem vorigen Leben gewesen zu sein? Denk nach. Vielleicht warst du ja Rurechs Stammeshexe und hast an seiner Seite gegen die *Surgh* gekämpft.« Seine Stimme nahm wieder ihre normale Klangfarbe an. »Gegen die Surgh! Welche Ironie, Bruder Scheijian! Du könntest alles gewesen sein, doch du warst es nicht, sondern stets eines. Am allerwenigsten warst du Rurechs Stammeshexe. Du warst immer einer von *uns*. Nur daß du die Seiten gewechselt hast!«

Scheijian erstarrte. »Ein Surgh?« fragte er entgeistert.

Der Cavalliero nickte, und seine Augen blitzten auf.

Schwungvoll krachte Scheijians Handkante in die geöffnete Linke, während er gleichzeitig die astralen Kräfte in eine Form zwängte. Endlich hatte er das Spiel durchschaut, das diese Kreatur mit ihm trieb! Wahllos las sie in seinen Gedanken und verwob beliebige Bruchstücke zu Lügengespinsten! Scheijian war sich bewußt, daß sein eigener Zauber ihn nur kurzfristig gegen dieses Ausspionieren seines Geistes

schützen konnte. In seinem Kopf gab es große und kleine Geheimnisse, wichtige und unwichtige, doch vor allem solche, die nur ganz allein ihm, Scheijian, gehörten! Welchen Sinn hat es, gegen ein Geschöpf zu kämpfen, das mühelos jeden meiner Gedanken belauschen kann? dachte Scheijian. Als der Maraskaner bemerkte, daß zu allem Übel jetzt auch noch sein magischer Schutz die Wirkung verlor, drehte er sich um und rannte los. »Was ist ›Asboran‹, Sedu?« hörte er hinter sich eine wohltönende Stimme.

Scheijian rannte, so schnell er konnte, durch den kniehohen Schnee, darauf hoffend, daß er nicht unversehens über etwas stolperte oder in eine Kuhle mit tieferem Schnee geriet! Wie lange konnte diese Jagd andauern? Sein Körper war jünger, war schneller als der ya Sustilos! Im Lauf sah Scheijian zurück. Der Cavalliero verfolgte ihn hartnäckig. Wiederum fand eine Veränderung an ihm statt, doch nicht nur an einem Teil seines Körpers! Bei der Gnade Rurs! dachte Scheijian. Er verwandelt sich in einen Wolf!

Hastig riß sich der Maraskaner im Laufen die Kleidung vom Leib. Wams, Bluse, Schal fielen in den Schnee, während er an das Brausen des Windes dachte, die Wärme der Sonne, die Freiheit der Höhe und gleichzeitig die magischen Worte hinausschrie. Als der große Wolf ihn schon fast erreicht hatte, erhob sich der rote Vogel mit einem stolzen Schrei.

Geschwind schraubte sich Scheijian der niedrig hängenden Wolkendecke entgegen. Wieviel hat er von mir erfahren? dachte er. Ich muß nach Maraskan. Ich muß sie warnen. Dieses Ei muß verschwinden – besser noch, wenn dieses Geschöpf dort ein Hinterhalt erwartet! Ich muß nach Asboran, der verborgenen Stadt!

Scheijian sah aus der Höhe hinab. Kein Wolf war zu sehen, dafür ein geflügeltes graugrünes Wesen, groß wie der Maran, mit Hautschwingen wie eine Fledermaus, der Körper eine Mischung aus Echse und warziger Kröte.

(... nur ein Drache ...)

Wieviel Zauber beherrscht er denn noch? dachte Scheijian verzweifelt. Wenn er überhaupt Zaubersprüche benötigt! Er stieg mit kraftvollen Flügelschlägen höher. Im Vergleich zu dem zweiten Flugwesen schien der Maran ein wenig schneller zu sein,

(... und wendiger ...)

aber nicht soviel schneller, als daß Scheijian seinen Verfolger hätte abschütteln können. Der Unterschied in den Geschwindigkeiten mochte allenfalls eine oder zwei Meilen Vorsprung nach einer Stunde ausmachen! Nicht genug!

(... wozu auch? Nur ein Schuppendvieh, noch dazu ein kleines ...)

Scheijian flog in einem engen Bogen zurück. Berrengar hat für seinen Mörder bezahlt, dachte er ent-

schlossen. Es wird Zeit, deinen Auftrag zu einem Ende zu bringen, mein Freund! Hier in der Luft kann die Kreatur wahrscheinlich genausowenig zaubern wie ich. Und wenn dieser Tag der meinige ist, dann ist er es. Preise die Schönheit!

Gleichzeitig steigend und einer enger werdenden Spirale folgend, umkreisten sich, der Maran und die Echse, Scheijian und das Geschöpf aus der Dämonenbrache. Eine kämpferische Freude hatte von Scheijian Besitz ergriffen, die mit jedem Schritt Höhe an Intensität zunahm. Er wußte, daß am Ende dieser Spirale eine Entscheidung zwischen Leben und Tod wartete, doch er fürchtete diesen Augenblick nicht. Die ihm unbekannte Sehnsucht nach diesem vielleicht letzten aller Augenblicke ließ Scheijian nicht los. Eine Sehnsucht, die erfüllt werden wollte, doch nicht zu schnell. Die lauernde Vorfreude in ihm wollte langsam genährt werden. Am Ende der Spirale, als die beiden Gegner aufeinandertrafen, explodierte die mörderische Sehnsucht in wilde Lust. Sie ließ Scheijian die Schmerzen vergessen, als sich die scharfen Zähne von ›ya Sustilos‹ Echsengestalt in ihn gruben und die scharfen Krallen nach ihm schlugen. Heftig flatternd verkallten sich die beiden Windgeschöpfe ineinander. Der Maranschnabel hackte nach dem Echsengeschöpf, die Zähne seines Todfeindes färbten Scheijians gelbes Brustgefieder rot!

(... tumbes Drachenvieh ...)

Mitten im Kampf verspürte Scheijian einen scharfen Stich. Er kann doch noch zaubern! dachte er erschrocken, als er des langen Stachels gewahr wurde, der sich in seinen Körper gebohrt hatte. Diesen Stachel hatte der Echsen-Kröten-Fledermaus-Körper noch vor einem Augenblick nicht gehabt. Er hatte sich einfach aus seinem Körper herausgebildet!

Dort wo der Stachel das rote Gefieder des Marans durchstach, verfärbte es sich blauschwarz. Er vergifte mich! dachte Scheijian verzweifelt, schlug wild mit den Flügeln und suchte sich zu befreien. Mit jedem Augenblick pumpte der Stachel mehr Gift in seinen Körper und brachte ihn dem Tod näher. Doch als hätte ein Eigenleben von ihnen Besitz ergriffen, bohrten sich Scheijians Vogelkrallen fester in den Leib des Gegners und schlossen sich in einem unlösbarem Griff. Und je stärker der Magier mit den Flügeln schlug, um aus dem Kampf zu entkommen, desto hartnäckiger zogen seine Krallen das Echsenwesen zu ihm heran. Dummer Vogel! dachte Scheijian erschöpft und verhallte wie ein Echo.

Scharfe Augen mit Nickhäutchen zu beiden Seiten des Schädelns.

Das Wissen um den Wind.

Das Wissen um den Stolz.

Respektiere den Haran oder verdiene seine Verachtung!

Ein glucksendes, gackerndes, kollerndes Geräusch kam aus der Kehle des Roten Marans, der sich an sein Menschsein nicht mehr erinnerte. Hätte jemand den Vogel verstehen können, so hätte er vernommen: Was versuchst du da, Drachengnom? Mich zu vergiften? Einen Roten Maran? Wie lächerlich! Wie beleidigend! Wie unverschämt!

Ein schriller Schrei drang aus dem Schnabel des gefiederten Riesen, wie er anmaßender aus einer Vogelkehle kaum kommen konnte: »Höre und lerne! Hier ist zwar nicht der Himmel über Maraskan, aber gewiß ein Himmel, über dem ein Maran schwebt!«

Der rote Vogel hörte auf zu fliegen und legte die Schwingen an. Wie ein Stein hing er an seinem Feind. Das Geschöpf mit den Hautschwingen leistete einen winzigen Augenblick lang Widerstand, dann stürzten beide Flugwesen senkrecht in die Tiefe. Die kräftigen Beinmuskeln des Marans spannten sich, seine Krallen zerrten an der verächtlichen Beute und rissen sie in Stücke.





Asboran

Am nördlichen Horizont erhob sich ein Massiv roter Berge. Obwohl an die zweitausend Menschen an diesem Ort wohnten, konnte man ihn kaum Stadt nennen. Drei Wohntürme aus Holz und Lehm reckten sich dem Himmel entgegen, zwei weitere waren im Bau, der Rest der Siedlung bestand aus einfachen Hütten und Zelten. Und dennoch hatte dieser Flecken Land bereits einen Namen erhalten, bevor der erste seiner jetzigen Bewohner gewußt hatte, wo er lag: Asboran, die Verborgene, Zufluchtstätte der Flüchtlinge aus Maraskan vor den kommenden dunklen Zeiten.

Der Rat der Stadt tagte, sechzehn Köpfe, darunter fünf Priester und Priesterinnen der Göttlichen Zwillinge, auf einer dem Wald ringsum abgetrotzten Lichtung. Der Mann, über dessen Anliegen eben beraten worden war, stand immer noch in der Mitte des großen Kreises. Jäh trat er einen Schritt zur Seite und stampfte auf. Er bückte sich, griff mit spitzen Fingern nach etwas, das aussah wie ein Blatt, und zeigte es der Versammlung. »Diese Käfer findet man öfter hier.

Weiβ jemand, ob sie giftig sind? Ich finde, sie sehen sehr danach aus.«

Getuschel setzte ein, das schlagartig allgemeinem Gelächter wich, als eine einzelne Stimme sagte: »Willkommen daheim, Bruderschwestern!«

»Sonst noch etwas?« fragte eine der beiden Priesterinnen, die an diesem Tag den Vorsitz in der Versammlung hatten, und sah erwartungsvoll in die Runde.

Eine ältere Frau erhob sich. »Man muß endlich etwas wegen des Viehs unternehmen. Es hat schon wieder ein Schaf gerissen!«

»Weiβ man denn inzwischen, welch ein Vieh es ist?« fragte die Priesterin.

»Gewiβ doch, Schwester!« antwortete die Frau. »Man hat ihn dieses Mal dabei beobachtet! Es ist ein Maran.«

»Ein Maran?« warf ein dunkelhaariger, großgewachsener Mann ein. Wie immer saßen rechts von ihm seine Adjutanten, die Blonde und der Dickliche. Endijian – bis zum Exodus der Zweitausend hochrangiges Mitglied der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas, ein vielfacher Mörder wie seine Begleiter, nun Anführer der ›Krieger Tsas‹, der Beschützer Asborans, der Stadt der Gläubigen und Mörder. Sieben seiner Leute kannte man, wie viele dieser einst käuflichen Mörder sonst noch unter den zweitausend leb-

ten, wußte nur noch die Priesterschaft. »Ein Maran?« wiederholte er. »In dieser Gegend gibt es keine Marane.«

Die Frau zuckte die Schultern: »Wenn du einen besseren Vorschlag hast, Bruderschwester ... Er ist groß, rot und hat eine gelbe Brust. Welcher Vogel sollte es sonst sein?«

»Eines verstehe ich nicht, Schwester«, richtete die Priesterin das Wort an die Bäuerin. »Warum habt ihr ihn nicht einfach gejagt? Warum kommst du zu uns?«

»Wir wissen nicht, ob sein Erscheinen etwas Gutes oder etwas Schlechtes verheißt«, erklärte die Bäuerin. Sie richtete das Wort an den Anführer der Krieger Tsas. »Natürlich weiß ich, daß es hier keine Marane gibt, wir sind schließlich nicht ...« Sie zögerte. »Doch wir sind zu Hause. Aber wie kommt der Vogel hierher? Sucht er vielleicht ebenso Schutz, wie wir ihn gesucht haben? Oder ist er nur ein Räuber, der uns plagt? Dürfen wir ihn daher vertreiben, oder ist sein Hiersein ein Teil von Rurs weisem Plan?«

Diese Frage bedurfte der Erörterung. Nach mehreren Stunden wurde beschlossen, daß vier Priester der Zwillinge auszögen, den Maran zu finden und das Rätsel seiner Anwesenheit in Asboran zu deuten. Drei Tage lang suchten sie ihn, ohne ihn ausfindig machen zu können. In der Zwischenzeit verschwand ein weiteres Schaf. Der Räuber war immer noch in

der Nähe. Ungewöhnlich für diese menschenscheuen Vögel!

Am fünften Tag kam ein Fremder in die künftige Stadt. Ein Mann Mitte Zwanzig und offenbar sehr verwirrt. Er wurde sogleich bemerkt, denn niemals kamen Fremde nach Asboran. Daß er die gleiche bunte Kleidung trug wie alle anderen, fiel nicht auf; daß die Kleidungsstücke auf einer Wäscheleine fehlten, erst Stunden später.

»Bei der Schönheit der Welt! Wo bin ich?« fragte der Verwirzte.

»Bei der Gnade Rurs, in Asboran!« antwortete man ihm. »Bruderschwester.«

Erschrocken faßte sich der Mann an die Stirn (nachdem er zuvor etwas Gewölle ausgewürgt habe, wie eine gewisse Alryscha aus Tuzak später behauptete) und rief aus: »In Asboran! Welchen Mond haben wir?«

Die Antwort auf die Frage mußte warten, denn eine Stimme scholl über die Baustätte der Stadt: »Scheijian von Tarschoggyn! Was führt ausgerechnet dich hierher?«

Scheijian fuhr herum. »Endijian! Endijian von den Kriegern Tsas, unser einstiger Wezyrad! Offenbar bin ich wirklich da, wo man behauptet, daß ich sei!«

»Was führt dich hierher, Bruder?« erkundigte sich sein ehemaliger Kumpan mit wachsamer Neugier.

Scheijian schüttelte den Kopf. »Mein Wort! Das weiß ich selbst nicht!«

An einem weniger öffentlichen Ort berichtete Scheijian dem früheren Kämmerer der mörderischen Bruderschaft, was ihm in den letzten Monden widerfahren war. Er hatte mittlerweile mit Erstaunen herausgefunden, daß es ihm sechs Wochen lang nicht gelungen war, seine Menschengestalt zurückzuerlangen, eine Zeit, an die er sich nicht erinnerte. Als Scheijians Geschichte zu der Stelle gelangte, wo er beschlossen hatte, die Stute zu stehlen, um mit ihr nach Grambusch zu reiten, brach Endijian in lautes Gelächter aus, kippte von seinem Sitzkissen, hielt sich den Bauch und japste nach Luft.

»Was ist daran so lustig?« fragte Scheijian pikiert.

»Du hast dieses Brandzeichen wirklich nicht erkannt?«

»Nein. Was ist daran so witzig? Ein Pferd mit einem Pferdekopf?«

Der ehemalige Kämmerer schüttelte immer noch lachend den Kopf. »Nicht irgendein Pferd! Eine Stute! Eine Stute mit einem Stutenkopf! Bruder, das Roß, das dich zum Mörder deines Freundes trug, stammte aus einem Rahjagestüt. Da sage noch einer, die Liebe verleihe nicht gelegentlich Hufe!«

Scheijian schüttelte bedrückt den Kopf. »So lustig war das keineswegs.«

Als Scheijian seine Geschichte beendet hatte, be-

fragte ihn Endijian nach dem Cavalliero. »Woher wußtest du, daß er lügt?«

»Zum Teil aus den Heiligen Rollen, zum Teil geraten!« erklärte Scheijian. »Du darfst nicht vergessen, Bruder, daß dieser Wald seit fast zwei Jahrtausenden ein verwunschener Ort ist! Wer weiß, wie lange diese Kreatur, die danach diesen irrwitzigen Cavalliero getötet und seine Gestalt angenommen hatte, schon darin lebte? Er sagte, er sei alt. Vielleicht war das sogar die Wahrheit! Stell dir vor, er wäre tatsächlich einmal ein Mensch gewesen, und nicht etwa ein Daimonid, und vor tausend Jahren von diesem verfluchten Wald eingefangen worden! Auch wenn sich das unglaublich anhört, stell es dir vor. Das wäre ungefähr die Zeit gewesen, bevor unsere Vorfahren ihre Heimat verließen und nach Maraskan flüchteten und als sie von etwas oder jemandem bedroht wurden, das sie ›Surgh‹ nannten. Insofern hätte dieses Geschöpf recht haben können.«

»Und warum hast du ihm dann nicht geglaubt?«

Scheijian griff nach seiner Teeschale und drehte sie nachdenklich zwischen den Fingern. »Die Heiligen Rollen haben uns vor der Rückkehr des verruchten Bethaniers gewarnt. Deshalb hast du dich mit den Priestern zusammengetan, Bruder, und deshalb seid ihr hier. Sie sagten nichts von der Rückkehr der Surgh. Also log er.«

Endijian seufzte. »Ja, das ist einsichtig. Vorausgesetzt, wir haben die Schriften richtig gedeutet. Wirst du dieses Eis wegen noch etwas unternehmen?«

»Nein!« beschied ihn Scheijian. »Ganz bestimmt nicht. Ich habe viel zu viele Gedanken an dieses Ei verschwendet, und ich werde mich davor hüten, eine Situation herbeizuführen, die mich zum Ausgleich sehr viel weniger Gedanken daran verschwenden läßt. Es soll bleiben, wo es ist.« Er führte die Tasse zum Mund nahm einen Schluck. »Nein, ich mache mir nur Sorgen, wie ich dem Zweiten Finger erkläre, was aus dem Geld wurde, das mir Berengar für das Leben dieses falschen Cavalleros gab!« Er grinste den früheren Gefährten an. »Der Taler liegt irgendwo bei Grambusch im Schnee, sofern der inzwischen nicht weggetaut ist. Endijian, du warst etliche Jahre der Wezyrad der Bruderschaft. Sprich, werde ich am Ende selbst diesen Taler bezahlen müssen?« Scheijian stellte seinen Becher ab und starre in die bräunliche Flüssigkeit. »Ich dachte tatsächlich stundenlang, ich hätte Berengar noch einmal getroffen! Ist das nicht beängstigend? Ein Traum, so wirklich, daß man ihn nicht vom Wirklichen unterscheiden kann! Wenn ich daran denke, daß ich letztlich dasselbe tat, wofür ich insgeheim die Rebellen verspottete! Oh, das vergaß ich dir zu erzählen! Mujiabor von den Fren'Chira Marustazzim behauptet nämlich, Dajin habe ihm einen

Traum geschickt und darin seinen Willen mitgeteilt.
König Dajin, verstehst du?«

»König Dajin hat Mujiabor im Traum befohlen?« wiederholte Scheijians früher Gefährte gedehnt. »Er lügt«, stellte er mit unbewegtem Gesicht fest. »Dajin kann keine Träume schicken. Er muß es auch nicht. Er kann sprechen, wenn er etwas will! Wozu hat er schließlich einen Mund?«

Unter einem alten Baum in den dichten Wäldern Maraskans lag das Ei. Seine Schale war ockerfarben und übersät mit braunen Warzen, die durch dünne Linien untereinander verbunden waren. Über die Jahrhunderte war das über einen Schritt messende Ei durch sein Gewicht in das Erdreich gedrückt worden, so daß jetzt weniger als die Hälfte von ihm noch frei lag. Für die lange Zeit, die es ungeschützt unter dem Baum gelegen hatte, ausgesetzt dem Wandel der Jahreszeiten, den trockenen wie den feuchten, war sein sichtbarer Teil überraschend frei von Schmutz, Flechten oder Moos, so als hätte ihm der Staub der Zeit nichts anhaben können. Schon lange hätte das Junge des Tuzakwurms, das in dem Ei wohnte, die ledrige Schale aufreißen und schlüpfen können. Doch es wollte nicht. Denn vor mehr als zweihundert Jahren hatte das Ei ein erleuchtendes Gespräch belauscht.

»Wie wir wissen, ist die Welt ein Geschenk Rurs an Gror. Bist du damit einverstanden, Dschindajida, daß daraus sofort folgt: Die Welt ist Rur nicht fremd?«

»Du meinst damit, Gror wird den Weltendiskus empfangen und ihm sofort ansehen: Dies ist ein Geschenk meines Bruders und gleichzeitig meiner Schwester Rur, Meister?«

»Ja, da das Geschenk den Schenker ausdrückt, Schülerin! Doch folgst du mir auch darin: Weil die Welt Rur nicht fremd ist und dazu harmonisch, kann auch kein einziger Teil der Welt einem anderen Teil fremd sein? Ich sage, die Teile der Welt sind sich vertraut. Und weil keiner ihrer Teile dem anderen fremd ist, folgt daraus, daß jeder beliebige Teil des Weltendiskus das Wissen um jeden beliebigen anderen Teil in sich trägt, ja sogar der gesamten Schöpfung und letztlich Rurs selbst.«

»Ich verstehe dich, Meister. Der Teil ist das Gesamte, und daher meinst du, daß es möglich sei, mit Hilfe eines Steinchens deines Gartens alle Geheimnisse der Welt enträtseln zu können.«

»Ja, Dschindajida. Wir müssen nicht reisen, um die Welt zu entdecken, denn alles, was wir erkennen können, ist in Reichweite. Es ist nicht nötig, daß ich mein Haus verlasse. Und das werde ich dir beweisen!«

»Mit einem Stein, Meister?«

»Nein, mit etwas Leichterem einer Wurzel. Da sie

Teil der Welt ist, wird sie mir verraten, wie groß der Weltendiskus ist!«

Ein ganzes Jahrzehnt lang hatte das Ei über das Belauschte nachgedacht und mittlerweile erfahren, daß es auf einer Insel lag. Den ungeschlüpften Tuzakwurm reizte der Gedanke, daß das, was er belauscht hatte, ein Weg zur Erkenntnis sein könnte. Deshalb stellte sich das Ei die erste Frage: Wenn das kleine Land, auf dem ich selbst bin, durch ein kleines Meer von einem größeren Land getrennt ist, ist dann das große Land durch ein größeres Meer von einem noch größeren Land getrennt? Das Ei sann über die Frage nach, lauschte dem Wind, dem Regen und dem Keimen der jungen Triebe des Baumes, unter dem es lag. Endlich entschied es: Ja, genauso muß es sein! Was ich hörte, stimmt also! Doch wie ähnlich ist das kleine Land dem großen und dem noch größeren?

Fünfzig weitere Jahre vergingen, in denen das Ei über die Regelmäßigkeiten des Windes nachdachte und über die Strömungen der nie gesehenen Meere. Dann stieß der junge Wurm auf das Geheimnis der Buchten, ihre Entsprechungen und Gegensätze im kleinen, im großen und im noch größeren Land. Mitunter spielte der junge Tuzakwurm mit dem Gedanken, seine Hülle abzuwerfen, um endlich die Welt mit eigenen Augen zu sehen. Doch dann zauderte er wieder

und dachte: Es ist nicht nötig, daß ich mein Ei verlasse. So vieles ist noch über diese Welt herauszufinden.

Ein Rudel Weißer Parder nährte sich dem Ei. Neugierig strichen die großen Katzen darum herum. Dieses ockerfarbene Ding roch eßbar! Versuchsweise berührte eines der Tiere die Schale mit der Tatze. Das Ei erwachte aus seinen Gedankenträumen, rätselte, was seine Schale berührt haben mochte, und dachte dann: Geht! Ich habe noch soviel zu tun!

Einen winzigen Augenblick lang erstarrten die Parder. Mit ihren weißen Fellen sahen sie aus wie alabasterne Figuren. Dann sprangen sie vollkommen gleichzeitig davon. In den Wäldern der Insel wartete überall Beute auf sie. Außer bei diesem alten Baum! Da gab es nichts. Bestimmt!

Der junge Tuzakwurm wandte sich erneut seinen Studien über die Gesetze der Welt zu, die er wegen des Erscheinens der Parder unterbrochen hatte. Doch ein verwirrender Gedanke plagte ihn. Er hatte sich selbst durch die Augen der Raubkatzen gesehen und entdeckt, daß eine kleine Flechte auf seiner Schale wuchs. Einige Käfer sollen kommen und die Flechte wegfressen! dachte der Wurm.

Und die Käfer gehorchten.





Zeittafel

- 1561 v. H.** Erste Dämonenschlacht bei Gareth.
- 993 v. H.** Zweite Dämonenschlacht bei Brig-Lo und – als Folge davon – Untergang des Bosparanischen Reiches und Gründung des Neuen Reiches.
- 830 v. H.** Beginn der mittelreichischen Besiedlung Maraskans.
- 809 v. H.** Jagd auf den Tuzakwurm.
- 719 v. H.** Ankunft der Beni Rurech auf Maraskan. Ihr Glaube an die Zwillingsgötter Rur und Gror verbreitet sich rasch über die gesamte Insel.
- 666-654 v. H.** Arethin von Jergan erklärt sich zum Fürsten von Maraskan und löst alle Verbindungen zum Mittelreich. Nach-

folgender Bürgerkrieg zwischen ihm und Garalor, Graf von Tuzak.

- 654 v. H.** Die Sonnenlegion der Priesterkaiser beendet den Bürgerkrieg. Der Rur-und-Gror-Glaube wird für die nächsten 130 Jahre verboten. Die Originale der Heiligen Rollen gehen verloren.
- 525 v. H.** Rohal der Weise entmachtet die Arethniden. Die Verehrung der Zwillingsgötter wird wieder erlaubt.
- 430-250 v. H.** Zaboron v. Andalkan. Vermutlich verbergen sich mehrere Personen unter diesem Namen.
- 391-91 v. H.** Regierungszeit der Eslamiden.
- 280-217 v. H.** Zendajian der Stille.
- 234 v. H.** Dajin I. proklamiert das Unabhängige und Freie Königreich Maraskan.
- um 200 v. H.** Auslöschung der Zaboroniten. Entstehen der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas.

186-181 v. H. Regierungszeit Dajin VII.

67 v. H. Kalif Malkillah II. erobert Süd-Almada.

6 v. H. Kaiser Reto erobert Maraskan.

2 n. H. Tuzaker Aufstand.

17 n. H. Kaiser Hal kehrt von einer Reise ins Bornland nicht mehr zurück. Answin v. Rabenmund reißt den Kaiserthron an sich und hält ihn für fast ein Jahr. Ame-ne III., Königin des Lieblichen Feldes, ernennt sich zur Horas-Kaiserin. Die Orks dringen ins Mittelreich ein.

19 n. H. Niederlage der Orks vor Gareth.

20 n. H. Milhibethjida wird im Alter von acht (neun?) Jahren Hohe Schwester von Tu-zak.

21 n. H. Hals Sohn Brin wird zum Reichsbehüter gekrönt. Die Heiligen Rollen der Beni Rurech werden wiederaufgefunden. Sie verkünden die Wiederkehr Borba-rads.

- 22 n. H.** Maraskanische Rebellen plündern die einzige Enduriummine des Neuen Reiches in der Maraskankette.
- 24 n. H.** Exodus der Zweitausend, Gründung Asborans.
- 25 n. H.** Maraskanische Rebellen besetzen Sino-da.
- 26/27 n. H.** Borbarad erobert Tobrien.
- 28 n. H.** Qal'Hamin.

Erklärung aventurischer Begriffe

*Die Götter und Monate**

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes – entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes – entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt – entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe – entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes – entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie – entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd – entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung – entspricht Februar
9. Phex = Gott der Diebe und Händler – entspricht März
10. Peraine = Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde – entspricht April

* Im Kontext des maraskanischen Rur-Gror-Glaubens sind die Zuständigkeiten der Zwölfgötter teilweise anders definiert.

11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks – entspricht Mai
12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe – entspricht Juni

Maße, Münzen und Gewichte

Meile = 1 km

Schritt = 1 m

Spann = 20 cm

Finger = 2 cm

Dukat (Goldstück) = 50 DM

Silbertaler (Taler, Silberstück) = 5 DM

Heller = 0,5 DM

Kreuzer = 0,05 DM

Unze = 25 g

Stein = 1 kg

Quader = 1 t

Begriffe, Namen, Orte

Albernia = nordwestliche mittelreichische Provinz

Amene-Horas = Kaiserin des Lieblichen Feldes

Almada = an das Liebliche Feld angrenzende Provinz
des Neuen Reiches

Amhalassih = das frühere Südalmada

Aranien = Staat südöstlich des Neuen Reiches

Arethin und Garalor = die beiden Kontrahenten im maraskanischen Bürgerkrieg

Answin von Rabenmund = Graf von Wehrheim, riß 17
Hal den Thron des Neuen Reiches an sich

Aves = Schutzgott der Reisenden

Beni Rurech = tulamidischer Teilstamm, besiedelte um
700 vor Hal Maraskan

Beilunker Reiter = aventurienweite Depeschenagentur

Borbarad = auch Tharsinion oder Dharzjinion von
Bethana genannt

Erzmagier, von Rohal um 400 vor Hal in den Limbus
verstoßen

Bosparan = einstiges aventurisches Großreich, welches
das heutige Mittelreich und das Liebliche Feld um-
faßte

Bosparano = Sprache Bosparans, Vorläufer des Garethi,
heutzutage Sprache der Wissenschaft

Brin = Herrscher des Mittelreiches

bruderlos = maraskanisches Schimpfwort

Cres = Baronie in Almada

Cherzak = maraskanischer Adelstitel, etwa: Fürst, Herzog

Dajin VII der Fromme = legendärer maraskanischer König

Dere = die Welt

Dexter Nemrod, Baron von Ulmenhain = gefürchteter Leiter der Königlich-Garethischen Informationsagentur, bis vor wenigen Jahren Großinquisitor des Neuen Reiches. Nach der Eroberung Maraskans Leiter des Maraskankommandos

Difar = ein Dämon, auch Bezeichnung für Durchfall

Eslamabad = Hauptstadt des Amhalassih

Ferkinas = Tulamidisches Teilvolk im Raschtulswall

Gareth = Hauptstadt des Neuen Reiches

Garethi = vorherrschende Sprache in Zentralaventuren

Garethja = maraskanische Bezeichnung für Mittelreicher

Gror = eine der beiden Hauptgottheiten Maraskans, Zwilling Rurs

Hal = Vater Brins

Haran = maraskanischer Adelstitel, etwa: Graf Haranga-Haran = alter maraskanischer Adelstitel, der Haran aller Harans heutzutage wird damit i. a. Dajin bezeichnet

Haranydad = maraskanische Rebellengruppe

Hira = Fluß auf Maraskan

Horas = Titel der Kaiser Bosparans und neuerdings des Lieblichen Feldes

Khom = Große Wüste östlich des Lieblichen Feldes

Liebliches Feld = südwestlich an das Mittelreich angrenzendes Land

Madamal = der Mond

Marandoline = maraskanisches Musikinstrument

Maraskani = tulamidisch-garethische Mischsprache

Maraskanfedern = auch kurz: Federn, giftige Hundertfüßler

Maraskankette = Gebirgszug im Zentrum Maraskans

Maraske, Maraskantarantel = großes Spinnentier

Mawdli = novadischer Rechtsgelehrter

Mohas = Bewohner des Regenwaldes

Monomagiele = bestimmte Grundbausteine einer Zauberformel

Namenloser = auch Bruderloser (marask), Gegenspieler der Zwölfgötter

Neues Reich = auch Mittelreich, größter Staat Aventuriens

Nivesen = Volk im hohen Norden Aventuriens

Norbarden = Volksgruppe im Nordosten Aventuriens

Nostria = Königreich im Nordwesten Aventuriens

Novadi = Teilvolk der Tulamiden

Peldik = magiekundliche Denkschule mit eleganten Theorien, aber ohne brauchbare Resultate

Praiosscheibe = Sonne

Punin = Hauptstadt Almadas

Ragath = Stadt in Almada

Rajdegg = sehr schwer zu spielendes maraskanisches Saiteninstrument

Rastullah = Eingott der Novadis

Raschtulswall = Gebirgszug nördlich Araniens

Richter = ehemalige phex-praiotische Rur-Gror-Sekte während der Zeit des Verbots des Zweigötterglabens durch die Priesterkaiser, um 27 Hal in Festum neugegründet

Roab = Fluß auf Maraskan

Rohal = auch Ru'halla, Weißmagier und Staatsmann, einstiger Gegenspieler Borbarads

Rur = hermaphroditische Hauptgottheit Maraskans, Zwilling Grors

Rur'Uzat = äußerst seltene waffenlose maraskanische Kampftechnik.

Satinav = Dämon der Zeit

Schnitter = eine Art Buschmesser

Tobrien = östliche Provinz des Neuen Reiches

Tulamiden = aventurische Volksgruppe in Südaventurien

Tulamidya, Tulamidisch = Sprache der Tulamiden

Valpokrug = Baronie in Almada, umbenannt in Valpokrug-Dytlindesruh

Vinsalt = Hauptstadt des Lieblichen Feldes

Zaboron von Andalkan = maraskanischer Philosoph
Yaquir = Fluß, der durch Almada und das Liebliche
Feld fließt

Zendajian der Stille = maraskanischer Philosoph

Zhayad = rituelle Sprache der Magier

Zwölfgötter = Hauptgottheiten in Zentralaventurien,
gelten auf Maraskan unter der Bezeichnung Zwölf-
geschwister als Diener Rurs und Grors

